It. sing.
1513
t-1

H. sing. 1513 t
–1

<36642264920013
<36642264920013
Bayer. Staat

2600

Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland

In Briefen entworfen

von

D. Moores.

Nach der zweyten Englischen Ausgabe
in 2 Bänden.

Leipzig, 1779.
Bey Weidmanns Erben und Reich.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/10/233

An

Seine Gnaden

Douglas,

Herzog von Hamilton und Brandon, Marquis von Douglas, ꝛc.

NB. Wird gleich nach den Tittel des ersten Bandes gebunden.

Mein Herr Herzog,

So sehr ein eingeführter Gebrauch bey dieser Gelegenheit eine Sprache an mir entschuldigen möchte, deren ich mich noch nie bedient habe: so haben Sie doch von der Art nichts zu besorgen. Schmeicheley ist meiner Denkungsart so sehr zuwider als der Ihrigen. Auch rührt diese Zuschrift von keinem eitlen Wahne her, als ob der Glanz Ihres Namens das Publikum bewegen möchte, die Flecken in meinem Werke zu übersehen. Der höchste Rang kann seine eigene Besitzer selbst nicht vor Verachtung schützen, wenn ihre persönlichen Charaktere verächtlich sind: wie viel weniger würde er dann Anderer Einfalt oder Thorheit schützen können!

Gefühle der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit bewegen mich Eurer Gnaden diese Betrachtung der Gesellschaft und Sitten zu überreichen; und selbst ohne einige solche Rücksicht wird

sie

sie am füglichsten Ihnen überreicht, weil kein Anderer so gute Gelegenheit gehabt hat zu wissen, in wie fern ihr Inhalt der Wahrheit und Natur gemäß ist.

Vielleicht hielten mich einige für klüger, wenn ich dieß Werk einem weniger sachkundigen Richter zueignete. Aber mein Verlangen, Ihren Namen diesen unvollkommenen Skitzen vorzusetzen, wird vom zuversichtlichen Vertrauen ermuntert, daß Niemand geneigter seyn kann ihnen jene Nachsicht angedeihen zu lassen, deren sie, meines Wissens, so sehr bedürfen.

Mit der ehrerbiethigsten und herzlichsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Eurer Gnaden

gehorsamster und verbundenster Diener.

Der Verfasser.

Betrachtung
der Gesellschaft und Sitten in Frankreich, in der Schweiz, und in Deutschland.

I. Brief.

Paris.

Daß Sie nicht in die Stadt kamen, wie Sie sichs vorgenommen hatten, machte mich sehr verlegen; weil ich mich einige Zeit her sehr gesehnt hatte, Ihnen das, was zwischen Ihrem jungen Freunde und mir vorgefallen war, zu melden. Bis auf den Augenblick unserer Abreise verließ ich mich darauf, daß ich noch eine Gelegenheit bekommen würde, dieß mündlich zu thun, und nun ergreife ich die erste Gelegenheit, den ganzen Verlauf Ihnen auf die einzige mir vorjeßt mögliche Art zu berichten.

Sie werden sich noch jener Unruhen, die Sie einmal über die Spielsucht dieses jungen Herrn gegen mich äußerten, und der Beschwerlichkeiten erinnern, die er sich noch vor kurzem durch einigen Verlust zugezogen hatte. Auch werden Sie sich der Entschließungen erinnern, die er auf ihr Bitten wider das Spielen gefaßt hatte. Aber dieß wissen Sie noch nicht, daß er noch vor Ausgange des Monats, worinn er den Würfeln auf immer entsagt hatte, dieselbe aufs neue ergriffen, und zum Beschlusse Einer unglücklichen Nacht eine weit größere Summe verspielt hat, als er jemals vorher verloren hatte.

Er schämte sich seiner Schwachheit, verhehlte sein Unglück aufs sorgfältigste vor Ihnen, und zog sich dadurch einige kränkendere Umstände zu, als er jemals vorher gefühlt hatte.

Was ihn aber am meisten ärgerte, war ein Umstand, über den Sie sich eben nicht sehr wundern werden — die Gleichgültigkeit, welche viele, die sich seine Freunde nannten, gegen seine Lage äußerten, und jene Kaltsinnigkeit, womit sie sich aller Versuche, ihm aus der Noth zu helfen, überhoben. Verschiedene, denen er in den Tagen seines Glücks ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, versicherten, sie seyen schlechterdings nicht im Stande, irgend etwas von ihrer Schuld wieder zu bezahlen; jeder wußte irgend ein betrübtes Histörgen von einem unvermutheten Zufalle zu erzählen, der es ihm vorjetzt ganz unmöglich machte. — Und doch verspielte einer von diesen so unglücklichen Herren, den nämlichen Abend noch, da er sich geweigert hatte, unsern Freund wieder zu bezahlen, noch einmal so viel, und bezahlte die ganze Summe, bey Heller und Pfennig, baar.

Da nun Herrn . . . 's Erwartungen von diesen Hülfsquellen großentheils fehlgeschlagen waren, so wendete er sich an Herrn P . . in der **Stadt** * (**London**, im engern Sinne, und im Gegensatze von **Westminster**, ꝛc.) der ihm gegen rechtmäßige Zinsen so viel Geld vorstreckte, als er zur Bezahlung aller seiner Schulden brauchte, und dem er sein Gut dafür verpfändet hat. — Indem unser junger Freund mir alles dieß erzählte, versicherte er mir, die Reue, die er bey der Rückerinnerung an seine Thorheit fühle, sey weit größer, als jedes Vergnügen, das er jemals über Spielgewinnste gefühlt habe, oder vom größten Spielglücke genießen könnte. Er bezeugte zugleich, wie sehr er sich Ihnen und mir für unser Bestreben, ihm das Spielen abzugewöhnen, ver-

verbunden fühlte; er bedauerte es, daß unser Bestreben nicht eher gelungen war; hielt sich aber doch glücklich, daß ihm noch so viel übrig geblieben wäre, daß er auf eine anständige Art einem Haushaltungsplane gemäß leben könne, den er sich gemacht habe, und worin er bis zur Tilgung der Pfandschaft beharren wolle. „Ich habe nun, (setzte er auf eine feyerliche Art hinzu,) meinen letzten Entschluß gefaßt, dem Spielen auf den Ueberrest meines Lebens zu entsagen; und weiche ich jemals von diesem Entschlusse ab, so mögen Sie mich mit Recht für wankelmüthig, für unzuverläßig, Ihrer Freundschaft unwürdig, und für den schwächsten unter allen Menschen halten.“

Ohnerachtet nun der junge Herr in einer vorigen Gelegenheit nicht Wort gehalten hat, geben mir doch die vernünftigen Betrachtungen, die er über sein vergangenes Betragen anstellte, und die entschlossene Art, womit er redete, große Hoffnung, daß er seinen jetzigen Entschluß halten werde. — Ihm schien ich hiervon ganz überzeugt zu seyn; und ich getraute mir zu sagen, daß ich sein letztes Unglück im Spielen kaum bedauren könnte, da es eine so glückliche Wirkung gethan hätte; denn der, der stark genug ist, sich aus den Fallstricken der Spielsucht loszuwickeln, kann, wenn es ihn auch die Hälfte seines Vermögens, doch nichts von seinem sittlichen Charakter, kostet, sich überhaupt noch glücklich schätzen. Ich rühmte also die Weisheit seines Plans sehr, und contrastirte denselben mit dem gewöhnlichen Entschlusse derer, die beym Spiele unglücklich gewesen sind: die das Herz nicht haben, ihren Aufwand einzuschränken, oder ihr erstes Unglück zu ertragen, und sich höchstens nur bis zum Entschlusse bringen können, daß „sie dem Spielen entsagen wollten, sobald sie das verlorne wieder gewonnen haben würden;“ die im Wahne, als ob sie immer noch auf das Geld, das nun in anderer Leute

Taschen ist, ein Recht hätten, weil es einmal in ihren eigenen gewesen ist, ihr ganzes Vermögen verspielen, um einen unbeträchtlichen Theil wieder zu gewinnen; und weil sie eine kleine Beschwerlichkeit nicht ertragen können, sich endlich ganz nnd gar zu Grunde richten. Ich zeigte ihm, wie unendlich rühmlicher es sey, sich wegen der Wiederherstellung seiner Vermögensumstände lieber auf seinen eigenen Verstand und seine eigene Standhaftigkeit, als auf das veränderliche Spielglück zu verlassen, das, wenn es ihm auch günstig wäre, ihm seinen Verlust doch nur auf anderer Leute Kosten, und, allem Vermuthen nach, nur auf Kosten derer, die an seinem Verluste unschuldig gewesen wären, wieder ersetzen könnte. Mitten in meiner Rede kam sein beständiger Gesellschafter, ..., herein. Unser Freund, der ihm seinen Entschluß, dem Spielen zu entsagen, schon gemeldet hatte, bestrebte sich, diesen Herrn zu dem nämlichen Entschlusse zu bewegen; aber vergebens. . . . . . lachte über seinen Antrag; sagte, „er lasse sich auch gar zu leichte abschrecken: ein wenig Spielglück würde ihm wieder aufhelfen; seine Furcht für Verderben sey ein leeres Hirngespinst. Das Wort, Ruin, schalle zwar, wie mit bloßem Pulver geladenes Geschütz, fürchterlich, ziehe aber keine wirkliche Gefahr nach sich: gesetzt, es gienge ihm auch noch so unglücklich, so könnte er doch höchstens nur verderben; das heiße, nur in eben die Lage gerathen, worinnen sich manche von den angesehensten Leuten unter der Nation befänden. “

Darauf zählte er viele Beyspiele von Leuten her, die jedermann für ganz ruinirt hielt, und die demohnerachtet so gut, als die reichsten Leute in England lebten: „Karl Fox, z. E. einen ganz und gar ruinirten Mann, der doch noch eben so sehr als jemals von seinen Freunden geliebt, und von seinem Vaterlande bewundert würde. “

Auf

Auf diese herrliche Vorstellungen antwortete ich: „Wäre dem Beyspiele dieses Herrn niemand gefolgt, als wer sein Genie besäße, so würde seine Spielsucht niemanden jemals geschadet haben: Wer aber sein Ansehen blos seinem Vermögen zu danken hätte, der sollte es nicht so leichtsinnig aufs Spiel setzen, als jener thun durfte, dessen Vermögen, gegen seine Fähigkeiten gerechnet, allezeit unbeträchtlich gewesen wäre: und da sie es Herrn Fox in dem, weswegen man ihn mit so vielem Rechte bewunderte, nicht gleich thun könnten; so sollten sie ihm auch in dem, weswegen man ihn mit eben so großem Rechte tadelte, nicht nachahmen: Denn eben **das Feuer, das eine Guinee nur schmelzen kann, die immer noch ihren innern Werth behält, wenn auch gleich Seiner Majestät Bild nicht mehr darauf glänzet; eben das Feuer würde ein Stück Holz verzehren.** "

. . . . . schienen meine Gründe gar nicht zu gefallen. Bald darauf gieng er weg. Unser junger Freund hingegen schien in seinen Entschließungen bestärket zu seyn, und versicherte mir aufs neue, daß er nimmermehr davon abweichen wolle.

Da ich weis, wie sehr Sie sich seine Wohlfahrt zu Herzen nehmen, und welch ungemeine Hochachtung er für Sie hegt; so hielt ichs für billig, Ihnen diese Umstände zu berichten, die, ich weis es, Sie vergnügen werden. Seine größte Schwierigkeit, in seinem neuerwählten Plane zu beharren, wird er im Anfange finden: und im jetzigen Zustande seines Gemüths werden ihm die Liebkosungen und die Unterstützung der Freundschaft die wichtigsten Dienste leisten.

Sobald Ihre Angelegenheiten Ihnen eine Reise nach **London** erlauben, werden Sie, ich getraue mir's zu sagen, die nächste Gelegenheit ergreifen, sich ihm in den Weg zu werfen. Es wird Ihnen nicht schwer fal-

len, ihn dahin zu bewegen, daß er Sie aufs Land begleitet. Und ist er einmal einige Monate lang von seinen jetzigen Gesellschaftern und gewöhnlichen Zeitvertreibsörtern entfernt, so wird die Macht seiner alten Angewohnheiten nach und nach abnehmen; Ihr Umgang wird ihn stärken, und er wird wenig Gefahr mehr laufen, in den alten Kreis wieder hineingezogen, und vom Wirbel der Spielsucht und Verschwendung herumgeschleudert zu werden.

---

2. Brief.

Paris.

Daß Sie sogleich auf den Empfang meines Briefs nach London abreisen würden, durfte ich erwarten. — Nichts macht einen so geschäftig, als ein eifriges Verlangen, Gutes zu thun: und ich konnte vorher sehen, daß Sie die Gelegenheit, die ich Ihnen zur Vergnügung einer herrschenden Leidenschaft gab, sogleich ergreifen und benutzen würden.

Daß unser junger Freund und Sie in einer so innigen Vertraulichkeit mit einander leben, erfreuet mich sehr: und ich hoffe von Herzen, daß nichts eine Freundschaft stöhren werde, die für Sie eine Quelle vergnügter Gedanken, und ihm in jeder Rücksicht nützlich seyn muß. — Ich zweifelte nicht daran, daß er Sie gern aufs Land begleiten würde; ob er es aber nicht nöthig finden würde, Ihr anderes sehr freundschaftliches Anerbiethen anzunehmen, wußte ich nicht eben so gewiß. — Seine Weigerung ist ein Beweis, daß er sein Gemüth mit seinen Vermögensumständen zusammengestimmt hat; und bey einer solchen Denkungsart, bin ich überzeugt, wird er mit seinem noch übrigen jährlichen Einkommen

kommen mehr Vergnügen genießen können, als er bey einem fünfmal größern Aufwande genossen hat.

Sie dringen so sehr darauf, daß ich Ihnen ordentlich aus den verschiedenen Oertern her, wo ich mich während meiner Abwesenheit von England aufhalten mag, schreiben soll, daß ichs endlich für Ihren wahren Ernst halten muß, und Ihren Befehlen gewiß gehorchen werde.

Ich weiß es, Sie erwarten keine umständliche Beschreibung von Kirchen und Pallästen von mir. So sehr auch ihr Anblick den Zuschauer ergötzen mag, so pflegt doch die Beschreibung derselben, dem Leser wenig Vergnügen zu gewähren.

Es giebt Länder, (deren einige ich vor meiner Rückkehr nach England vielleicht noch einmal besuchen werde) deren Anblick das Auge allezeit reizt, deren Anmuth sich aber schwerlich mit Worten richtig schildern läßt. Dieß kann der Pinsel weit besser als die Feder leisten; dann dieweil man eine Beschreibung durchließt, pflegt die Landschaft leicht aus der Einbildungskraft zu verschwinden. —

Die Sitten, Gebräuche und Charaktere des Volks dürften, nebst den daraus entstehenden Gedanken, vermuthlich den Hauptstoff zum Briefwechsel abgeben, den Sie von mir verlangen. Dabey werde ich mir (und ich sage es Ihnen hiermit zum voraus,) jede Freiheit nehmen, die mir beliebt. Die Farbe meiner Briefe mag zwar, allem Vermuthen nach, einige Teinten oder Schattirungen vom Lande annehmen, worinn Sie geschrieben werden: wenn ich mirs aber einfallen lasse, dieweil Sie vielleicht Nachrichten von der Politik eines Ministers erwarten, mich bey niedrigen Advokatenstreichen zu verweilen, oder Ihnen ein alt Weibermährgen zu erzählen, wenn Sie sich nach Anecdoten von einem großen Feldherrn sehnen; so müssen Sie sich darüber

 nicht

nicht ärgern. Denn dürfte ich Ihnen nicht schreiben, was und wie mir selber beliebt; so würde der Briefwechsel, den Sie verlangen, für mich eine traurige Last, und folglich auch für Sie kein Vergnügen werden. Lassen Sie mich hingegen ganz frey und uneingeschränkt, so wird er mir wenigstens etwas zu thun geben, mir den angewöhnten Müßiggang vielleicht abgewöhnen, und mich veranlassen, mich jener Zeitvertreibe zu enthalten, wobey man sich so oft unter erzwungenem Lächeln und herzlichem Gähnen, noch zwo bis drey Stunden verweilt, nachdem alle Lust schon lang entflohen ist. —

Und doch harren viele, eine Nacht nach der andern, in diesem traurigen Zustande, blos weil es noch zu früh ist sich schlafen zu legen; — und was könnten sie auch sonst thun?

Haben Sie sich nie in dieser langweiligen Lage befunden? Ohne Lust wo man ist, und ohne Anlaß fortzugehen, harrt man da in einer unthätigen, gaffenden Austernlage, bis die Ebbe der Gesellschaft einen nach seinem Fuhrwerke hinausführt: und besinnt man sich hernach endlich in seinem Schlafzimmer, so findet man, daß man die zwo letzten Stunden in einer Art flatternder, sumsender Unachtsamkeit, ohne Gedanken und ohne Vergnügen, verlohren hat. —

Für Ihr Anerbiethen Ihres **Dûponts** danke ich Ihnen. Ich weiß Ihre Achtung für ihn, und seine Fähigkeit und Geschicklichkeit in der Kammerdienerkunst, und sehe also auch vollkommen ein, wie viel Sie mir, an ihm, abtreten wollen. Könnte ich bey einer andern Gelegenheit so eigennützig seyn und Ihr Anerbiethen annehmen; so würde mich doch vorjetzt meine Zuneigung zu Ihrem alten Freunde **John**, davon abhalten. Ich weiß es, als Kammerdiener ist **Dûpont** zwanzig **John's** werth: aber seine lange treue Ergebenheit kann ich nimmermehr vergessen, und ich bin seiner nun einmal so gewohnt,

wohnt, daß einer, den jedermann für einen flinkern Bedienten hält, mir nicht eben so wohl anstehen würde. Mich dünkt, sogar seine Fehler haben mir genutzt; sie haben mich genöthigt, manches, das andere durch ihre Diener thun lassen, für mich selber zu thun. Manche unter unsern Bekannten scheinen sich nicht eher rühren zu können, als bis sie von ihren Bedienten aufgewunden sind; und wissen ihre Hände zu irgend einem Geschäfte an ihren eigenen Leibern eben so wenig zu gebrauchen, als ob sie gichtbrüchig wären. Des Nachts müssen sie auf ihre Kammerdiener warten, ehe sie sich auskleiden und zu Bette legen können: und ist der Diener, des Morgens etwan nicht um den Weg, so mag sein armer Herr, wie eine Schildkröte auf ihrem Rücken auf der Küchentafel eines Aldermanns, so lange hülflos im Bette strabeln. Ich bin, ꝛc.

3. Brief.

Paris.

Ich fange an zu vermuthen, daß ich mich länger zu Paris aufhalten werde, als ich mir Anfangs vorgesetzt hatte.

Vor wenigen Nächten ging ich in die Italiänische Komödie. Indem ich mich da an der ausnehmenden Naïveté meines alten Freundes Carlin ergötzte, kam der Marquis von F —, den Sie zu London gesehen haben, in die Loge. Mit aller Lebhaftigkeit eines Franzosen und mit jedem Merkmale des Vergnügens und der Achtung, flog er zu mir. Zehentausend Fragen wegen seiner Freunde in England hatte er alle in Einem Athem an mich zu thun, und ohne auf meine Antwort zu warten. **Mein lieber Freund, der . . .;** meine liebe Freundin, **die . . .;** die schöne . . . die bezaubernde . . .

und du, mein liebes Kind! — Da bist du also zu Paris: — ich bin ganz entzückt — der T — hole mich! — ganz entzückt. —

Da ich sahe, daß wir die Gesellschaft stöhreten, und nicht hoffen durfte, daß der Marquis einige Zeit über ruhiger seyn würde, so schlug ich ihm vor, die Komödie zu verlassen: — Er willigte sogleich ein: — Sie haben Recht: es ist ja niemand da; das Haus ist eine Einöde. — (im Vorbeygehen, es war sehr voll) Da bin ich, wie Sie sehen, wie ein Neuling hergekommen; — jedermann ist im Colissee; — kommen Sie. — Wir setzten uns in sein Vis à Vis: er hieß den Kutscher geschwind wie alle Teufel fahren. Die Pferde liefen so schnell sie konnten, und des Marquis Junge noch weit schneller als sie. —

Als wir ankamen, schlug ich ihm vor, in die Gallerie hinauf zu gehen, wo wir die unten versammelte Gesellschaft übersehen, und einander ungestört sprechen könnten. Gut, sagte er, wir wollen uns in einen Winkel einnisten, und, wie zwey hinkende Teufel, jedermann die Musterung passiren lassen.

Eine Dame von feinem Wuchse und majestätischer Miene, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich fragte den Marquis, ob sie ihm nicht ungemein schön dünkte? — So, so! versetzte er, kaltsinnig. — Wir sehen sie aus einem ihr günstigen Standorte. Es ist ein Gemälde, das man aus der Ferne besehen muß. — Ich erwähnte sodann die außerordentliche Weiße ihrer Haut. — Vermuthlich ists der Geschmack ihres heutigen Liebhabers, sagte er; und sollte sich ein anderer einfinden, dem eine bräunliche Farbe besser gefiele, so würde sie, vermittelst einigen warmen Wassers, auch ihn vergnügen können.

Ich bemerkte hiernächst zwo Damen, die in ihrem Putze die ausschweifende Mode noch ein wenig übertrieben

trieben hatten. Ihre Züge verriethen die Annäherung eines funfzigjährigen Alters, so augenscheinlich sich auch ihre Kunst bestrebt hatte, dieß verhaßte Alter zu verhehlen.

Beym Anblicke derselben fuhr der Marquis auf. Ah, parbleu, sagte er, diese zwo Antiken sind Verwandtinnen von mir. Verzeihen Sie mir auf zwo Minuten; ich muß hin, und ihnen zu ihren Reizen gratuliren. Alte Frauenzimmer, fuhr er fort, die die Sucht haben, noch jung scheinen zu wollen, sind die rachgierigsten unter allen Geschöpfen, wenn man sie vernachläßigt; und ich habe besondere Ursachen, mich in ihrer Gunst zu erhalten. Er verlies mich hierauf; spazirte mit den Damen einmal herum: kam zurück; und setzte sich wieder zu mir. Ich habe mir noch glücklich herausgeholfen, sagte er. Ich sagte ihnen, ich habe einen Milord bey mir, den ich die Ehre haben würde, in ihrem Hause ihnen vorzustellen; und ich pflanzte einen jungen Offizier zu ihnen, dessen vornehmste Hoffnung einer Beförderung sich auf ihren Credit bey Hofe gründet, und der es eben so leicht wagen würde, seine Fahne in der Schlacht zu verlassen, als von diesen zwey alten Tapetenbildern wegzugehen, ehe sie sich von selbst wegbegeben.

Ein junger sehr prächtig gekleideter Mann trat herein. Er verkündigte seinen Stand durch seine Mienen, sein Geräusch, den lauten und entscheidenden Ton seiner Stimme. Der Marquis sagte mir, es sey der Herr Herzog von ...; dem müsse ich mich unumgänglicher Weise vorstellen lassen; ohne diesen Vortheil komme man zu Paris nicht zurechte; und setzte hinzu: — er ist ein wenig einbilderisch, unendlich dumm; übrigens das gutherzigste Kind von der Welt.

Ein feines Frauenzimmer erschien zunächst, das die Bewunderung der ganzen Versammlung auf sich zu ziehen

ziehen schien. Es schwam rings um das Colissee herum, von einem Kreise von Pflastertretern umringt, deren Augen auf sie geheftet waren, und die, wie Trabanten unter dem Einflusse ihres Planeten, durch ihre Bewegung schienen bewegt zu werden. Sie hingegen war vollkommen heiter, und über die Aufmerksamkeit und die Augen der Zuschauer gar nicht verlegen. Sie lächelte den einen an, winkte dem andern, zuckte gegen einen dritten die Achseln, klopfte einen vierten mit ihrem Fächer, brach gegen den fünften in ein Gelächter aus, und flüsterte dem sechsten etwas ins Ohr. Alle diese und noch tausend andere Gaukeleyen durchlief sie, leicht wie eine Komödiantin, und schnell wie ein Taschenspieler. Sie schien vollkommen überzeugt zu seyn, daß sie allein unter allen Anwesenden, Aufmerksamkeit verdiene; daß ihr das Vorrecht gebühre, ihre Reize zu entwickeln, ihre Grazie und holde Mienen schauen zu lassen, und daß es dem Ueberreste der Gesellschaft geziemet, ihre aufmerksame und bewundernde Zuschauer zu bleiben. —

Der Zieraffe, sagte der Marquis, ist hübsch; und darum hält man sie auch für witzig. Ja, man hat es sogar versucht, ihre sinnreiche Einfälle zu wiederholen; sie passen aber nur in ihren Mund. Sie ist weit mehr eitel als empfindlich! ein großes Glück für ihre Tugend! übrigens ist sie eine Dame von Stande, unter dessen Schutze sie einen so glücklichen Hang zur Dreistigkeit hat, daß sie den Vortheil der Unverschämtheit genießt, ohne unverschämt zu seyn. —

Ich wunderte mich, alle diese Spötterey auf ein so schönes Frauenzimmer gerichtet zu sehen; und vermuthete F — s beissende Anmerkungen seyen durch irgend einen noch frischen Verdruß geschärft worden. In diesem Gedanken war ich eben im Begriffe, ihn deshalb zu necken, als er plötzlich auffuhr, und sagte: Sehen Sie da, den Herrn von — den besten meiner

Freun-

Freunde, — er ist ein allerliebster Mann — und verteufelt witzig; — den müssen Sie kennen lernen. Kommen Sie mit herunter. — Und so eilte er mit mir die Treppe hinab, und stellte mich Herrn von — als einen englischen Philosophen vor, der sich auf Rennpferde besser als der große Newton selber verstünde, und keinen Abscheu vor dem Quinzespiel hätte. — Der Herr von — empfing mich mit offenen Armen, und in zehn Minuten waren wir ganz vertraute Freunde. Er nahm den Marquis von F — und mich zum Nachtessen mit nach seinem Hause, wo wir eine zahlreiche Gesellschaft fanden.

Die Unterredung war munter und lebhaft. Es waren einige sehr sinnreiche Männer, nebst einer auserlesenen Gesellschaft angenehmer Frauenzimmer zugegen. Diese blieben bis zuletzt da, und nahmen Antheil am Gespräche, selbst wann es sich auf gelehrte Gegenstände bezog, bey welchen Gelegenheiten Englische Frauenzimmer sich insgemein einbilden, ihnen gezieme es zu schweigen. Diese Französinnen hingegen sprachen ohne Umstände oder Bedenken mit. Diejenigen, die irgend etwas von der Sache verstunden, äußerten ihre Gedanken mit großer Bündigkeit und mehrerer Anmuth als die Männer. Diejenigen, die nichts von der Sache wußten, scherzten über ihre eigene Unwissenheit auf eine sehr muntere Art, die jedermann überzeugte, daß ein Frauenzimmer, auch ohne gelehrte Kenntnisse, eine höchst angenehme Gesellschafterinn seyn kann. —

Nach einem ungemein vergnügten Abend kehrte ich, ohne meinen Kopf mit Wein erhitzt, oder meinen Geist beym Spiele abgemattet zu haben, nach meiner Wohnung zurück.

---

4. Brief.

Paris.

Ich bin nun schon einen Monat zu Paris gewesen; eine längere Zeit, als ich mir bey meiner Ankunft vorgesetzt hatte: und doch scheint mir meine Abreise jetzt weiter entfernt zu seyn, als sie damals schien.

F— ist mein beständigster Gesellschafter gewesen. Er ist allenthalben beliebt; lebt in der angesehensten Gesellschaft, und wen Er einführt, der darf sich auf eine günstige Aufnahme verlassen.

Kaum brauche ich jemals zu Hause zu speisen, oder einen Abend ohne Gesellschaft hinzubringen, als wenn es mir selber beliebt. Es beliebt mir aber bisweilen; sonst würde ich gewiß bald alle Lust zur Gesellschaft verlieren.

Ich fand wenig oder keine Schwierigkeit, mich der Spielgesellschaften zu enthalten. Sobald ich F—n meinen neuen Plan entdeckt hatte, übernahm ers, mir den Handel zu erleichtern: und nichts kann seinen Credit in einigen der vornehmsten Gesellschaften besser beweisen, als der Umstand, daß er einen Mann ohne hohen Titel, und der dem Spiel entsagt hatte, in dieselben einführen konnte.

Auch lebt er sehr vertraulich mit einigen von den berühmtesten Gelehrten, mit welchen er mich bekannt gemacht hat. Viele derselben, deren Werke Sie hochschätzen, haben den anständigsten Zutritt und Umgang in den Häusern der vornehmsten Standespersonen.

Schwerlich können Sie sich den Credit vorstellen, den diese Klasse von Leuten in der so lebhaften und mit so vielen Zeitvertreiben angefüllten Stadt Paris hat. — Ihre Urtheile entscheiden nicht nur das Verdienst gelehrter und geschmackvoller Werke, sondern sie haben auch einen beträchtlichen Einfluß auf die Sitten

und die Denkungsart der Vornehmen und des Publikums überhaupt; und folglich auch auf die Maßregeln der Regierung.

Eben dieß findet zwar gewissermaßen in den meisten europäischen Ländern Statt; aber doch, wenn ich mich nicht irre, zu Paris mehr, als irgend sonst wo: weil die Gelehrten hier zugleich, vermittelst der vielen Akademien, miteinander verbunden, und zufolge der Sitten und des allgemeinen Geschmacks der Nation, unter den Privatgesellschaften verbreitet sind.

Wie die Denkungsart und der Umgang der Gelehrten gewissermaßen auf die Meynungen und das Betragen der Vornehmen wirken; so haben auch die Sitten und Lebensart der Vornehmen einen noch augenscheinlichern Einfluß auf die Manieren, das Betragen und den Umgang der Gelehrten; der, überhaupt genommen, höflich, ungezwungen, und gleich frey von der albernen Schüchternheit, die man in der Einsamkeit annimmt, und dem ekelhaften Stolze ist, den Universitätstitel oder geistliche Würden einflößen. Zu Paris findet man **Molierens** Pedanten nur noch auf dem Theater.

Hier giebt es jetzt viele große und berühmte Gelehrte, die zugleich in vermischten Gesellschaften heiter und ungezwungen, in ihrem Raisonniren bescheiden sind, und in jeder Rücksicht eben sowohl zu leben wissen, als Leute, deren einziges und ganzes Verdienst in ihrer Höflichkeit besteht.

In der That findet man hier Höflichkeit und feine Lebensart, obgleich in verschiedenen Graden, in jedem Stande, vom höchsten Adel an bis auf den gemeinsten Handwerksmann. Dies macht einen merkwürdigern und auszeichnendern Zug im Nationalcharakter der Franzosen aus, als die Lebhaftigkeit, Ungestümigkeit und Wankelmüthigkeit, die man sowohl an den alten

als an den neuern Einwohnern dieses Landes bemerkt hat. Wirklich ists etwas sehr sonderbares, daß die Höflichkeit, die man in allen andern Ländern nur unter gewissen Ständen findet, sich hier durch alle Stände und Lebensarten erstreckt. Hier ist der Hohe gegen seine Untergebenen, der Reiche gegen den Armen höflich; der Bettler selber bettelt wie ein Mann der zu leben weiß; und wird ihm seine Bitte auch nicht gewährt, so weiß er doch, daß sie ihm wenigstens mit einem Anscheine von Leutseligkeit, und nicht auf eine grobe und schimpfliche Art versagt werden wird.

Ein Fremder, der in ihrer Sprache noch ganz unwissend und ungeübt ist, dessen Accent in französischen Ohren roh und ungereimt klingt, und der kaum den Mund öffnen kann, ohne einen groben Fehler wider die Richtigkeit oder die Reinigkeit der Sprache zu begehen, wird demohnerachtet mit der ernsthaftesten Aufmerksamkeit angehört, und niemals ausgelacht, auch wenn er sich den lächerlichsten Fehler, oder den zweydeutigsten Ausdruck entfallen läßt.

Ich befürchte, sagte ich gestern zu einem Franzosen, die Redensart, deren ich mich so eben bediente, sey nicht französisch. Mein Herr, antwortete er, die Redensart ist zwar wirklich nicht französisch; sie verdient aber wohl, es zu seyn.

Die verwegenste Verletzung der Mode in jenem wichtigen Hauptartikel, der Kleidung, kann sie nicht verleiten, die Gesetze der Höflichkeit zu vergessen. Erscheint jemand in den öffentlichen Spaziergängen in Kleidern, die jedem Gesetze der Mode (über welcher die Franzosen doch so strenge halten sollen,) zum Trotze gemacht sind, so gaffen oder lachen sie ihn doch nicht an. Sie lassen ihn erst, gleichsam unbemerkt, vorbeygehen, und dann erst wenden sie sich um, sehen ihm nach, und vergnügen jene Neugier, die sein seltsamer Aufzug

etwan

etwan erregt haben mag. Dieß Beyspiel von Delikatesse habe ich oft auf den Straßen an den niedrigsten Leuten unter dem Pöbel, oder vielmehr, unter dem gemeinen Volke, bemerkt: dann wirklich giebt es unter den gebohrnen Parisern sehr wenige, die man Pöbel heißen kann.

Diese, wie alle andere allgemeine Anmerkungen über die Nationalsitten und Charaktere, leidet jedoch einige Ausnahmen.

Ich habe gehört, daß Kriegsleute die Postknechte und Gastwirthe bisweilen mishandeln; und daß Edelleute oder ihre Verwalter den Landmann drücken. Beyspiele vom Misbrauche der Gewalt, und von der Frechheit der Beamten, findet man allenthalben. Wo man sie duldet, da liegt die Schuld an der Regierung.

Von der französischen Regierung habe ich noch nicht gesprochen. Ein anderes ist der Nationalcharakter der Franzosen, und ein anderes ist die Beschaffenheit ihrer Regierung. Ich bin aber überzeugt, daß es kein Land in Europa giebt, wo man der Gunst des Königs, einem hohen Adel, und dem Soldatenstande, so große Vorrechte, als sie in Frankreich genießen, einräumen dürfte, und wo sie so wenige Beyspiele eines groben und gewaltthätigen Betragens gegen niedrigere Stände nach sich ziehen würden.

---

5. Brief.

Paris.

Ein billiger Engländer, von welchem Stande er auch seyn mag, muß mit Verdruß bemerken, daß hier zu Lande alles aufs Vergnügen der Reichen und Mächtigen zielet; und daß man sich dagegen um die Bequemlichkeit gemeiner Bürgersleute wenig oder gar nichts

bekümmert. Dieß erhellt aus tausenderley Umständen, und fällt einem auf, sobald man zu Paris anlangt.

Mich dünkt, ich habe irgendwo die Bemerkung gelesen, daß die ordentliche und vollständige Erleuchtung der Stadt London, des Nachts, und das an den Seiten jeder Straße zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Fußgänger erhöhete Pflaster, anzuzeigen scheinen, daß die Regierung eben sowohl für das gemeine Volk, als für die Reichen und Vornehmen sorge. Paris hingegen, ist schlecht und nur zum Theil erleuchtet, und wenn man die Pont Neuf und Pont Royal, und die dazwischen liegenden Schifsländen ausnimmt, an den Seiten der Straßen nicht mit schmahlen Gängen zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Fußgänger versehen. Diese müssen sich also durchschleichen so gut sie können, und hinter Pfosten oder in Buden flüchten, um nicht von den Kutschen zerquetscht zu werden, die der Kutscher, so hart es ihm beliebt, an die Mauer treibt, und deren Annäherung die Fußgänger, wie Spreu vor dem Winde, zerstreut.

Man muß gestehen, daß die Monarchische Regierung (denn die Franzosen hören sie nicht gerne Despotismus heißen, und unnöthig wäre es, mit ihnen über Worte zu streiten) hier zu Lande so sehr hoch erhaben ist, daß sie den größten Theil des Volks ganz aus dem Gesichte verliehrt, und nur auf einige wenige Leute achtet, die, ihrer hohen Stände oder Aemter wegen, dem Hofe noch sichtbar sind.

In Frankreich ist das Wort, gemeines Volk, ein Schimpfwort. Ein gemeiner Mann bedeutet einen schlecht erzogenen Menschen, der nicht zu leben weiß. Ein Mann wie sichs gehört, (un homme comme il faut) hingegen bedeutet, nicht etwan einen verständigen und rechtschaffenen, sondern blos einen Mann von Stande oder Lebensart: denn man kann, auch ohne irgend eine

Eigen-

Eigenschaft, die der menschlichen Natur Ehre macht, un homme comme il faut, ein Mann wie sichs gehört seyn. Unstreitig läßt die Regierung die mitlern und gemeinen Stände des Volks gewissermaßen ohne Schutz, und der Ungerechtigkeit und Frechheit der Grossen ausgesetzt, die man hier zu Lande für einigermaßen über das Gesetz erhaben, wiewol weit unter den Monarchen erniedrigt, hält.

Allein, die verfeinerten sanften französischen Sitten, die muntere und gesellige Gemüthsart der Nation, das leutselige und ungezwungene Betragen der Herrschaften gegen ihre Dienstboten, ersetzen die Mängel und vergüten die Fehler der Regierung, und machen den Zustand des gemeinen Volks in Frankreich, und insbesondere zu Paris, besser als er in manchen Europäischen Ländern ist, und weit erträglicher als er seyn würde, wenn der Nationalcharakter der Franzosen dem von jenen Ländern ähnlich wäre.

* * *

Ich wurde von Lord M — unterbrochen, der verwichene Nacht hier anlangte. Ich konnte nicht umhin, ihn zum Mittagessen einzuladen. Bald darauf kam F — zu mir; er war ebenfalls noch nirgends versprochen, und versprach, uns Gesellschaft zu leisten.

Sie wissen, wie schwer es ist, mit Mylord M — ein Gespräch zu unterhalten. Die Unterredung artet entweder in ein Alleingespräch Ihrer Seits aus, oder hört ganz und gar auf. Ich war also sehr froh, daß der Marquis uns Gesellschaft leisten wollte. Er war außerordentlich munter; richtete einen großen Theil seines Gesprächs an Mylord; versuchte ihn mit jedem Gegenstande, und sprach von Wein, Frauenzimmern, Pferden, Politik und Religion. Dann sang er Trinklieder, und bestrebte sich umsonst, Mylord miteinstimmen zu machen. Alles war vergebens. — Er rühmte seine

Kleidung, lebte seinen Hund, und wußte der Englischen Nation tausenderley verbindliche Complimente zu machen. Umsonst; Mylord blieb bis ans Ende zurückhaltend und still, und fuhr sodann nach der Oper.

„Bey meiner Treue, sagte der Marquis, sobald er das Zimmer verließ, dieser Lord hat eine große Anlage zum Stillschweigen!„

6. Brief.

Paris.

In einem vorigen Briefe erwähnte ich der Höflichkeit, als eines auffallenden Zuges im Nationalcharakter der Franzosen. Eine außerordentliche Liebe und Ergebenheit für die Personen ihrer Fürsten, ist ein anderer Zug.

Ein Engländer betrachtet zwar die Tugenden seines Königs, so lange er regiert, mit eifersüchtigen Augen; läßt ihnen aber, sobald dessen Thronfolger regiert, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Ein Deutscher schweigt zu den Schwachheiten seines Fürsten, und schätzt alle Talente desselben höher, als er die nämlichen Eigenschaften an irgend einem andern Menschen schätzen würde.

Ein Türk oder Perser betrachtet seinen Kaiser mit Ehrerbietung und Furcht, als ein höheres Wesen, dessen Willen er sich, wie den Gesetzen der Natur und den Wegen der Vorsehung, unterwerfen muß.

Ein Franzose hingegen, weiß zwar, daß sein König ein Mensch wie alle andere, und allen menschlichen Schwachheiten unterworfen ist; er zählt zwar seine Thorheiten her, und bedauret sie mit lachendem Munde; ist ihm aber demohnerachtet mit gleicher Ehrerbiethung und zärtlicher Liebe, mit einer Art eines Vorurtheils

ergeben, das ganz und gar nicht von desselben wirklichem Charakter abhängt.

Das Wort: Roi, flößt französischen Gemüthern Begriffe von Wohlwollen, Dankbarkeit und Liebe, sowohl als von Macht, Hoheit und Glückseligkeit ein. (*)

Jeden Sonntag drängen sie sich nach Versailles; betrachten ihn mit unersättlicher Neugier; und staunen ihn zum Zwanzigstenmale noch eben so vergnügt an, als zum Erstenmale.

Ihn halten sie für ihren Freund, ohneradhtet er sie nicht einmal persönlich kennt; für ihren Beschützer, ohneradhtet sie von einem Exempten, (einem Soldaten von der königlichen Leibwache, der von gemeinen Soldatendiensten frey ist, und zu gelegenheitlichen Aufträgen, z. B. jemand in Verhaft zu nehmen, gebraucht wird) oder einer Lettre de Cachet, am meisten zu fürchten haben; und für ihren Wohlthäter, so sehr auch die Taxen sie drücken.

Seine gleichgültigsten Handlungen machen sie zu wichtigen Geschäften. Sie bemänteln und entschuldigen alle seine Schwachheiten; und geben seine Fehler oder Gebrechen seinen Ministern oder andern schlimmen Rathgebern Schuld, die, (ihrer zuversichtlichen Behauptung nach) in irgend einer niederträchtigen Absicht, seinen Verstand hintergangen, und die unveränderliche Redlichkeit seiner Absichten gemißbraucht haben.

Mit gefälligem Beyfalle wiederholen sie jedes Wort von ihm, das den geringsten Schein von Witz oder auch nur ein Merkmal des gemeinsten Scharfsinns verräth.

 Der

(*) Wir Engländer übersetzen le Roi, durch: the King; obgleich diese Wörter keinesweges gleichbedeutend sind. Le Roi thut, und läßt andere thun, was ihm beliebt; the King darf nicht thun, was ihm beliebt, sondern thut, was andern gefällt. (Anmerkung des Verfassers.)

Der unbedeutendste Umstand, der sich auf den Monarchen bezieht, ist ihnen wichtig. Ob er viel oder wenig zu Mittag ißt; das Kleid, so er trägt, das Pferd, so er reitet; alles giebt für die mannichfaltigen Pariser Gesellschaften Stoff zu Gesprächen, und den angenehmsten Inhalt zum Briefwechsel mit ihren Freunden in den Provinzen ab.

Befindet er sich etwan ein wenig unpäßlich; so erschrickt ganz Paris, ganz Frankreich, darüber, als ob ihnen ein wirkliches großes Unglück drohete; und sich um irgend etwas anders zu bekümmern oder davon zu sprechen, ehe man diesen Umstand erörtert hat, das würde man für einen Beweis einer unverzeihlichen Gleichgültigkeit halten.

Bey Musterungen manövriren die Truppen ohne von den Zuschauern, die den König erblicken können, bemerkt zu werden. Sie sind ganz in die Betrachtung ihres Fürsten vertieft. — „Habt ihr den König gesehen? — Seht da — Ach, seht da den König. — Der König lacht. — Vermuthlich ist er wohl aufgeräumt. — Das entzückt mich. — Ach, er hustet! — Hat er gehustet? — Ja, parbleu! und sehr stark. — Das thut mir unendlich leid!„

Bey der Messe sieht jedermann auf den König, und nicht auf den Priester. Die Hostie wird empor gehoben; aber die Augen des Volks bleiben auf das Gesicht seines geliebten Monarchen geheftet.

Sogar die beliebtesten Schauspiele, die zu Paris mehr Rührung erregen, als die Feyerlichkeiten der Religion, können kaum einigen Antheil an ihrer Aufmerksamkeit gewinnen. Ueber ein Lächeln des Königs vergessen sie Andromache's Schmerzen, und Cids erlittene Beleidigungen.

Diese übermäßige Ergebenheit schränkt sich aber nicht blos auf die Person des Monarchen ein, sondern

erstreckt sich auf jeden Zweig der königlichen Familie, welche insgesamt, wie man sich hier zu Lande einbildet, ein Erbrecht auf jedes Vergnügen und jeden Genuß haben, dessen die menschliche Natur fähig ist. Und wird dieß durch irgend eine moralische oder physische Ursache gehindert oder gestöhrt; so trägt jedermann Mitleiden mit ihnen. Den geringsten Verdruß oder Unfall, der ihnen zustößt, hält man für wichtiger und rührender, als das fürchterlichste Unglück, das einer Privatfamilie begegnen kann. Man bejammert ihn, als ob die Natur in ihrem Laufe gestöhrt, und der liebenswürdige Prinz oder die holde Prinzessinn durch irgend ein grausames Schicksal jenes höchsten Grades von Glückseligkeit beraubt wäre, wozu ihnen ihr hoher Stand ein unstreitiges Recht gäbe.

Alle diese Ergebenheit scheint gar nicht aus irgend einem eigennützigen Beweggrunde erheuchelt, sondern aufrichtig zu seyn: wenigstens muß sie es beym Volke überhaupt seyn; weil bey weitem die mehresten unter demselben nicht hoffen dürfen, ihren Fürsten jemals persönlich bekannt zu werden, und noch vielweniger, jemals irgend eine persönliche Wohlthat von ihnen zu erhalten.

Der philosophische Gedanke, daß Könige zum allgemeinen Besten eingesetzt sind, und daß sie eine schlechte Regierung, oder beständige Ungerechtigkeiten und Bedrückungen vor ihrem Volke zu verantworten haben; ist eine Lehre, die den allgemeinen Vorurtheilen dieser Nation sehr zuwider läuft. Sollte irgend einer von ihren Königen so unvernünftig und gewaltthätig verfahren, daß er eine Empörung veranlaßte; und sollten die Empörten wirklich die Oberhand behalten, so zweifle ich, ob sie sichs würden einfallen lassen, die Regierungsform umzuschaffen, und die Gewalt der Krone, wie bey der Staatsveränderung in Britannien geschahe, dergestalt einzuschränken, daß sie dergleichen Misbräuchen

aufs künftige vorbeugten. Vermuthlich würden sie niemals weiter gehn, als daß sie einen andern Prinzen aus dem Bourbonnischen Hause auf den Thron setzten, ihm die nämliche Gewalt ließen, die sein Vorfahr gehabt, und sodann ihre Waffen ruhig niederlegten, und sich mit seinem königlichen Worte oder Versprechen begnügten, daß er auf eine billigere Art regieren wolle.

Die Franzosen scheinen vom Glanze der Monarchie so sehr entzückt und verblendet zu seyn, daß sie den Gedanken von irgend einer lindernden Mischung, die ihre Gewalt dämpfen und ihre Hitze sanfter machen möchte, nicht ertragen können. Sie wollen der glänzenden Maschine freyen Lauf lassen, so sehr sie sie oft brennt, und sie und ihr Vermögen zu verzehren droht.

Die Gewalt des Königs, von welcher ihre Dienstbarkeit herrührt, sehen sie als ihre eigene Gewalt an. Kaum werden Sie es glauben; ich weiß aber, daß es wirklich wahr ist: sie sind stolz darauf, daß seine Gewalt unumschränkt und unbegränzt ist.

Frohlockend sagen sie es, ihr König unterhalte in Friedenszeiten ein Heer von zweymal hundert tausend Mann. Ein Franzose bildet sich auf die Palläste, die prächtigen Gärten, die Menge der Pferde, und allen zum Hofe des Monarchen gehörigen Staat, eben so viel ein, als ein Engländer sich immermehr auf sein eigenes Haus, seine Gärten, und seine Equipage einbilden kann.

Sagt man ihnen von der Verbreitung der Reichthümer in England, vom unermeßlichen Glücke, das viele Privatleute machen; vom Vermögen der Leute vom mittlern Stande; von der Sicherheit und Wohlhabenheit des gemeinen Volks: so lassen sie sich die Vergleichung, die ihnen natürlicher Weise dabey einfallen möchte, nicht kränken. Sie trösten sich mit dem Gedanken, daß der Französische Hof glänzender ist, als der

Grosbritannische, und daß der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé größere Einkünfte haben, als irgend ein englischer Lord.

Sagt man ihnen von der Freymüthigkeit, womit man im Parlemente spricht, von den Freyheiten die man sich nimmt, wenn man vom Verfahren des Königs oder den Maßregeln der Regierung schreibt oder redet, und von den Formalitäten, die man beobachten muß, ehe man diejenigen, die die Freyheit im Reden oder Schreiben aufs verwegenste misbrauchen, dafür zur Strafe ziehen kann; so scheinen sie sich darüber zu entrüsten, und sagen frohlockend: „Bey uns gehts ganz anders zu: Hätte der König von Frankreich es mit diesen Herren zu thun, er würde sie Lebensart lehren!“ Und dann würden sie hinzusetzen: „Parbleu! ihr Minister würde sich um keine Formalitäten oder Beweise bekümmern; ihm wäre der bloße Verdacht schon genug, und ohne weitere Umstände ließe er dergleichen unverschämte Leute, auf viele Jahre lang, in die Bastille einsperren. Und dann erhöben sie ihre Stimme, als ob das, was sie sagten, ein Beweis vom Muthe oder von der Grosmuth des Ministers wäre: — „oder vielleicht ließ er die Schurken auf Zeitlebens zu den Galeren verdammen.„

---

7. Brief.

Paris.

Fast unnöthig wäre es, anzumerken, daß es in Frankreich sehr viele Leute giebt, die ganz anders denken, als ich in meinem letztern Briefe erwähnt habe, und die vom Endzwecke und Wesen der Regierung wahre und edle Begriffe hegen, und von den angebornen Rechten der Menschen biedermännisch und richtig denken. Mon-

tesquieus Werke werden hier sehr hochgeschätzt; und dieß allein beweiset es schon zur Genüge. Viele neuere Schriftsteller, und die Gespräche der Weltweisen und Denker äußern die nämliche Denkungsart.

Doch paßt das, was ich in meinem letztern Briefe erwähnte, auf die allgemeine Neigung und Denkungsart der französischen Nation überhaupt, und zeigt, wie sehr weit ihre Gedanken, in Ansehung der bürgerlichen Regierung, von den Gedanken der Engländer verschieden sind.

Ich hörte einmal einen Engländer einer Gesellschaft französischer Bürgersleute die Vorzüge der brittischen Staatsverfassung erzählen, und ihnen erklären, wie Leute von ihrem Stande vor dem Uebermuthe der Hofleute und des Adels geschützt wären; daß der ärmste Krämer und der gemeinste Handwerksmann in England, für jedes Unrecht, das ihm der größte Lord im Königreiche anthun möchte, unverzüglich Genugthuung erhalten könne.

Gut! und welchen Eindruck denken Sie wohl, daß diese Deklamation bey den französischen Zuhörern gemacht habe? Natürlicherweise werden Sie sich einbilden, sie würden eine solche Staatsverfassung hochschätzen, und sich eben dergleichen in Frankreich wünschen: Aber Nein! Sie bemitleideten die Großen; sie schienen ihren Mangel an Gewalt zu bedauren. Der eine merkte an: „Bey euch bedeutet also der Adel nicht viel;“ und ein anderer schüttelte den Kopf, und sagte: Aber alles dieß ist ja der Natur nicht gemäß!“

Als man erwähnte, daß der König von Großbritannien aus eigener Macht keine Steuren auflegen dürfe; daß die Einwilligung des Parlements, und insbesondere des Hauses der Gemeinen dazu erfordert würde; in welches auch Bürgersleute aufgenommen würden; sagten sie mit einigem Vergnügen: Doch —

dieß

dieß ist nicht uneben!" Als aber der patriotische Engländer, in Erwartung ihres vollkommensten Beyfalls, ihnen ferner meldete, der König selber dürfe die Freyheit auch des geringsten seiner Unterthanen nicht antasten, und im Fall er, oder sein Minister, es thäte, könnte man vor einem Gerichtshofe dafür Genugthuung erhalten; so erschallete aus jedem Munde ein lautes und langes: Diable! Sie vergaßen ihre eigene Lage und die Sicherheit des Volks, und wandten sich zu ihrer angebohrnen Sympathie mit dem Könige, der, ihrer aller Wahne nach, unter allen Menschen am meisten bedrückt und gemishandelt würde.

Endlich wendete sich einer von ihnen an den englischen Politiker, und sagte: „Alles, was ich ihnen sagen kann, mein Herr, ist dieß: Ihr armer König ist sehr zu beklagen!"

Diese ihre Sorge um das Glück und den Ruhm des Königsstandes erstreckt sich also gewissermaßen auf alle gekrönte Häupter ohne Ausnahme; in Ansehung ihres eigenen Monarchen aber scheint sie die herrschende und liebste Leidenschaft ihrer Seele zu seyn; die Leidenschaft, die sie mit ins Grab nehmen.

Ein französischer Soldat lag mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde bey Dettingen. Kurz vor seinem Tode fragte er einen Englischen Officier: wie die Schlacht vermuthlich ablaufen würde? Der Officier antwortete: „die Brittischen Truppen hätten einen grossen Sieg erfochten." „Mein armer König! sagte der Sterbende, wie wirds ihm gehen!"

Was mich betrifft, mein Freund, so wünsche ich Seiner Majestät, in Staats- und häuslichen Angelegenheiten, wahrlich von Herzen alles mögliche Wohlergehen: sollte ich mich aber in meinen letzten Zügen noch im geringsten darum kümmern, so würde dieß der stärkste Beweiß seyn, daß meine eigene, zeitliche und

ewige,

ewige, Angelegenheiten, die Ihrigen, und die meiner andern Privatfreunde, sich im erwünschtesten Zustande befänden. Leben Sie wohl.

N. S. Den Marquis von F— habe ich einige Tage her nicht gesehen. Bey unserer allerersten Zusammenkunft hatte er mir gesagt, er bewerbe sich, auf Zureden seiner Mutter, die eifrig wünsche ihn vermählt zu sehen, um ein junges Fräulein von Stande: er könne seiner Mutter nichts abschlagen; denn sie sey das gutherzigste Kind von der Welt. „Außerdem, sagte er, ist das junge Fräulein sehr hübsch und liebreitzend, und ich bin über Kopf und Ohren in sie verliebt.“ Seitdem hat er mir gesagt, „alles sey in Richtigkeit gebracht; bald würde er der glücklichste Mann in der Welt seyn, und sehr bald die Ehre haben, mich seiner Braut vorzustellen.“ Meine Meinung von diesem Fräulein will ich Ihnen melden, wenn ich es sehe. Sie sey aber wie sie will; so bedaure ich doch, daß F— so jung schon an eine Vermählung denkt: denn ein fünf und zwanzigjähriger Franzose ist noch nicht so gesetzt, als ein funfzehnjähriger Engländer.

---

8. Brief.

Paris.

Hier giebt es jetzt keine öffentliche Neuigkeiten. Von meinen eigenen Sachen habe ich Ihnen auch nichts sonderliches zu schreiben. Sie halten mich aber bey meinem Worte; und so sitze ich hier, an Sie zu schreiben, ehe ich noch irgend einen Gegenstand gewählt habe, wiewohl in Hoffnung, meine Feder werde während des Schreibens einigen Stoff sammeln.

In welchem Lichte auch diese so große Neigung zur Monarchie philosophischen Augen erscheinen mag; und obgleich

obgleich die Liebe zu einem Könige, blos weil er ein König ist, vielleicht die thörichtste unter allen Leidenschaften ist; so sollten doch Könige sie gewiß für ein Verdienst halten.

Nie hat ein Volk in der Welt ein so großes Recht auf die Dankbarkeit und Liebe seines Fürsten gehabt, als die Franzosen. Sie freuen sich über seine Freude, trauren über seine Betrübniß, brüsten sich auf seine Macht, sind stolz auf seine Vorzüge, und nachsehend gegen seine Fehler. Mit Freuden opfern sie ihre eigene Bequemlichkeiten seinem Ueberfluß auf; und sind immer bereit, seinem Ruhme ihr Leben aufzuopfern.

Man sollte glauben, ein König, der solche Unterthanen nicht liebte, und keine Zeit noch Mühe anwendete, ihre Wohlfahrt zu befördern, müsse ein völliges Ungeheuer von Eigennützigkeit und Unempfindlichkeit seyn. Und doch haben die Franzosen seit **Heinrich dem Vierten** keinen Monarchen gehabt, der alle diese Ergebenheit verdient hätte; und eben diesen **Heinrich den Vierten** haben sie unter allen ihren Königen am schlechtesten behandelt.

Von den drey Brüdern, die unmittelbar vor ihm regierten, war der erste ein kränkliches, und an Leib und Seele schwaches Geschöpf; der zweyte ein Ungeheuer von Aberglauben und Grausamkeit; und der dritte ließ, nach einer ziemlich hellen Morgendämmerung, die schwärzesten Wolken der Wollust und Ueppigkeit seinen Mittag verfinstern. Ihre italiänische Mutter, die sie alle drey regierte, scheint gar keine Gefühle von Menschlichkeit, oder Gewissen gehabt zu haben, und blos ihren eigennützigen Absichten und der treulosesten Staatskunst gefolgt zu seyn.

Heinrichs des Vierten Nachfolger dienen nur, wie seine Vorfahren in der Regierung, wie Folien,

seine

seine herrlichen Eigenschaften in verdoppeltem Glanze zu zeigen.

So viele Beweggründe auch die Könige von Frankreich haben, für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu sorgen, so dürften doch Jahrhunderte verfließen, ehe diese wieder mit einem König gesegnet werden, der seine Unterthanen so sehr liebt, wie Er.

Ein Charakter, worinn sich die erhabenen und die holden Tugenden so schön vermischen, ist unter einer jeden Nation eine sehr seltene Erscheinung. Wie wenig darf man denn hoffen, daß dieses große Loos gerade einem Kronerben werde zu Theil werden! Heinrich hatte eine Erziehung gehabt, die von der gewöhnlichen Erziehung der Kronprinzen sehr verschieden war. Sein Charakter wurde in der strengen Schule der Widerwärtigkeit gebildet, und sein Geist durch beständiges Anstrengen seines Muths und seines Verstandes gestärkt. Er hatte unter der Geißel der Tyranney geschmachtet; hatte erfahren, wie Unglücklichen zu Muthe ist, und hatte Menschenliebe gelernt. Er hatte oft Freunde nöthig gehabt, er kannte den Werth ihrer Treue, und sein Herz hatte sich der Freundschaft geöffnet.

Schwierigkeiten und Gefahren schlagen oft Genie hervor, das, ohne sie, unbekannt und unnütz geblieben wäre; sie fachen jene Funken von Tugend an, die in einem müssigen Leben ganz erloschen seyn würden, und helfen dadurch einen starken Charakter bilden.

Leute, die von Kindesbeinen an mit Allem versorgt gewesen sind, die wenig Ehrbegierde haben, und folglich selten zu einigem großen Anstrengen ihrer Kräfte erweckt werden, fühlen insgemein ihre Kräfte schwinden und abnehmen; aus eben dem Grunde, weswegen die Arme eines Manns, der seine Arme eine lange Zeit über in einer Schlinge trüge, nach und nach schwach, und endlich ganz unbrauchbar werden würden.

Daß

Daß die Verstandeskräfte, wie die Nerven des Leibes, durch Trägheit erschlaffen, und durch Uebung gestärkt werden, ist außer Zweifel. Vermuthlich mag die nämliche Aehnlichkeit auch zwischen dem Leibe und den Eigenschaften des Herzens Statt finden. Wohlwollen, Mitleiden, Dankbarkeit, dürften sich, meines Erachtens, in einem Herzen, das niemals durch wirkliche Unglücksfälle in Bewegung gesetzt wird, sehr leicht in eine ruhige, träge Unempfindlichkeit verlieren.

Nöthen, die man niemals gefühlt hat, und, seinem Wahne nach, schwerlich jemals fühlen wird, stellt man sich weder lebhaft, noch deutlich, noch vollständig genug vor. Auch hat man angemerkt, daß Leute, die Zeitlebens dem Glück im Schoße gesessen haben, und deren Zeit in den Lustbarkeiten der Höfe und in üppigen Wollüsten verflossen ist, gegen die Unglücksfälle anderer oft bis zum Erstaunen unempfindlich sind. Der allerkaltsinnigste unter allen Charaktern, die ich jemals gekannt habe, ein Charakter, dem es an Freundschaft, Dankbarkeit, und sogar an natürlicher Liebe zu Blutsfreunden fehlt, gehört einem Menschen zu, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe glücklicher Begebenheiten gewesen ist.

Und doch scheinen solche Leute, dieweil sich alle ihre Sorgen und alle ihre Gefühle in ihre eigene Haut einschränken, sich sehr zuversichtlich für die größten und allgemeinsten Menschenfreunde zu halten; und zwar blos, weil sie sich von erdichteten Nöthen in einem Romane haben rühren, und von einem Trauerspiele einige unfruchtbare Thrän'gen auspressen lassen.

Können sie zu diesen Anzeigen von Empfindsamkeit noch setzen, daß sie bey irgend einer Gelegenheit, da das Beysteuren schon im Gange war, eine Guinee weggegeben, oder sich beschwerliche Bitten, vermittelst einiges überflüßigen Geldes, vom Halse geschafft haben;

so haben sie ihre Gutthätigkeit bis auf den höchsten Gipfel ihres Begriffs von dieser Tugend getrieben.

Weiter reichen ihre Begriffe nicht. Auch würden sie kein thätiges Bestreben anwenden, keinen einzigen Zeitvertreib versäumen, noch die Ruhe ihrer Trägheit im geringsten unterbrechen, um, (ich will nicht sagen einem Freunde: denn Freunde können dergleichen Leute nicht haben;) um irgend einem Menschen den wichtigsten Dienst zu erweisen.

Es giebt viele Ausnahmen; überhaupt aber sinds diejenigen, die selber den Schleudern und Pfeilen des tobenden Glücks ausgesetzt sind, die die niederträchtige Kaltsinnigkeit der Menschen erfahren, und einigermaßen gefühlt haben, was Unglückliche fühlen; solche Leute sinds, die das ächteste Mitleiden empfinden, und am Zustande der Unglücklichen den lebhaftesten und herzlichsten Antheil nehmen.

Non ignara mali, miseris succurrere disco, sagte Dido, die aus ihrem Vaterlande hatte entfliehen müssen, zum Aeneas, der den Untergang seines Vaterlandes mit angesehen hatte.

Dido und Aeneas! — Wie, in aller Wanderer Namen, sind wir in ihre Gesellschaft gerathen? Dieß hätte ich eben so wenig, als den Inhalt eines von Montaigne's Versuchen aus dem Titel, vermuthen können. Ich glaube, wir giengen von etwas aus, das Frankreich betraf; — Sie können mir aber nicht zumuthen, den so weit dahinten gelassenen Faden wieder aufzuwinden. Leben Sie wohl.

---

9. Brief.

9. Brief.

Paris.

In einem meiner vorigen Briefe erwähnte ich, mein Freund F — sey im Begriffe sich zu vermählen. Vor kurzem sprach er in meiner Wohnung an. Er schien so wohl aufgeräumt, daß ich glaubte, er wolle mir irgend eine frohe Nachricht bringen. „Da bin ich in Verzweiflung, mein lieber Freund, sagte er, und lachte laut.„ Unter allen Menschen, die ich jemals in Verzweiflung gesehen habe, sind Sie der lustigste, antwortete ich. Darauf erzählte er mir, der alte Marquis von P —, der Vater seiner Geliebten, habe seine Mutter besucht, und nach zehntausend Entschuldigungen und Umschweifen ihr zu verstehen gegeben, es hätten sich gewisse Umstände ereignet, die es ihm unmöglich machten, jemals die Ehre zu haben, der Schwiegervater ihres Sohnes zu werden; und habe sie gebeten, demselben zu melden, wie unendlich nahe ein Zufall ihm und seiner ganzen Familie gienge, der ihnen das Vergnügen raubte, das sie sich von dieser Verbindung versprochen hätten. Seine Mutter habe sich bemüht, den Zufall, der diese plötzliche Veränderung veranlaßt hätte, zu entdecken; aber umsonst. Der alte Herr habe ihr nur versichert, ein umständlicher Bericht würde eben so verdrießlich als überflüssig seyn; und somit, in den verbindlichsten und zärtlichsten Ausdrücken, die ihm die französische Sprache an die Hand geben konnte, seinen Abschied genommen.

Alles dieß erzählte mir F — mit einer so ruhigen und zufriedenen Miene, daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte: Mein lieber Marquis, sagte ich, es ist ein Glück, daß ich mich geirrt habe; denn Sie müssen wissen, ich glaubte, Sie liebten das Fräulein wirklich. — Da hatten Sie recht, mein Freund, ich liebte sie unendlich. — Wie? unendlich? und doch

können Sie so lustig seyn, da Sie eben im Begriffe sind, sie zu verliehren! — Aber, Ihr Engländer, habt auch so wunderliche Begriffe! — Unendlich lieben, heißt lieben — wie man liebt; — so lieben sich alle, die einander nicht hassen; — doch, ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

„Meine Mutter, das gutherzigste Geschöpf von der Welt, die ich von ganzer Seele liebe, sagte mir, diese Heirath würde sie ganz glücklich machen. — Alle meine Oheime und Tanten und Vettern und Baasen, bis in den zehnten Grad, sagten mir das nämliche. Man meldete mir außerdem, das Fräulein, ihr Vater und alle ihre Anverwandten wünschten diese Vermählung, mit der verbindlichsten Sehnsucht. Das Mädgen selber ist ganz hübsch. Sie werden mich doch einmal zu einer Heirath bereden, dachte ich; und warum nicht jetzt sowohl, als ein andermal? Warum wollte ich etwas abschlagen, das so viele Leute erfreuen wird, und mir selber gar nicht zuwider ist?„ — Wahrlich, versetzte ich, das wäre auch gar nicht gutherzig gehandelt gewesen! Aber ein Glück wars doch, daß Ihr Herz eben damals frey war, und dem Fräulein keine andere vorzog.

„Da irren Sie sich, mein Freund; ich zog diesem Fräulein viele andere vor, besonders eine, die ich liebe — die ich wirklich liebe!„ — Wie man liebt? — unterbrach ich ihn. — „Nein, parbleu! fuhr er eifrig fort, — wie man nicht liebt!„ — Gütiger Himmel! Wie konnten Sie sich denn entschließen, eine andere zu ehelichen? — „Das verschlägt nichts, sagte der Marquis gelassen; — denn jene andere konnte ich doch nicht ehelichen; sie war mir zuvorgekommen, und der Knoten war schon geknüpft: sie hatte also nichts dagegen einzuwenden, daß ich meiner Mutter und Fami-

sie diesen Gefallen erwieß; denn sie ist die gutherzigste Frau von der Welt.„

Das scheint sie auch zu seyn; sagte ich. — „Ja wohl, mein Lieber, sie ist die Gutheit selber. — Doch ist mir's überhaupt recht lieb, daß sich der Handel, ohne meine Schuld, zerschlagen hat: und wiewohl er vielleicht mit der Zeit noch zu Stande kommen dürfte; so habe ich doch immer dabey gewonnen. — Denn, spät gefreyt, spät bereut!„ — Und somit drehete er sich auf dem Absatze herum, und sumste:

Non, tu ne le mettras, Colin, &c.„ —

Da ist ein Gemälde eines französischen Liebhabers, für Sie! Kaum war F — weg, so schrieb ich die ganze Scene nieder — und nun machen Sie ihre eigene Glossen darüber.

---

10. Brief.

Paris.

Sie haben die Franzosen oft beschuldigen gehört, als ob sie falsch, voll warmer Komplimente, aber ohne wahre Freundschaft wären.

Auf diesen Wahn gerathen unsere Landesleute desto leichter, da die hiesigen Manieren überhaupt zuvorkommender sind, als die in England. Was die Franzosen für eine gemeine Höflichkeit halten, das würden viele Engländer, Schmeicheley, oder vielleicht gar Fuchsschwänzerey, heißen.

Die französische Sprache enthält eine Menge höflicher Redensarten, die sie erstaunlich geläufig und verschwenderisch ausspenden; womit sie aber wirklich weiter nichts sagen wollen, als ein Engländer sagen

will, wenn er sich zum Beschlusse eines Briefs Ihren unterthänigst gehorsamsten Diener nennt.

Durch den gewaltigen Strom von Komplimenten, womit ein Franzos jeden Fremden überschüttet, will er nicht nur weiter nichts als gemeine Höflichkeit ausdrücken, sondern er setzt auch dabey voraus, daß der Fremde es wisse, daß es weiter nichts bedeutet. Die Franzosen selber verstehen diese Komplimente vollkommen; sie bilden sich ein, alle andere Nationen verstehen sie eben so wohl; und haben nicht die geringste Absicht dabey, jemanden zu täuschen. Wollte aber jemand diese Ausdrücke in ihrem wörtlichen Sinne nehmen, und sich einbilden, man habe wirklich gleich beym ersten Anblicke Freundschaft für ihn gefaßt, oder sich in ihn verliebt; so würde er sich sehr irren, insbesondere, wenn er darum starke Beweise von Freundschaft oder Liebe erwartete.

Darum ist er aber nicht berechtigt, die Franzosen einer Falschheit oder gebrochenen Freundschaft zu beschuldigen. — Von wirklicher Freundschaft ist dabey gar nicht die Rede. Sie wollten damit weiter nichts sagen, als, sie seyn bereit, ihn als einen Bekannten aufzunehmen; und diesen wahren eigentlichen Sinn ihrer Redensarten hätte sein Sprachmeister ihm erklären sollen.

Freilich, wenn ein Engländer die nämliche, ins Englische buchstäblich übersetzte Worte, gegen einen andern Engländer gebrauchte; so würde der, an den er sie richtete, mit Recht glauben, jener hege entweder eine besondere Hochachtung für ihn, oder er wolle ihn betrügen; weil die in England herrschende Art von Höflichkeit und Lebensart dergleichen Ausdrücke nicht erfordert.

Daß man auf die zufälligerweise herrschenden Moden und Gebräuche keine gehörige Rücksicht nimmt, ist eine

eine von den Hauptursachen der feindseligen und gehässigen Gesinnungen, welche die Bewohner verschiedener Länder nur garzu oft gegen einander hegen.

Vielleicht werden Sie sagen, eben dieser Schwarm überflüssiger Komplimente, deren sich die Franzosen bedienen, beweise, daß die Franzosen weniger aufrichtig seyn, als ihre Nachbarn. Eben so müßten wir ja aber auch schließen, daß das gemeine Volk unter jeder Nation, weil es im Umgange wenige Komplimente macht, mehr Wahrheitsliebe und stärkere Freundschaftsgefühle hege, als Leute von den mitlern und höhern Ständen. Und dieß wäre doch, meines Erachtens, schwer zu beweisen.

So entbehrlich, oder, wenn Sie wollen, so abgeschmackt aber diese in alle neuere Sprachen eingeschlichene komplimentalische Redensarten auch seyn mögen; so sind sie doch einmal so durchgehends eingeführt, daß auch die redlichsten Engländer sowohl als Franzosen sich ihrer bedienen müssen; wiewohl mit dem Unterschiede, daß in England eine kleinere Quantität hinreicht, als man in Frankreich braucht: aber Freundschaft zeigen sie weder in der englischen noch in der französischen Sprache an.

Freundschaft ist eine Pflanze, die unter jedem Himmelsstriche nur langsam wächst. Wohl dem, der auch an seinem beständigsten Wohnorte ihrer nur einige wenige erziehlen kann! Reisende nehmen sich in fremden Ländern selten Zeit, diese Pflanze dort zu bauen. Wartet man ihnen mit einigen schneller wachsenden und vergänglichern Blumen auf; so sollten sie solche mit Dank annehmen, und sich darum nicht über die Eingebornen beschweren, daß sie jene andere kostbare Pflanze für sich selber behalten.

Unter allen Reisenden, haben die Englischen Lords und Edelleute am wenigsten Ursache, sich über das Be-

 tragen

tragen anderer Völker gegen sie auf ihren Reisen zu beschweren. Denn diejenigen unter ihnen, die sich auch nur mit einem mäßigen Grade von Höflichkeit in einen Umgang mit den Eingebornen einlassen wollen, erreichen ihren Endzweck leichter, als die Reisenden von irgend einer andern Nation. Dieß verlangen aber sehr viele von unsern Landsleuten gar nicht. Sie scheinen vielmehr den Umgang mit Ausländern zu meiden, und jede gastfreye Einladung ungerne anzunehmen. Dieß rührt theils aus einem Vorurtheile gegen alle Ausländer ohne Ausnahme, theils aus einer angebornen Zurückhaltung und Schüchternheit, und großentheils auch aus Trägheit und einem vollkommenen Abscheue vor allen Ceremonien und allem Zwange her. Außerdem entschließen sie sich höchst ungerne, eine Sprache zu sprechen, die sie selten ganz fertig sprechen können.

Deshalb errichten sie auch oft unter sich Clubs oder Gesellschaften, woraus sie allen Zwang und alle Ceremonien verbannen, und wo sie sich in ihrem Betragen, ihrer Kleidung und ihren Gesprächen, alle mögliche Freiheiten erlauben. Dort bestärken sie einander in allen ihren Vorurtheilen, und tadeln und verspotten einhellig die Sitten und Gebräuche eines jeden Landes, außer Englands.

Durch dieß Betragen wird der wahre Endzweck des Reisens verfehlt oder verkehrt; und viele Engländer bleiben vier bis fünf Jahre lang außer Landes, und kommen doch die ganze Zeit über selten in irgend eine andere als Englische Gesellschaft.

Nach Frankreich und Italien zu reisen, um dort nur mit Engländern umzugehen, und damit man auch sagen kann, man sey einmal dort gewesen, ist wahrlich etwas abgeschmacktes; und nichts kann ungereimter seyn, außer wenn man mit blindem Eifer die Moden, die Tändeleyen, den Geschmack, die Manieren und

Sitten jener Länder annimmt, und nach England verpflanzt, wo sie nimmermehr gedeihen, und allezeit albern und unnatürlich scheinen werden. Denn so sehr sich auch ein gereiseter Engländer bestreben mag, andern nachzuahmen, so wird er doch einem Franzosen oder Italiäner eben so wenig ähnlich werden, als ein Englischer Schäferhund einem Affen oder Fuchse. Und ließe sichs dieser gesetzte und ehrliche Hund jemals einfallen, die lustige Possen des Affen oder die schlauen Ränke des Fuchses nachzuäffen, so würden wir gewiß viel weniger auf ihn halten, als wir itzt thun.

Ich halte aber diese Ausschweifung keinesweges für so allgemein, als jene. Die Engländer sind von Natur viel geneigter, Ausländer zu verachten, als ihnen nachzuahmen. Einige wenige flitterhafte Beyspiele vom Gegentheil, die jeden Winter aus der Fremde zurück kommen, verdienen kaum als Ausnahmen bemerkt zu werden.

11. Brief.

Paris.

Ihr Bekannter B — ist seit drey Wochen zu Paris gewesen. Ich kann nicht begreifen, wie er sich so lange hier aufgehalten hat; denn er hegt von dieser ganzen Nation eine sehr schlechte Meynung.

Ich bin selten bey ihm, und gemeiniglich in Gesellschaften, deren Umgang er verabscheuet. — Ueberhaupt sind ihm die Sitten und Manieren der Franzosen höchst verhaßt. Er hält alle ihre Höflichkeit für Impertinenz, und ihre Dienstfertigkeit für Vorboten einer Beutelschneiderey.

Heute Vormittag sahen wir mit einander den Marschall Biron die Fußgarde mustern. Da war ein

Gedränge, vor welchem wir schwerlich in den Kreis hineinkommen, und bequem hätten mit zusehen können. Ein alter vornehmer Officier rührte einige Leute an, die vor uns standen, und sagte: „Diese Herren sind Fremde.„ Sogleich machten sie Platz, und ließen uns durch. Däucht Ihnen dieß nicht sehr verbindlich gehandelt? sagte ich. — Ja wohl! versetzte er; aber es war auch, beym Himmel, sehr ungerecht!„

Wir kehrten über die Boulewards zurück, wo eine Menge Bürgersleute sich in ihren Sonntagskleidern belustigten. Die Jungen tanzten Cotillons; die Alten gaben den Takt zur Musik, und ihren Beyfall den Tänzern. Alle vergaßen darüber das Vergangene und Künftige, und waren ganz ins Gegenwärtige vertieft. — Diese Leute scheinen sehr glücklich zu seyn, sagte ich. — „Glücklich! rief B —; hätten sie Menschenverstand, oder das geringste Nachdenken, so wären sie elend.„ — Und warum? — „Könnte der Minister nicht (antwortete er) sobald es ihm beliebte, ein halb Dutzend davon auslesen und ins Bicêtre sperren lassen?„ — Das ist wahr, sagte ich; dieß ist ein Fall, der sich freylich sehr wahrscheinlicherweise ereignen kann, und doch dachte ich eben so wenig daran als sie.

Wenige Tage nach seiner Hieherkunft trafen wir einander in einem französischen Hause an, wo wir beyde zum Mittagessen eingeladen waren. Eine alte vornehme Dame speiste mit, neben welcher ein junger Officier saß, der ihr alle mögliche Höflichkeiten erwieß. Er bediente sie mit den Gerichten, die ihr beliebten; schenkte Wein oder Wasser in ihr Glas, und richtete sein Gespräch besonders an sie. — „Wie der junge Laffe die arme alte Frau äfft: sagte B —. Wäre das meine Mutter, der — hole mich, wenn ich ihn nicht dafür herausforderte!„ —

Ohner-

Ohnerachtet B— französisch versteht, und besser spricht, als die mehresten Engländer, wurde er doch des Gesprächs bald überdrüssig, verließ die Gesellschaft bald — und hat seither alle Einladungen zu Mittagessen abgelehnt. Gemeiniglich treibt er einige Engländer auf, die mit ihm im Parc Royal zu Mittag speisen, und den Abend hinbringen.

Nach der heutigen Musterung blieben wir beysammen; und da wir beyde uns nirgends versprochen hatten, so schlug ich ihm zur Abwechselung vor, im Hotel de Bourbon an der öffentlichen Gasttafel zu speisen. Dieß wollte ihm Anfangs nicht ein. — Sie werden mich, sagte er, mit ihren verwünschten Komplimenten plagen. — Da ich aber anmerkte, daß wir an einer öffentlichen Wirthstafel eben nicht viele Komplimenten oder Höflichkeiten erwarten dürften, so willigte er ein, und gieng mit.

Allein unsere Bewirthung fiel anders aus, als ich es erwartet und er gewünscht hatte. Sobald wir hinein kamen, erwies man uns vorzügliche Höflichkeiten, und jedermann wollte uns zu den bequemsten Sitzen verhelfen. Sie bedienten uns zuerst, und die ganze Gesellschaft wollte den Fremden jede kleine Bequemlichkeiten und Vorzüge einräumen. Denn zu Paris genießen Fremde, nächst dem Frauenzimmer, die größten Höflichkeiten.

Nach dem Mittagessen spatzierten B — und ich in den Gärten des Palais Royal.

Alle die Umstände, die diese Leute unsertwegen machten, sagte er, bedeuteten so viel wie Nichts.

Ich meines Theils kann nicht umhin, es für Etwas zu halten, wenn man in einem fremden Lande höflich, und mit augenscheinlicher Güte von Ausländern behandelt wird, die weiter nichts von uns wissen, als daß wir **Engländer**, und oft ihre Feinde sind.

Aber ihre Höflichkeit besteht in Kleinigkeiten. — Worinn besteht denn irgend Jemands Höflichkeit? versetzte ich. — „Das höchste, fuhr er fort, was ein Franzose für Jemand thut, ist, daß er sich bestrebt, ihm die Zeit zu vertreiben und den Aufenthalt in seinem Lande angenehm zu machen." — Und eben dieß halte ich für keine Kleinigkeit, antwortete ich. — In diesem Leben giebts so viele Quellen von Kummer und Verdruß, daß ich allen, die sie mir vergessen helfen, nicht anders als gut und dankbar seyn kann: — denn solche Leute erleichtern mir meinen Kummer und befördern mein Vergnügen.

„Aber diese **Franzosen**, erwiederte er, bekümmern sich in ihrem Herzen keinen Heller um Sie." — Und warum sollte ich mich einen Heller darum bekümmern? versetzte ich. — Ihre Herzen gehen uns nichts an: — Sie werden doch nicht an einem jeden angenehmen Gesellschafter einen Herzensfreund haben wollen?

„Sie sind aber ein eigennütziges Geschlecht; und selbst diejenigen unter ihnen, die sich für Ihre Freunde ausgeben, thun es blos aus irgend einer eigennützigen Absicht."

Das ist leicht gesagt, versetzte ich, aber noch nicht bewiesen. — „Hätten Sie Geldhülfe nöthig, so würden sie Ihnen keinen Louis d'or vorschießen, um sich vor dem Gefängnisse zu retten," fuhr er fort.

Dieß hoffe ich niemals zuverlässig zu erfahren; sagte ich. Wollten wir uns aber in Absicht auf dergleichen Hülfen um Freunde bewerben, so würden wir gerade das nämliche thun, dessen Sie sie beschuldigen. Außerdem, fuhr ich fort, bekommen wir selten Gelegenheiten und Vermögen, unsern Bekannten und Freunden wichtige oder sogenannte wesentliche Dienste zu leisten: dahingegen ein jeder jene Aufmerksamkeit und Höflichkeiten, die den menschlichen Umgang angenehm

nehm machen, und das gesellige Leben versüßen, in seiner Gewalt hat, und täglich und stündlich Gelegenheiten findet, sie auszuüben, besonders gegen Fremde. — „Der H— hole ihre Höflichkeiten, sagte er, sie sind das größte Blendwerk in der Welt! — Ich hasse die Franzosen; sie sind Englands Feinde, und ein falsches, betrügerisches, treuloses — Da wir aber doch jetzt nicht hergekommen sind, uns mit ihnen zu schlagen, unterbrach ich ihn, so wollen wir unsere Feindseligkeiten bis auf eine bequemere Zeit verschieben, und vorjetzt, wenn es Ihnen nicht zuwider ist, in die Komödie gehen.

Er willigte ein; und hier endigte sich unser Gespräch.

Sie wissen es, B — ist einer von den ehrlichsten Leuten in der Welt, und verbirgt unter rauhen Manieren die besten Gesinnungen, die man nur immer wünschen kann. Diese Manieren, dünkt mich, nahm er ursprünglich in einem Wahne an, den er mit vielen Leuten gemein hat: daß große Höflichkeit und ein auffallend verbindliches Betragen, gemeiniglich von Falschheit und wirklicher Kaltsinnigkeit, — und sogar von einem unmenschlichen Charakter, begleitet werden; gleichsam, als ob das menschliche Herz, wie der Marmor, sich desto besser poliren ließe, je härter es wäre.

Dieser Wahn ist aber gewiß ohne eine genaue Prüfung, und aus einer seichten und flüchtigen Beobachtung der menschlichen Natur entstanden. Wie ungeschliffene Manieren kein Beweis von Redlichkeit sind, so ist auch Höflichkeit gar kein Beweis von Falschheit. Sobald aber beyde Charaktere in diesem Stücke einander gleich sind, so erhellt von selbst, daß die Höflichkeit in jeder andern Rücksicht den Vorzug verdienet.

Um wieder auf die Franzosen zu kommen, so bin ich versichert, daß ein Fremder ohne Bedenken alle die

Be-

Bequemlichkeiten, die aus ihren höflichen Manieren entstehen, genießen kann, wenn er auch gleich überzeugt wäre, daß alle ihre Dienstfertigkeit und Höflichkeit gar keine Achtung für ihn voraussetzen, sondern blos aus Eitelkeit und Eigenliebe herrühren. Er mag bemerken, daß sein Pariser Freund, indem er ihn mit Höflichkeiten überhäuft, nur seine eigne Wissenschaft zu leben damit zeigen, und sich die Hochachtung der Gesellschaft dadurch erwerben will, daß er ihm bey tausend unbedeutenden Gelegenheiten den Vorzug läßt: — so deutlich er auch sehen mag, daß man, blos um zu siegen, sich so sehr herabläßt; warum wollte er sich über einen Sieg ärgern, der ihm selber so viel Bequemlichkeiten gewährt; oder sich über Ursachen beschweren, deren Wirkungen ihm so nützlich und angenehm sind?

Könnten Sittenlehrer oder Prediger, durch ihre Beredsamkeit den Eigennutz aus dem menschlichen Herzen ausrotten, und die Menschen dahin bringen, daß sie ihre Nächsten wirklich liebten, wie sich selber; so wäre dieß freylich eine Veränderung, die man herzlich wünschen sollte. Bis aber diese selige Veränderung wirklich Satt findet, laßt uns jene Ceremonien und Höflichkeiten nicht tadeln, welche eine Art erkünstelter Freundschaft und Gewogenheit hervorbringen, die manche Absichten des geselligen Lebens, so gut als die ächten, erleichtern.

Leute, die gerne spielen wollen, und kein baares Geld haben, müssen sich mit Zahlpfenningen behelfen. Sie, mein Freund, und ich, werden, so lange wir mit einander spielen, dergleichen Nothhelfer niemals bedürfen: — ich bin vollkommen überzeugt, daß wir beiderseits mit einem hinlänglichen Vorrathe ächten Goldes versehen sind.

12. Brief.

Paris.

Als B— und ich, wie ich letzthin erwähnte, in die Komödie giengen, fanden wir ein erstaunliches Gedränge vor der Thüre. Nur mit vieler Mühe konnten wir endlich einen Platz erhalten. Man führte die Belagerung von Calais auf, ein Stück, das sich auf eine Volkssage gründet, und für die französische Nation nicht anders als rührend und schmeichelhaft seyn kann.

Sie können sichs nimmermehr vorstellen, welch ein Zulauf und Gedränge jeden Abend hier ist, um dieses Lieblingsstück zu sehen, das zu Versailles und Paris gleichgroßen Beyfall erhalten hat.

Doch giebts einige wenige Kunstrichter, welche behaupten, es sey ganz ohne dramatisches Verdienst, und habe seinen Beyfall vielmehr der populären Beschaffenheit seines Sujets, als irgend einigem innern poetischen Verdienste zu danken; und einige versichern sogar, seine Verse seyen nicht einmal rein französisch.

Als es letzthin vor dem König aufgeführt wurde, bemerkte Seine Majestät, daß der Herzog von Ayen nicht in den Beyfall mit einstimmte. Er wandte sich zu ihm, und sagte: „Sie geben Ihren Beyfall nicht? Herr Herzog, Sie sind nicht gut französisch.“ — Der Herzog erwiederte: „Behüte der Himmel, daß ich nicht besser französisch seyn sollte, als die Verse des Stücks!„

Die Franzosen folgen dem Hofe zwar in allen andern Stücken; kehren sich aber in dem, was den Geschmack betrift, gar nicht an die Entscheidungen von Versailles. Sehr oft ereignet es sich, daß ein Schauspiel, das vor der königlichen Familie und dem Hofe mit dem größten Beyfalle aufgeführt worden ist, nachher zu Paris aufs allerschimpflichste ausgezischt wird.

In

In allen Werken des Genies geben die Pariser dem Hofe, und ihrem Monarchen selber, den Ton an.

In andern europäischen Ländern hat sichs zugetragen, daß ein Fürst von vorzüglichen Talenten, durch den Glanz seines eigenen Genies den Verstand seiner Unterthanen aufgehellt, und die Wolken der Unwissenheit aus seinen Staaten vertrieben hat.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist ein großes Reich durch das große Genie und den Fleiß Eines seiner Fürsten, der den Grund zu desselben jetziger Macht und Größe legte, aus seiner groben Unwissenheit hervorgezogen, durch die Friedenskünste verfeinert, und in der Kriegskunst unterrichtet worden.

Ein anderer unbeträchtlicher Staat, der wenigere Hülfsquellen hatte, ist in neuern Zeiten durch die erstaunlichen Bestrebungen, und die ausdaurende und edle Arbeiten seines jetzt regierenden Königs, zu einer mächtigen Monarchie erhoben worden: seines Königs, dessen Liebe zur Gelehrsamkeit und zu den Künsten einige von den größten Genies in Europa nach seiner Hauptstadt gezogen hat, von wannen Wissenschaften und Geschmack durch alle seine Staaten, wo sie vorher wenig geachtet wurden, fließen müssen.

In diesen und andern Fällen, die man anführen könnte, sind die Fürsten ihren Unterthanen überhaupt an Genie überlegen gewesen. Der Thron ist die Quelle gewesen, aus welcher sich Einsichten und Verfeinerung bis an die äußersten Gränzen der Nation verbreitet haben.

In Frankreich hingegen hat sich dieß niemals zugetragen. Hier ists nicht der König, der das Volk verfeinert; — sondern das Volk ists, das die Sitten des Königs polirt, sein Herz menschlich macht, und

seinen

seinen Verstand aufklärt, falls derselbe anderst nicht ganz und gar dunkel ist.

Zu diesem Ende sind der Telemach und viele andere Werke geschrieben worden. In vielen Reden und Vorstellungen an den Thron, werden ihm vortrefliche Lehren und Erinnerungen auf eine unmerkliche und sehr delikate Art beygebracht.

Durch den nachdrücklichen Beyfall, womit sie gewisse Stellen in den aufgeführten Schauspielen aufnehmen, geben sie ihren Monarchen die Gedanken der Nation von den Maaßregeln seiner Regierung zu verstehen.

Indem sie ihm Eigenschaften zuschreiben, die er nicht besitzt, bemühen sie sich, in seinem Herzen ein Verlangen darnach zu erregen; sie versuchen es, ihn mit Liebkosungen zur Tugend zu locken. In diesem Lichte betrachtet, dürfte wohl der Entwurf der Bildsäule zu Pferde, welche die Stadt Paris Ludewig dem Funfzehnten zu Ehren errichtete, aus einem edlern Beweggrunde, als der Schmeicheley, welcher er insgemein beygemessen wird, hergeflossen seyn. Diese Bildsäule wurde vom Bouchardon angefangen, der über dem schon ziemlich weit gebrachten Werke starb, und nachher vom Pigall vollendet.

Das Pferd steht auf einem sehr hohen Fußgestelle. An den Ecken siehet man vier Figuren als Caryatiden angebracht, welche die vier Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Klugheit und Friedfertigkeit vorstellen. Die sämtlichen Verzierungen bestehen aus Metall.

Die zwo schmalen Seiten des Fußgestelles sind mit vergoldeten Lorbeern und Aufschriften gezieret. Auf der gegen die Thuillerien hingerichteten Fronte ließt man folgende Inschrift:

LVDOVICO XV.
OPTIMO PRINCIPI
QVOD
AD SCALDIM, MOSAM, RHENVM,
VICTOR
PACEM ARMIS
PACE
SVORVM ET EVROPÆ
FELICITATEM
QVÆSIVIT.

Die großen Seiten des Fußgestelles sind mit Siegeszeichen und Bas-Reliefs verziert. Eines stellet Ludewig den Funfzehnten vor, wie er Europen Frieden giebt. Das andere zeigt ihn auf einem Triumphwagen, vom Siege gekrönt, und vom Ruhme zu einem Volke geführt, das sich ihm unterwirft.

Wenn wir uns erinnern, daß die Aufschrift und die Sinnbilder auf den Beschluß des vorletztern Krieges anspielen, und was für Aufschriften man unter die Ehrensäulen der Könige zu setzen pflegt; so werden wir in der oberwähnten eben keine ausschweifende Schmeicheley finden. Sie lehrt, daß Friedensliebe eine von den größten Tugenden ist, die ein König besitzen kann: — das ist die beste Lehre, die sich dem Herzen eines Monarchen einflößen läßt.

An diesem Werke wird das Pferd, von Bildhauern und von Satyrikern, unendlich höher geschätzt, als der König. Doch, das größte Versehen dabey ist, daß die ganze Gruppe, ohnerachtet die sämtlichen Figuren größer als Lebensgröße sind, aus dem Mittelpunkte

des weitläufigen Platzes her, worauf sie stehen, etwas zu klein erscheinen.

Die witzigen Köpfe zu Paris konnten eine solche Gelegenheit, ihren Witz zu zeigen, nicht unbenutzt lassen; und streueten viele Epigrammen aus: Hier sind zwey davon:

Bouchardon est un Animal,
Et son Ouvrage fait pitié;
Il met les vices à cheval,
Et place les vertus à pied.

Bouchardon ist ein armer Schöps,
Und sein Werk erbärmlich;
Er setzt die Laster zu Pferde,
Und die Tugenden zu ihren Füßen hin.

* * *

Le voilà nôtre Roi, comme il est à Versailles,
Sans foi, sans Loi, & sans entrailles.

Da seht ihn, unsern König, wie er zu Versailles ist;
Ohne Treue, ohne Gesetz, und ohne Menschengefühl!

Beyde sind zu strenge; sie beschuldigen Ludewig den Funfzehnten, einer lasterhaften und grausamen Gemüthsart, die er doch nicht hatte: er, dessen wahrer Charakter, in drey Worten, der eines gutherzigen und leutseligen, obgleich in Müssiggang und Wollüste versunkenen Menschen war.

Ich habe eine andere Aufschrift für die Statüe herumlaufen sehen: sie ist lateinisch, und sehr kurz:

STATUA STATUÆ.

Sie können sich vorstellen, daß man die Urheber dieser Aufschriften schrecklich strafen würde, wenn man sie entdeckte. Aber keine Strafe kann die Einwohner dieser Stadt vom Schreiben und Ausbreiten solcher Pasquille abhalten, an welchen sich die ganze Nation sehr ergötzt.

In Wahrheit, mich dünkt, man verräth mehr Rachsucht, als kluge Polizey, wenn man dergleichen Ergiessungen hemmen will; die, wenn sie nicht auf diese Art Luft bekämen, vielleicht auf eine gefährlichere Art ausbrechen möchten. Leben Sie wohl.

13. Brief.

Paris.

Ich speiste gestern mit einer gleichen Anzahl Herren und Frauenzimmer beym Ritter B — zu Mittag. Er ist F —'s sehr vertrauter Freund, und hat ein bezauberndes Haus innerhalb wenig Meilen von Paris; dessen sich der Marquis eben so frey als der Eigner selber bedient.

Der Ritter hat ein beträchtliches Einkommen, das er mit gleicher Pracht und Haushaltungskunst aufwendet. Er ist schon seit vielen Jahren mit seiner jetzigen Gemahlin vermählt gewesen; einer höchst angenehmen Dame, an welcher er alles hat, was ihren Ehestand vergnügt machen kann; nur keine Kinder. Sie bemühen sich, diesen verdrießlichen Umstand, vermittelst einer beständigen Folge von Gesellschaften, sich aus dem Sinne zu schlagen; und, was hier etwas sehr sonderbares ist, der Mann und seine Frau bitten einerley Gesellschaften zu Gaste.

F — ist zwar viel jünger als sie, aber doch ein großer Günstling von ihnen Beyden; und es ist ihnen allemal ein Vergnügen, wenn er eine kleine Gesellschaft seiner Freunde zum Mittagessen in ihrem Hause einladet.

Die jetzige Parthie war von Madam von M —, einer reichen jungen Wittwe, die hier viele Verehrer hat, in Vorschlag gebracht worden. Sie mögen hier, im

im Vorbeygehen, einen Blick auf sie thun — sich aber ja nicht einbilden, daß ich es wagen wollte, das unbeschreiblichste unter allen menschlichen Wesen, eine französische Dame nach der Mode, zu schildern.

Madam von M — hat einigen Witz; mehr Schönheit; und noch mehr Munterkeit als Witz oder Schönheit. Gäb' es eine vierte Vergleichungsstufe, so wollte ich sie ihrer Eitelkeit einräumen. Sie lacht oft; und hat Recht: denn ihre Zähne sind ungemein schön. Sie redet sehr viel, und in einem lauten und entscheidenden Tone. — Daran handelt sie nicht eben so klug; denn ihre Gedanken sind nicht so schön wie ihre Zähne; und ihre Stimme ist etwas unangenehm. — Man begegnet ihr allenthalben mit Höflichkeit und Ehrerbietung. — Dieß hat sie ihrem Stande zu danken. — Die Männer sehen sie gerne; — ihrer Schönheit wegen. — Auch die Weiber sehen sie nicht ungern; ein Umstand, den sie vermuthlich ihren Schwachheiten zu danken hat.

Man glaubt, diese Dame sey F — n gut: um also Klätschereyen vorzubeugen, ersuchte sie mich, sie in ihrem Hause abzuholen, und nach des Ritters Hause zu begleiten.

Ich fand sie an ihrem Putztische, in einer Berathschlagung mit einem General und zween Abbés, über einen neuen Kopfputz, den sie so eben erfunden hatte. Er war sehr wohl ausgesonnen, und galant; und erhielt, nach einigen wenigen Verbesserungen, den Beyfall aller dieser Kunstrichter. Sie erklärten ihn für eine wichtige Erfindung, und prophezeihten, daß er sogleich in ganz Paris Mode werden, und dem Genie der Madam von M — eine unsterbliche Ehre machen würde.

Mit einer siegprangenden Miene kehrte sie sich also vom Spiegel weg. — „Kommt denn, meine

 Kinder,

Kinder, — zum Ruhme!„ — rief sie: und wollte eben ihre Karosse rufen lassen, als ein Bedienter herein kam, und ihr meldete, die Frau Gräfin habe ihre Einladung angenommen, und würde sich gewiß die Ehre geben, bey ihr zu Mittag zu speisen.

Ich hoffe nicht, Ihnen die plötzliche Veränderung schildern zu können, die diese Botschaft in Madam von M — s Gesichtszügen veranlaßte. Hätte sie so eben den Tod ihres Vaters oder ihres einzigen Kindes erfahren; so hätte sie unmöglich bestürzter seyn können. — „Ists möglich, (sagte sie mit einem Tone der Verzweiflung,) daß man so dumm seyn kann!„ — Sie rief dem Bedienten, und verhörete ihn über den Inhalt der Antwort, die er von der Frau Gräfin mitgebracht hatte. — Es war, freylich wars nun einmal so! — sie würde gewiß kommen! — Neue Ausrufungen von Madam von M —! Haben Sie sie denn auf heute einladen lassen? fragte ich. — Ohne Zweifel, ja wohl; versetzte Madam von M —. Das konnte ich nicht länger verschieben. — Sie kam schon verwichenen Sonntag in die Stadt. — Ich ließ ihr also das verbindlichste Kompliment von der Welt machen, und bat mir die Ehre ihrer Gesellschaft auf heute zum Mittagessen aus; und, siehe da! die abscheuliche Frau läßt mir, (mit einer Grobheit und schlechten Lebensart, die ihres gleichen nicht hat) melden, sie wolle kommen!„

Freylich, sagte ich, ists etwas sehr ärgerliches, daß sie Ihre gütige Höflichkeit so sehr misverstanden hat. — „Nicht wahr? sagte sie: — Hätte irgend ein Mensch eine so barbarische Vergeltung einer Höflichkeit erwarten können? — Sie hat einigen Verkehr mit einigen von meinen Anverwandten auf dem Lande: — sobald sie in die Stadt kam, ließ ich sogleich meinen Namen bey ihrem Thürhüter. — Den nächsten Tag sprach sie bey mir an. — Ich hatte meinem Schweizer gesagt,

sagt, wenn sie käme, sey ich allezeit nicht zu Hause. Er verleugnete mich also. — Dieß ist ganz begreiflich, und der Ordnung gemäß. Die Frau ist zwanzig Jahre älter als ich, und wir müssen einander ganz unerträglich seyn. — Sie hätte einsehen sollen, daß meine Einladung ein bloßes höfliches Kompliment war: — Die nämliche Höflichkeit hätte sie ihrer Seits bewegen sollen, diese Einladung abzulehnen. — Auf diese Art hätten wir einander immer besuchen, mit einander zu Mittag und zu Nacht speisen, und unsere ganze Lebenszeit über, auf dem freundschaftlichsten Fuße, den man nur erdenken kann, mit einander leben können: — aber dieser grobe Streich muß allem unserm Verkehre ein Ende machen. — Gut — da ist nun nicht mehr zu helfen. — Auf diesen einzigen Tag muß ich schon im Fegfeuer seyn. — Adieu! Empfehlen Sie mich Madam B —; und melden Sie ihr diesen abscheulichen Unfall!„

Als ich der Madam M — zu ihrem unverdienten Unsterne condolirt hatte, beurlaubte ich mich, und kam zu F — n, dem ich den traurigen Zufall erzählte, der uns der Gesellschaft dieser Dame beraubt hatte.

Er schien darüber nicht ganz so verdrießlich zu seyn, als sie bey dieser Gelegenheit gewesen war; schwur aber, die Gräfin habe blos ihr zum Possen die Einladung angenommen; denn er wisse, daß ihr Anschlag, beym Ritter B — zu speisen, ihr nicht unbekannt gewesen sey; und sie hätte gewiß diese Gelegenheit ergriffen, Madam von M —, welcher sie nicht gut wäre, zu plagen. Ohne diese Lust, bildete er sich ein, würde die Mahlzeit für die Gräfin ein eben so großes Fegfeuer seyn, als es nur immer für Madam von M — seyn könnte. Wie diese zärtliche Freundinnen ihre Zeit mit einander zubrachten, weis ich nicht. Wir aber brachten die unsrige beym Ritter höchst vergnügt zu. —

Der Marquis belustigte die Gesellschaft mit der Geschichte von Madam von M — s Unfalle, und der daraus entstandenen freundlichen Zusammenkunft. — Dieß erzählte er auf eine so lebhafte Art, und schilderte sein eignes Bedauren und Misvergnügen darüber, mit einer so vollkommen guten Laune, daß er die Gesellschaft dadurch einigermaßen für die Abwesenheit der Dame schadlos hielt.

14. Brief.

Paris.

Ohneracht die sanften französischen Sitten, die Strenge der Regierung, wie ich in einem vorigen Briefe bereits angemerkt habe, gewissermaßen mildern; so ist doch der Zustand des gemeinen Volks noch immer nichts weniger als behaglich.

Wenn wir die erstaunlichen Hülfsquellen dieses Königreichs, seine Vorzüge vor fast einem jeden andern Lande, in Ansehung des Bodens, des Himmelsstrichs, und der Lage; den Fleis und die sinnreiche Geschicklichkeit seiner Einwohner; ihre Liebe zu ihrem König, und ihren Gehorsam gegen die Gesetze, erwägen; so sollten wir natürlicherweise erwarten, daß die Nation, überhaupt genommen, wohlhabend seyn, und es hier eben so wenige arme Leute, als in irgend einem andern Europäischen Lande geben sollte. Ich rede hier nicht von jener eingebildeten und verhältnismäßigen Armuth, die die reichsten Bürger zu London oder Amsterdam fühlen können, noch von der Armuth, welche Spielsucht, Ueppigkeit und Verschwendung in großen Städten erzeugen, sondern von jener wirklichen Armuth, die sich da einfindet, wo der arbeitsame Theil einer Nation mit alle

alle seinem Fleiße sich kaum des Hungers, und des Mangels an Lebensnothwendigkeiten erwehren kann.

Jene beyde Arten von Armuth, rühren von den Lastern und Ausschweifungen der Privatleute; diese letztere aber, rührt von einer schlechten Regierung her.

Jene erstern findet man häufig zu London, wo doch mehrere Reichthümer, als in irgend einer andern Stadt in Europa, umlaufen; diese letztere hingegen, findet man in England auf dem Lande selten.

Das Widerspiel hievon trift man in Frankreich an, wo die ärmsten Einwohner der Hauptstadt oft wohlhabender sind, als der arbeitsamste Landmann. Jene können, wenn sie der Ueppigkeit der Großen und Reichen fröhnen, oder sich derselben Thorheiten zu Nutze machen, sich einen ziemlich guten Unterhalt, und bisweilen auch ein beträchtliches Vermögen, erwerben; dahingegen der Bauer sich nicht ohne große Schwierigkeit einen armseligen und ungewissen Lebensunterhalt verschaffen kann.

Um uns einen richtigen Begriff von Englands Reichthum zu machen, müssen wir die Provinzen besuchen, und sehen, wie der hohe und niedrige Adel, und insbesondere, wie der Pachter und das Landvolk leben. Die Pracht des Adels, und der unter diesen letztern Ständen herrschende Ueberfluß, müssen den Eingebornen eines jeden andern Europäischen Landes in Erstaunen setzen.

Um einen günstigen Begriff von Frankreichs Reichthum beyzubehalten, müssen wir in der Hauptstadt bleiben, oder nur einige wenige Handels- oder Fabrikenstädte besuchen; aber selten in das Schloß eines Land-Edelmanns, oder in eine Baurenhütte gehen. In jenem würden wir nichts als Flitterstaat im Hausgeräthe finden, und aus dieser würde die Armuth uns verscheuchen.

Mißwachs, oder eine unachtsame Staatsverwaltung können zu gewissen Zeiten unter dem gemeinen Volke Noth und Theurung veranlassen. Wenn aber unter dem Landvolke eines solchen Landes, wie Frankreich, verschiedene Regierungen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch, eine beständig anhaltende Armuth herrscht; so scheint mir dieß der zuverlässigste Beweis einer sorglosen, und folglich einer bedrückenden, Regierung zu seyn. Und doch beklagen sich die Franzosen selten über ihre Regierungsform, obgleich oft über ihre Herrscher; und niemals über den König, sondern allezeit nur über den Minister.

Ohneracht et jene schwärmerische Liebe, die diese Nation einstmals für ihren jeztregierenden König (*) fühlte, sehr abgenommen hat, so ist sie doch nicht ganz erloschen. Freylich verabscheuet man einige von den Höflingen, von welchen man glaubt, daß sie des Königs Lüsten fröhnen. Die alberne, prahlerische Pracht der Maitresse, wird öffentlich verflucht: allein ihr Tadel des Königs bricht, auch wo man sich für ganz sicher hält, niemals, wie unter gewissen andern Nationen, in solche heftige Ausdrücke aus, als: „Verwünscht sey seine Thorheit — seine Einfalt — oder seine Hartnäckigkeit!“ — Nein! sogar ihr Tadel desselben ist mit einer Art liebreichen Bedaurens vermischt. — „Von Natur ist er doch gutherzig, sagen sie. — Und wenn sie jenen erbärmlichen Kummer und Ueberdruß in seinem Gesichte sehen, der eine von Wollüsten entkräftete Leibesconstitution, und eine Seele, die zu keiner Arbeit taugt, zu begleiten pflegt; — so rufen sie aus: — „Mein Gott, wie traurig er ist! — Er ist selber elend; — wie könnte er denn an uns andere denken!“

Ich bin überzeugt, der König könnte, des jezigen wirklichen Misvergnügens in Frankreich ohnerachtet, die

(*) Ludewig den Funfzehnten.

die Hochachtung und Liebe seiner Unterthanen wieder gewinnen, wenn er auch nur seinen Minister und einige andere verhaßte Leute ihrer Dienste entließe. Einen Lettre de Cachet, der sie vom Hofe verbannete, oder in die Bastille setzen ließe, würde man hier zu Lande für eine völlige Staatsveränderung ansehen, und die Nation würde keine andere Sicherheit für ihre Rechte und Freyheiten fordern, als die dieß Werkzeug der Tyranney ihr gewährete.

So aber, wie die Sachen jetzt stehen, hat, meines Erachtens, gar keine Klasse des Volks in Frankreich, eigentlich zu reden, einige Rechte. Die Prinzen, der Adel und die Geistlichkeit, haben zwar gewisse Privilegien, die ihnen verschiedene Grade von Vorzügen vor ihren Mitunterthanen geben; aber keine eigentliche Rechte, oder, welches auf das nämliche hinausläuft, keine Rechte, von welchen sie Schutz erwarten, oder die sie wider den Monarchen behaupten könnten, sobald es ihm, nach seiner Königlichen Weisheit, beliebte, dieselben zu schmählern, oder ganz und gar aufzuheben.

Ein Franzose wird Ihnen zwar sagen, ihre Parlemente hätten das Recht, in gewissen Fällen der Krone Vorstellungen zu thun. — Ein herrliches Vorrecht, fürwahr! — Der gemeine Stadtrath von London hat dieß herrliche Vorrecht auch; und wir alle wissen ja, was es hilft! Es gleicht jener Macht, deren sich Owen Glendower rühmte; — der Macht, „Geister aus der ungeheuren Tiefe herauf zu bannen;“ — Nur Schade, daß ihm keiner gehorchen und erscheinen wollte!

Das Pariser Parlement darf zwar Vorstellungen thun, und hats auch mit so starken Gründen und bündigen Ausdrücken gethan, daß, wenn Beredsamkeit über unumschränkte Gewalt siegen könnte, man jeder Beschwerde würde abgeholfen haben.

Einige von diesen Vorstellungen geben nicht nur Beyspiele der erhabensten, rührendsten Beredsamkeit ab, sondern athmen auch einen Geist der Freyheit, der einem Brittischen Hause der Gemeinen Ehre machen würde.

Der Widerstand, den die Mitglieder des Parlements zu Paris dem Willen des Königs gethan haben, gereicht ihnen zur größten Ehre. In der That haben die Rechtsgelehrten in Frankreich eine richtigere und männlichere Denkungsart von Regierungssachen geäußert, und die despotische Gewalt mit edlerm Muthe bekämpft, als irgend eine andere Klasse von Leuten in jenem Königreiche. Es hat mich also befremdet und geärgert, so oft ichs hier versuchen sah, diesen Stand des Volks lächerlich zu machen.

Ein Rechtsgelehrter wird hier nie anders als in einer lächerlichen Rolle auf dem Theater aufgeführt. Dieß mag zwar den König, dessen Gewalt sie gerne eingeschränkt hätten, oder leichtsinnige und sklavische Hofschranzen belustigen; sollte aber von der Nation verabscheuet werden, um deren Wohlfahrt die Herren Rechtsgelehrten so viel daran gewagt haben, die in ihrem Kampfe wider den Hof viele persönliche Gefahr zu fürchten, und keinen einträglichen Vortheil zu hoffen hatten.

Die, die sich in unserer Insel den Maasregeln des Hofes widersetzen, laufen zwar, Gott Lob, deshalb keine persönliche Gefahr. — Ein Mitglied des Brittischen Parlements kann seine patriotische Barke in der vollkommensten Sicherheit vom Stapel stoßen, den Strom scheltender Beredsamkeit hinabgleiten, alle seine Segel aufspannen, jeden Wind darinn auffangen, und eine oder ein Paar Stunden am Rande des Hochverraths hinsegeln, ohne die geringste Gefahr, in desselben Wirbel hineingerissen zu werden. Wie er aber

nichts

nichts zu fürchten hat, so hat er augenscheinlich von einer solchen Fahrt auch nichts zu hoffen. Widersetzlichkeit gegen die Maaßregeln des Hofs, hielt man ehemals für ein Mittel, Macht zu erlangen: jetzt aber hat sich alles dieß ganz verändert. Man erwäge nur, wie viele Leute mit sehr mittelmäßigen Fähigkeiten auf ihren Knieen in Aemter gekrochen sind, und vergleiche ihre Menge mit der Anzahl und dem Schicksale derer, die, mit Genie und dem Geschütze der Beredsamkeit bewaffnet, diese Stellen gern erstürmen wollten; und wer alsdenn noch zu den Stürmenden stößt, muß entweder aus ganz andern als eigennützigen Absichten handeln, oder seine Ungeschicklichkeit im Berechnen der Wahrscheinlichkeiten verrathen.

Da die Sicherheit, und sogar das Daseyn des Pariser Parlements, blos von der Willkühr des Königs abhieng, und es keine andere Trutz- oder Schutzwaffen als Gerechtigkeit, Vernunft und Gründe hatte; so konnte man sein Schicksal leicht vorher sehen; — das gewöhnliche Schicksal derer, die der Macht und Gewalt kein anderes Geschütz entgegen zu setzen haben. — Die Mitglieder des Parlements fielen in Ungnade, und das Parlement wurde aufgehoben. Man hielt diese Maaßregel für gewaltthätig, und die Verbannten für Staatsmärtyrer. Das Volk erstaunte und trauerte. Endlich erholte es sich aus seiner Verwunderung wieder, und zerstreute seinen Kummer, wie es bey allen großen Unglücksfällen zu thun pflegt — durch einige sehr lustige Gassenlieder.

15. Brief.

Paris.

Vor wenig Tagen sprach mein Freund F— bey mir ein, und als er hörte, daß ich mich noch nirgends besonders

besonders versprochen hatte, lag er mir an, mit ihm irgendwohin aufs Land zu fahren, dort mit ihm zu Mittag zu speisen, und noch früh genug zur Komödie zurückzukehren.

Als wir einige wenige Meilen weit gefahren waren, sah ich einen hübschen jungen Kerl in einer alten Soldatenmontur. Er saß unter einem Baume auf dem Grase, nicht weit von der Landstraße, und spielte zum Zeitvertreib auf der Geige. Als wir näher hinzukamen, wurden wir gewahr, daß er ein hölzernes Bein hatte, das zum Theile zersplittert neben ihm lag.

Was thut ihr hier, Soldat? sagte der Marquis — Ich bin auf meiner Heimreise, mein Officier, sagte der Soldat. — Aber, mein armer Freund, das wird verzweifelt lange dauren, ehe ihr eure Reise endigt, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk habt, als dieß, wobey er zugleich auf die Trümmern seines hölzernen Beines wieß. — Ich warte auf meine Equipage und mein ganzes Gefolge, sagte der Soldat: und wenn ich mich nicht sehr irre, so seh ich sie eben jetzt dort den Hügel herunter kommen.

Wir sahen eine Art Karrens, mit Einem Pferde bespannt, in welchem eine Weibsperson und ein Bauer saßen, der das Pferd trieb. — Dieweil sie näher kamen, erzählte uns der Soldat, er sey in Corsika verwundet, und darauf sein Bein abgeschnitten worden; ehe er jenen Feldzug angetreten, habe er sich mit einem jungen Mädgen aus der Nachbarschaft verlobt; — die Heirath sey bis auf seine Zurückkunft ausgesetzt worden; — als er aber mit einem hölzernen Beine erschienen sey, haben sich alle Anverwandten des Mädgens der Heirath widersetzt. — Die Mutter des Mädgens, dessen Vater schon todt gewesen, als er seine Bewerbung um sie angefangen, sey ihm allezeit günstig gewesen; aber während seiner Abwesenheit außer Landes, gestorben.

ben. Doch sey das Mädgen ihm beständig und getreu geblieben, habe ihn mit offenen Armen empfangen, und eingewilligt, ihre Anverwandten zu verlassen, und mit ihm nach Paris zu gehen, von wannen sie in der Landkutsche nach dem Flecken abreisen wollten, wo er geboren wäre, und wo sein Vater noch lebte. — Unterweges sey sein hölzernes Bein zerbrochen; seine Geliebte habe deshalb von ihm weg, und nach dem nächsten Dorfe gehen müssen, einen Karren zu holen, um ihn dorthin zu führen, wo er so lange bleiben wolle, bis der Zimmermann ihm ein neues Bein gemacht hätte. — „Es ist ein Unglück, mein Officier, setzte der Soldat hinzu, das bald vergütet wird — und da ist meine Freundinn nun!“ —

Das Mädgen sprang vor dem Karren her, ergriff die ausgestreckte Hand ihres Geliebten, und sagte ihm mit einem holden zärtlichen Lächeln, — sie habe einen trefflichen Zimmermann gefunden, der ihr versprochen habe, ihm ein Bein zu machen, das nicht brechen sollte; dieß solle Morgen fertig seyn, und denn könnten sie, sobald es ihnen beliebte, ihre Reise fortsetzen.

Der Soldat nahm seiner Geliebten Kompliment so auf, wie sichs gehörte.

Sie schien ohngefähr zwanzig Jahre alt, und war ein schönes fein gewachsenes Mädgen, eine Brünette, deren Gesicht Empfindung und Lebhaftigkeit verrieth.

Ihr müßt sehr müde seyn, meine Liebe, sagte der Marquis — Man wird nicht so leicht müde, mein Herr, wenn man für seinen Geliebten arbeitet, versetzte das Mädgen. — Der Soldat küßte ihr mit einer galanten und zärtlichen Miene die Hand. Wenn ein Mädgen einem Manne einmal gut ist, so, sehen Sie wohl, sagte der Marquis zu mir, ists nicht ein Bein mehr oder weniger, das sie bewegen kann, ihre Gesinnungen zu ändern. — Auch warens nicht seine Beine, sagte

sagte Fanchon, die einigen Eindruck auf mein Herz machten. Und doch, versetzte der Marquis, wäret Ihr nicht das einzige Mädgen gewesen, auf welches Beine einigen Eindruck gemacht hätten: — Aber, kommen Sie, fuhr er gegen mich fort. — Dieß Mädgen ist ganz allerliebst — ihr Geliebter scheint ein braver Kerl zu seyn: — sie beyde haben zusammen nur drey Beine, und wir haben vier; wenns Ihnen nicht zuwider ist, so sollen sie unser Fuhrwerk haben, und wir wollen ihnen zu Fuße bis in's nächste Dorf nachfolgen, und sehen, was für diese Liebende zu thun ist. „ — Nie habe ich in meinem Leben mit größerm Vergnügen in einen Vorschlag gewilligt.

Der Soldat fing an Schwierigkeiten zu machen, sich in's Vis à Vis zu setzen. — Kommt, kommt, Freund, sagte der Marquis, ich bin ein Oberster, und ihr müßt mir gehorchen. Setzt euch ohne weitere Umstände hinein, und Eure Geliebte soll Euch nachfolgen.

Laßt uns hinein, mein guter Freund, sagte das Mädgen, da doch diese Herren so sehr darauf bestehen, uns diese Ehre zu erweisen.

Ein Mädgen wie Ihr, würde die schönste Karosse in Frankreich zieren. Nichts könnte mir lieber seyn, als wenn's in meiner Macht stünde, Euch glücklich zu machen, sagte der Marquis. — Dafür lassen Sie mich sorgen, mein Obrist, versetzte der Soldat. Ich bin schon so glücklich wie eine Königin, sagte Fanchon. Fort fuhr die Chaise, und der Marquis und ich folgten nach.

Sehen Sie wohl, wie wenig es uns Franzosen kostet, glücklich zu seyn, sagte der Marquis zu mir; und setzte lächelnd hinzu: in England, sagt man mir, soll das Glück theurer zu stehen kommen. Aber, antwortete ich, wie lange wird die Freude für diese arme

Leut-

Leutchen dauren? — (Ha, sagte er, das war nun eine recht Englische Anmerkung;) — dieß kann ich nun zwar wohl nicht sagen: auch weis ich eben so wenig, wie lange Sie oder ich leben werden: ich glaube aber, etwas sehr albernes wär's, wenn wir uns Zeitlebens kümmern wollten, weil wir nicht wissen, wie bald wir unglücklich werden dürften, und weil wir ganz gewiß wissen, daß wir doch einmal sterben müssen.

Da wir im Wirthshause anlangten, wohin wir dem Postknechte befohlen hatten zu fahren, trafen wir den Soldaten und seine Fanchon an. Als wir einige Speisen und Wein verlangt hatten, — sagte ich zum Soldaten — sagt mir doch, wie gedenkt Ihr Euch und Eure Frau zu nähren? — Wer Mittel gefunden hat, fünf Jahre lang vom Soldaten-Solde zu leben, versetzte er, der wird seine übrige Lebenszeit über, sich leicht behelfen können. — Ich kann ziemlich wohl auf der Violine spielen, setzte er hinzu: und vielleicht giebts in ganz Frankreich keinen Flecken von der Größe, wo so viele Hochzeiten vorfielen, als in dem, wo wir uns niederlassen wollen. Es wird mir also nie an Arbeit fehlen. — Und ich, sagte Fanchon, kann Haarnetze und seidene Börsen weben, und Strümpfe flicken. Außerdem hat mein Oheim zweyhundert Livres, die mir zugehören, in seinen Händen; und ohnerachtet er des Gerichtsverwalters Schwager, und gerne brutal ist, will ich ihn doch zwingen, sie mir bey Heller und Pfennig zu bezahlen. — Und ich, sagte der Soldat, habe funfzehn Livres in meiner Tasche; und überdies zwey Louis d'or einem armen Bauren geliehen, damit er die Taxen bezahlen konnte; die er mir wieder bezahlen wird, wenn er kann.

Sie sehen, mein Herr, sagte Fanchon zu mir, daß wir eben nicht sehr arm sind. — Können wir nicht glücklich seyn, mein guter Freund, (indem sie sich

mit

mit einem allerliebsten zärtlichen Blicke an ihren Geliebten wendete,) es müßte denn unsere eigene Schuld seyn? — Wenn du nicht glücklich wärest, meine süße Freundin! sagte der Soldat sehr eifrig, so würde ich sehr zu bedauren seyn!„ — Nie fühlte ich eine entzückendere Aufwallung. — Dem Marquis zitterte die Thräne im Auge. — Bey meiner Treue, sagte er zu mir, dieß ist eine weinerliche Komödie! — Dann wendete er sich an Fanchon. Komm hieher, mein Kind! — Bis ihr Eure zweyhundert Livres bezahlt bekommt, und mein Freund hier seine zwey Louis d'or wieder erhält, nimm dieß von mir an; und gab ihr eine Börse von Louis d'ors in die Hand. — Ich hoffe, Ihr werdet euren Mann beständig lieben, und von ihm beständig geliebt werden. — Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie es euch gehet, und womit ich euch dienen kann. Dieß wird Euch meinen Namen und meine Wohnung sagen. Wenn Ihr mir aber jemals das Vergnügen macht, in meinem Hause zu Paris einzukehren, — so bringt ja Euren Mann mit; denn ich wünsche nicht, Euch weniger hochzuachten oder mehr zu lieben, als ich diesen Augenblick thue. — Besucht mich bisweilen: bringt aber ja euren Mann allezeit mit. —

Ich werde mich niemals scheuen, sie Ihnen anzuvertrauen, sagte der Soldat: — sie soll Sie so oft besuchen, als es ihr selber beliebt, ohne daß ich mit ihr gienge.

Durch zu vieles Wagen, wie dein Sergeant mir gesagt hat, hast du dein Bein eingebüßt, mein bester Freund, sagte Fanchon lächelnd zu ihrem Geliebten. Der Herr Obrist sind nur gar zu liebenswürdig. Ich will seinem Rathe aufs genaueste folgen; und so oft ich die Ehre haben werde, ihm meine Aufwartung zu machen, sollst du mich allezeit begleiten.

Der

Der Himmel segne euch beyde, meine guten Freunde, sagte der Marquis: und möchte der nie wissen, was Glückseligkeit ist, der es versucht, die eurige zu stöhren. — Ich will mich bemühen, für Euch, mein Mitsoldat, irgend ein einträglicheres Geschäft, als das Violinspielen, auszufinden. Indessen bleibt hier, bis eine Kutsche kömmt, die euch beyde heute Abend nach Paris bringen soll. Mein Bedienter soll euch eine Wohnung verschaffen, und den besten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur zu finden ist. Wenn ihr ordentlich ausstaffirt seyd, so besucht mich, ehe ihr heim reiset. Lebt wohl, mein Biedermann; seyd gegen Fanchon gütig; sie scheint eurer Liebe werth zu seyn. Lebt wohl, Fanchon; es wird mir eine Freude seyn, wenn ich erfahre, daß Ihr in zwey Jahren euren Du Bois noch eben so sehr liebet, als itzt. Und damit drückte er dem Du Bois die Hand; küßte Fanchon; schob mich vor sich in die Chaise, und fort fuhren wir.

Während unserer Rückkehr nach der Stadt, brach er verschiedenemale in eifrige Lobsprüche auf Fanchons Schönheit aus, die mir einigen Verdacht einflößten, daß er fernere Absichten auf sie haben möchte.

Seine freye Lebensart war mir bekannt genug, und kurz vorher hatte ich ihn auf dem Punkte gesehen, sich mit einem Frauenzimmer zu vermählen, da er so eben mit einem andern alles, wie ers nannte, verabredet hatte.

Aus Wißbegierde hierüber, that ich deshalb auf eine scherzhafte Art einige Fragen an ihn.

Nein, mein Freund, sagte er, Fanchon soll von mir niemals in Versuchung geführt werden. — Ich halte sie zwar für ungemein schön, und noch dazu für eine von jener Art Schönheiten, die am meisten nach meinem Geschmacke ist: allein ihre beständige Treue gegen ihren ehrlichen Du Bois bezaubert mich mehr

als irgend sonst was an ihr: — büßt sie diese ein, so büßt sie ihren größten Reiz in meinen Augen ein. Wäre sie an einen verdrießlichen, mürrischen, erschöpften, eifersüchtigen Kerl gefesselt, und wünschte sie ihren Beschwerden abgeholfen zu sehen; so wär's was anders. So aber ist ihr Herz ihrem alten Liebhaber Du Bois ergeben, der ein Biedermann zu seyn scheint, und, ich getraue mir's zu sagen, sie glücklich machen wird. Wäre ich auch geneigt, sie in Versuchung zu führen, so würde meine Mühe, allem Vermuthen nach, fruchtlos seyn. — Die Beständigkeit, die eine so lange Abwesenheit und eine Kanonenkugel ausgehalten hat, würde wohl schwerlich von den Galanterien, dem Flitterstaate, und dem Gewäsche eines Stutzers besiegt werden. — Mit Vergnügen glaub ich's, sie würd' es nicht — und bin fest entschlossen, es nie zu versuchen.

Nie schien F — so ganz vollkommen liebenswürdig zu seyn.

Am nämlichen Abend kehrte B — bey mir ein, und speiste mit mir zu Nacht. Ich war von der Fanchon und des Du Bois Abentheuer zu voll, als daß ich sie ihm nicht, mit allen den Umständen in des Marquis Betragen, hätte erzählen sollen. — Ihr F —, sagte er, ist ein Biedermann. — Thun Sie mir doch den Gefallen, und finden Sie Mittel, daß wir Morgen mit ihm zu Mittag speisen. — A propos, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, — stammen diese F — nicht etwa ursprünglich aus England her? — Mich dünkt, ich habe so einen Namen in Yorkshire nennen gehört.

Leben Sie wohl.

---

16. Brief.

Paris.

Es ist mir immer übel zu Muthe, wenn ich Leute behaupten höre, die Menschen handelten beständig aus eigennützigen Absichten. Es flößt mir einen Verdacht ein, als ob Leute, die dieß System behaupten, andere nach ihren eigenen Gefühlen beurtheilen möchten. Und doch kann diese Folgerung eben so irrig als jene allgemeine Behauptung seyn: denn ich habe sie, (vielleicht aus bloßer Affectation) von sehr uneigennützigen Leuten behaupten hören, die, wenn man ihnen hart zusetzte, ihren Satz nicht anders als durch Verdrehung der gewöhnlichen Bedeutung der Sprache vertheidigen konnten. Leute, die großmüthige oder dem Ansehen nach uneigennützige Handlungen thun, sagen sie, werden durch eigennützige Beweggründe dazu angetrieben — durch das Vergnügen, das sie selber dabey empfinden. — Es giebt Leute, die dieß Gefühl so stark haben, daß sie bey keinem Unglücklichen vorüber gehen können, ohne sich zu bestreben, ihm zu helfen. — Dergleichen Leute helfen sich in der That selber, indem sie dem Unglücklichen helfen.

Alles dieß ist sehr wahr. Ists aber nicht eine seltsame Behauptung, daß Leute, eben weil sie nicht anders als gutthätig seyn können, nicht gutthätig sind?

Zwey Männer stehen vor einem Fruchtladen in St. James-Straße. Inwendig liegen einige Ananas am Fenster, und außen steht eine arme Frau mit einem Kinde, das an ihrer leeren Brust weint. Der eine von den Herren gehet hinein, bezahlt eine Guinee für eine Ananas, und zehrt sie ruhig auf; dieweil die arme Frau ihn um einen Penny (das ist, den $\frac{1}{252}$sten Theil einer Guinee) anfleht, damit sie sich einen Bissen Brodes kaufen könne — und vergebens flehet: nicht

etwan, als ob sich dieser feine Herr aus einem Penny etwas machte; nein — nur seine Hand in seine Tasche zu stecken, würde ihm beschwerlich seyn; — die Noth der armen Frau hingegen kümmert ihn nicht. Der andere Mann hat zufälligerweise eben auch eine Guinee in seiner Tasche; er giebt sie der armen Frau, geht heim, und ißt mit Frau und Kindern ein Stück Rindfleisch zu Mittag.

Ohne dem Geschmacke jenes erstern im geringsten Unrecht zu thun, können wir glauben, der letztere habe für seine Guinee ein höheres Vergnügen genossen. — Und doch werden Sie mich nimmermehr überreden, daß sein Beweggrund, sie wegzugeben, eben so eigensüchtig als des andern seiner gewesen sey.

Wenige Tage nach dem Abentheuer, das ich in meinem letztern Briefe erzählte, traf ich F — und B — in der Oper an. Sie waren, auf B — s Verlangen, zwey Tage vorher in meiner Wohnung mit einander bekannt worden. Es freuete mich, sie auf einem so freundschaftlichen Fuße mit einander zu sehen.

F — ladete uns ein, mit ihm zurückzufahren, und eine Stunde bey ihm aufzubleiben, ehe wir heim, und zu Bette giengen; — und wir willigten drein.

Der Marquis sagte uns sodann, wir würden das Vergnügen haben, Fanchon in ihrem besten Putze, und Du Bois mit seinem neuen Beine zu sehen; — denn er habe seinem Kammerdiener befohlen, sie, nebst zwey oder drey von seinen Kameraden, zu einem kleinen Nachtessen einzuladen.

Dieweil der Marquis dieß sagte, kam seine Kutsche an das Thor des Opernhauses gefahren — wo ein wohlbekanntes Frauenzimmer eben auf die ihrige wartete.

B — schien sich plötzlich zu besinnen, und sagte, er müsse sich dießmal entschuldigen, daß er nicht mit uns

uns fahren könnte, weil er etwas wichtiges zu Hause zu thun habe.

Der Marquis lächelte — drückte B — n die Hand, und sagte: Vermuthlich etwas, das die Constitution betrifft; es leben mir die Engländer, und ihre patriotische Liebe!

Als wir in des Marquis Hause anlangten, waren die Bedienten und ihre Gäste im kleinen Garten hinter dem Hause versammelt, und tanzten beym Mondscheine zu des Du Bois Musik.

Er und Fanchon wurden nun zu einem Glase Wein in des Marquis Zimmer eingeladen. — Das Herz des armen Mannes schwoll beym Anblicke seines Wohlthäters auf. — Er bestrebte sich, seine Dankbarkeit auszudrücken. — Allein die Stimme gebrach ihm, und er konnte kein Wort aufbringen.

Sie habens mit keinen Undankbaren zu thun, Herr Obrist, sagte Fanchon. Mein Mann, fuhr sie fort, ist von Ihrer Güte mehr gerührt, als er's vom Verluste seines Beines oder von der Grausamkeit meiner Anverwandten war. — Sodann äußerte sie aufs ernstlichste, im Tone der Dankbarkeit und in der Sprache der Natur, wie sehr sie und ihr Mann dem Marquis verbunden wären: und unter andern sprach sie auch von zwanzig Louis d'ors, die ihr Mann den nämlichen Nachmittag noch von Seiten des Marquis empfangen hätte. — „Ihr wollt einen Sünder zum Heiligen machen, meine Liebe, sagte der Marquis; und um dieß desto leichter zu thun, erdichtet ihr falsche Wunderwerke. Ich weis nichts von den zwanzig Louis d'ors, deren Ihr erwähnet.„ — „Ich aber, sagte Du Bois, weis sehr viel davon; denn hier sind sie in meiner Tasche.„ — Der Marquis bestund immer noch darauf, daß sie nicht von ihm herrührten. — Der Soldat erklärte sich hierauf, um Ein Uhr habe er in des Marquis Hause ange-

angesprochen, dem Herrn von F — seine Aufwartung zu machen, — da er ihn aber nicht zu Hause gefunden habe, sey er nach seiner Wohnung zurückgekehrt: da habe er unterweges auf der Straße einen Herrn bemerkt, der ihn sehr aufmerksam angesehen, und bald darauf angeredet und gefragt habe, ob er nicht mit Namen Du Bois heiße? Ob er sein Bein nicht in Corsika eingebüßt habe? und verschiedene andere Fragen; und als er ihm mit Ja geantwortet, habe derselbe ihm zwanzig Louis d'or in die Hand gesteckt, und gesagt, die würden ihm sein Haus möbliren helfen. — Du Bois habe ganz erstaunt ausgerufen: — „Mein Gott! das kömmt auch vom Herrn von F —!„ Ja, ja, er schickt Euch dieß durch mich zu, habe der Fremde geantwortet; und sich sogleich in eine andere Straße gewendet; und Du Bois habe ihn nicht mehr gesehen.

Wir alle wunderten uns gleich stark über das Sonderbare in diesem kleinen Abentheuer. Als ich mich aber umständlicher nach dem Aufzuge des Fremden erkundigte, ward ich überzeugt, daß es sonst niemand als B — seyn konnte.

Ich erinnerte mich, daß ihn des Du Bois Geschichte gerührt hatte, als ich sie ihm erzählte. Sie wissen es, B — ist keiner von jenen Leuten, die dergleichen Aufwallungen in bloßen Empfindsamkeiten ausdünsten lassen. Gemeiniglich macht er einen practischen Gebrauch davon. — Da er also dem Du Bois zufälligerweise auf der Straße begegnete, hatte er ihm auf die oberwähnte Art dieß kleine Geschenk gemacht; und da er hörte, daß Du Bois und Fanchon in F — s Hause wären, hatte er nicht mit uns dahin fahren wollen, um einer Erläuterung hierüber auszuweichen.

Wäre unser Freund B — ein systematischer oder in seiner Gutthätigkeit sehr bedachtsamer Mann gewesen, so würde er überlegt haben, daß, da der Soldat schon

wohl versorgt war, und unter dem Schutze eines großmüthigen Mannes stand, es eben nicht sehr nöthig wäre, daß er sich darein mischte; und somit würde er vermuthlich seine zwanzig Louis d'ors bis auf irgend eine drängendere Gelegenheit verspart haben.

Es giebt Leute in der Welt (und sehr nützliche und höchst verehrenswürdige Leute sind sie ohne Zweifel) die bey den gleichgültigsten Gelegenheiten die Gründe und Gegengründe erwägen, ehe sie entscheiden; die ihre Handlungen nach dem, was schicklich ist, und nach den durchgehends angenommenen Begriffen von Pflichten einrichten. Diese wägen jeden Anspruch, den ein Bekannter, ein Verwandter, ein Freund an sie haben möchte, in der Goldwage ab, und bestreben sich, solchen auf Sicht zu bezahlen, wie sie einen Wechsel bezahlen würden. Sie berechnen ihre Einkünfte, und proportioniren jede Ausgabe: und da sie jede Woche aufs feyerlichste versichern hören, daß einmal für das Geld, das man armen Leuten schenkt, ausnehmend große Zinsen bezahlt werden sollen, so wagen sie alle Jahr eine Kleinigkeit auf diese Abentheuer. Und ihre Leidenschaften und ihre Sachen sind immer in trefflicher Ordnung, und sie durchwandern das Leben, ohne sich durch anderer Leute Unglücksfälle kränken zu lassen. Und am Ende ihrer Reise begräbt man sie ordentlich auf einem Kirchhofe.

Eine andere Art Leute giebts, die niemals rechnen: denn sie folgen insgemein den Regungen des Herzens, das niemals Rechnen gelernt hat, und sich nicht aufs Buchhalten versteht. In der Wahl ihrer Bekannten haben ihre Köpfe kaum eine Stimme zu geben, und ohne Erlaubniß des Herzens geben sie gewiß in ihren Freundschaften keine. Sie sind gutthätig, ohne sich zu erinnern, daß es eine Pflicht ist, und blos, weil sie ihr Vergnügen daran finden; und vergessen wohl gar

ihre Gutthaten, so wie ihre eigene Vergnügungen, sobald sie vorüber sind.

Was kleine zufällige Gutthaten und Almosen betrift; so sind sie dergleichen Leuten eben so natürlich, als das Athemholen, und sie rechnen sich jene so wenig als dieses für Verdienste an; — und alles dieß scheint eher vom Naturtriebe, als von einer überlegten Wahl herzurühren.

Daß von diesen beyden Klassen von Menschen die Erstern der Gesellschaft am meisten nützen, daß sie ihre Sachen am klügsten besorgen, daß sie manche Verlegenheiten und Schwierigkeiten, worein die andern gerathen dürften, vermeiden werden; und daß sie, (wenn Sie ja sehr eifrig darauf bestehen wollen) unter beyden die tugendhaftesten sind, will ich nicht läugnen; und doch kann ich, um alles in der Welt willen, mich nicht enthalten, die Letztern ihnen vorzuziehen. Denn fast alle Freunde, die ich jemals in meinem Leben gehabt habe, gehören zu dieser zwoten Klasse.

17. Brief.

Paris.

So oft ich die den Franzosen angeborne Munterkeit und Flüchtigkeit betrachte, muß ich mich immer wundern, wie sie so große Liebhaber von Trauerspielen seyn können; insbesondere, da ihre Trauerspiele an Handlung leer, mit langen Deklamationen angefüllt — und nach den strengsten Gesetzen der Kritik gemodelt sind.

Die muntersten und modischsten Leute von beyden Geschlechtern, drängen sich lieber zu diesen Schauspielen, als zu irgend einer andern Lustbarkeit, und hören mit unermüdeter Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit

zu. Man sollte glauben, ein so ernsthafter, regelmäßiger und einförmiger Zeitvertreib, würde sich besser mit dem Kaltsinne und der ernsten Denkungsart der Engländer, als mit der lustigen und luftigen Laune der Franzosen vertragen können.

Englische Zuschauer lieben Gepränge, Geräusch und Handlung in ihren Trauerspielen, und haben einen tödtlichen Abscheu für langen Gesprächen und Reden, so schön auch ihre Gedanken, und so schön diese auch ausgedrückt seyn mögen.

Hierin sollte es also scheinen, als ob die beyden Nationen ihre Charaktere gegen einander vertauscht hätten. Vielleicht würde es schwer fallen, die Ursache davon auf eine genugthuende Art zu erklären. Ich wills nicht versuchen. Ein Franzose würde den Handel bald entscheiden, und sagen: die Pariser Zuschauer haben einen richtigern und feinern Geschmack, als die Londner; jene könnten sich an Dichtkunst, Gedanken und Empfindungen begnügen und ergötzen, dieweil man diese hingegen ohne Geräusch, Leibwachen, Processionen, Trompeter, Gefechte und Mordthaten nicht wach erhalten könne.

Ich meines Theils bewundere die französische Melpomene mehr im Lesecabinet als auf der Schaubühne; und kann mich mit den französischen Tragödianten nicht wohl vertragen. Ihre pomphafte Deklamation dünkt mich sehr unnatürlich. Der Pfauengang und die stolzen Geberden, und was sie la manière noble, die edle Manier ihres so sehr gerühmten Le Kain's nennen, scheinen mir ein wenig übertrieben.

Der richtige Geschmack, die edle Einfalt, der Nachdruck in Garrick's Spiele, haben mir allen Geschmack an irgend einer von der seinigen verschiedenen Manier verleidet. Jene ausnehmende, wiewohl verhehlte, Kunst, jene Zauberkraft, womit er die Seele

schmelzen, stillen, mit eiskalter Furcht durchdringen, und die ihm gehorsamen Leidenschaften nach Belieben beherrschen konnte, die dürften wir auf unserer oder auf irgend einer andern Schaubühne vergebens suchen.

Was Horaz von der Natur sagte, kann man mit gleichem Rechte von diesem unvergleichlichen Schauspieler sagen:

—— Juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit, & angit.

Eines der schwersten Erfordernisse im Schauspielen ist, daß der Schauspieler sich hinter seinem angenommenen Charakter verbergen muß. Sobald der Zuschauer ihn erblickt, sobald verschwindet die ganze Täuschung, und das Vergnügen verwandelt sich in Ekel. Im **Oedip**, **Mahomet**, und **Orosman**, habe ich allezeit **Le Kain** entdeckt. Den englischen **Roscius** hingegen habe ich den **Hamlet**, **Lear**, **Richard**, spielen gesehen, ohne mich zu entsinnen, daß es einen **David Garrick** in der Welt gab.

Die französischen Tragödianten sind, meines Erachtens, zu sehr geneigt, die **Bescheidenheit** der Natur zu überschreiten. Natur ist nicht die Probe, nach welcher man ihr Verdienst prüft. — Die Zuschauer messen sie nach einem andern Maasstabe, und erreichen sie diesen nicht, so können sie die Musterung nicht aushalten.

Ein natürliches Spiel und eine natürliche Aussprache, scheinen sich, ihrer Meynung nach, mit Würde nicht vertragen zu können. Sie wähnen, der Held müsse die Größe seiner Seele durch übermüthige Blicke, stolze Geberden und eine hohle tönende Stimme ankündigen. Dergleichen natürliche und unaffectirte Gespräche, wie Hamlet mit seinem alten Schulkameraden, Horatio, hält, dünken ihnen niedrig, pöbelhaft, und unter der Würde des Trauerspiels zu seyn.

Wenn

Wenn aber unaffectirte Sitten im wirklichen Leben sich mit Genie und der erhabensten Größe der Seele sehr wohl vertragen können; so sehe ich nicht ein, warum der Schauspieler, der einen Helden vorstellt, allezeit so ungemein vornehme Geberden und Bewegungen affectiren sollte, von denen wir nicht glauben können, daß sie jemals in irgend einem Zeitalter, oder irgend einem Stande der Menschen üblich gewesen seyn.

Nun aber können sich unaffectirte Manieren mit Edelmüthigkeit so wohl vertragen, daß beyde einander insgemein zu begleiten pflegen. Die Franzosen selber haben Gründe, sich auf diese Meynung zu neigen: denn zwey von den größten Männern, die ihre Nation jemals hervorgebracht hat, zeichneten sich durch ihr unaffectirtes Betragen aus. **Heinrich der Vierte**, und der Marschall **Türenne**, thaten sich dadurch eben so sehr, als durch ihre Edelmüthigkeit und andere Heldentugenden hervor.

Wie unendlich weit waren diese Männer, an wahrer Größe und innerm Verdienste, dem stolzen und prahlerischen **Ludewig** überlegen, der unaufhörlich eine Größe affectirte, die er nie besaß — bis Unglück sein Gemüth zum Tone der Menschlichkeit herabgestimmt hatte. Alsdann erst warf er in der That seinen Flitterstaat und seine Großsprecherey weg, und nahm eine wahre Würde an, und erwarb sich zum erstenmale die Verehrung der Verständigen. Im Briefwechsel mit dem **de Torcy**, beweisen dieses **Ludewigs** Briefe, die, wie man nun gewiß weiß, von ihm selber aufgeschrieben worden sind: sie zeigen eine gesunde Beurtheilungskraft und eine wahre Größe der Seele, die man während des Mittags seines sogenannten Ruhms selten an ihm bemerken konnte.

Was **Ludewig** (auf dem Gipfel seines Glücks) gegen **Heinrich** in den wesentlichen Eigenschaften eines

Königs

Königs und Helden war, eben das ist **Le Kain** gegen **Garrick** als Schauspieler.

Die französische Bühne kann sich jetzt mehr als Einer Schauspielerinn rühmen, die mit der Frau **Yates** oder der Frau **Barry** um den tragischen Lorbeer wetteifern könnte.

Im Lustspiele thun sich die französischen Schauspieler hervor, und können allezeit eine größere Anzahl sehr guter Komödianten aufweisen, als man auf der englischen Bühne findet.

Vielleicht rührt dieser Vorzug vom National-Charakter und den Sitten der Franzosen her; und außerdem haben sie weit mehr Pflanzschulen für Schauspieler aller Art. In allen den großen Handels- und Fabriken-Städten, deren es in Frankreich eine große Menge giebt, giebt es Schaubühnen; so wie auch in den meisten Gränz-Städten, und allenthalben, wo eine Besatzung von zwey oder drey Regimentern liegt.

Auch giebts französische Schauspieler-Gesellschaften an Nordischen Höfen, in allen großen Städten in Deutschland, und an einigen italiänischen Höfen. Die Alle sind so viele Pflanzschulen für das Pariser Theater.

Im höhern Lustspiele besonders übertreffen die französischen Schauspieler, meines Erachtens, unsere englische. Sie haben überhaupt mehr das Ansehen von Standespersonen.

In Frankreich sind das Betragen und die Manieren der vornehmsten Standespersonen, von denen der mittlern und niedrigern Stände, nicht so sehr verschieden, als in England. Folglich gelingt es auch Schauspielern, die die Sitten vornehmer Leute nach der Mode vorstellen wollen, in Frankreich leichter als in England.

Sehr selten trift man einen englischen Bedienten an, der die Rolle eines Mannes vom Stande spielen könnte; auch sind sehr wenige Leute, die zuvor

Bedlente gewesen waren, auf der englischen Bühne aufgetreten. Zu Paris hingegen giebt es viele Miethlakeyen, die so ungemein höflich, so vollkommen Meister von allem dem kleinen Schlendrian, den Mode-Phrasen und den gewöhnlichen Mienen der Vornehmen sind, daß sie, wenn sie mit zierlichen Kleidern und Equipagen aufgestutzt wären, an manchen Europäischen Höfen für Leute nach der Mode — für sehr galant — sehr liebenswürdig — ganz nach der Welt — und unendlich sinnreich — passiren, und nur am französischen Hofe, oder von solchen Fremden entdeckt werden könnten, die Gelegenheiten und Scharfsichtigkeit genug hätten, jene ächte, ungezwungene und natürliche Lebensart zu bemerken und zu unterscheiden, die unter denen Standespersonen hier zu Lande herrscht.

In der Rolle eines muntern, muthwilligen, artigen, vornehmen Stutzers, übertrift **Mollé** jeden Schauspieler in **London**.

Die Vorzüge der Franzosen im höhern Lustspiele erhellen noch deutlicher an ihren Schauspielerinnen. Sehr wenige englische Schauspielerinnen haben den Rollen der Lady **Betty Modish**, im sorglosen **Manne** (*) oder der **Millamant**, im **Wege der Welt** (**) Genüge leisten können. Grobe Abgeschmacktheit, ausschweifende Thorheit und Affektation, lassen sich leicht nachahmen: allein, die zierliche Coquetterie, die muntere, tändelnde, angenehme Affektation dieser beyden fein ersonnenen Charaktere erfordern größere Fähigkeiten. Doch, glaube ich, dem Spiele nach, das ich in ähnlichen Rollen gesehen habe, giebt es auf der französischen Bühne verschiedene Schauspielerinnen, die sie sehr gut vor-

(*) The carelesſ Husband.

(**) The Way of the World, oder: Wie es in der Welt hergeht.

vorstellen würden. Außer der Frau **Barry** und der Frau **Abington** weis ich aber keine Schauspielerinn in England, die Congreve's ganze Meynung in der Rolle der **Millamant** treffen würde.

Merkwürdig ists, daß diese Letztere (*) auch eine der eben erwähnten ganz entgegengesetzte Rolle, die, eines schlecht erzogenen, albernen und ungeschickten Landmädgens, vortrefflich spielt. Vielleicht giebts in Frankreich kein solches junges Fräulein, wie **Congreve's Miß Prue;** gesetzt aber, es gäbe dort viele solche Originale, so würde doch keine französische Schauspielerinn sie vortrefflicher vorstellen können, als Frau **Abington.**

Die Rollen in niedrigen Lustspielen gelingen den Franzosen zum Entzücken. Ich kann mir kein besseres Spiel als **Preville** seines in vielen von seinen Rollen vorstellen.

Die kleinen französischen Opern, die man auf der italiänischen Schaubühne aufgeführt, werden weit besser gespielt, als irgend etwas von der Art zu **London.** Auch ihre Ballette sind schöner. Ihre Art, diese kleine Phantasien aufzuführen, hat etwas artiges, feines und leichtes an sich, gegen welches unsere Sänger und Tänzer etwas schwerfällig und plump scheinen.

Die italiänischen Stücke werden jetzt nur noch dreymal die Woche aufgeführt, und die Franzosen scheinen ihren Geschmack daran großentheils verloren zu haben. **Carlin,** der berühmte Harlequin, ist noch die einzige übrige Stütze dieser Schauspiele. Sie kennen die bewundernswürdige **Naiveté** und die komischen Vorzüge dieses Mannes, über welchen wir das Ausschweifende der italiänischen Stücke vergessen, und die aus einem Chaos der ungereimtesten und unzusammenhängendsten Materialien Gegenstände eines unaufhörlichen Gelächters ziehen können.

Eine

(*) Frau Abington.

Eine einnehmende Gestalt, angenehme Manieren, eine gute Stimme, ein starkes Gedächtnis, eine scharfe Beurtheilungskraft; alle diese Vorzüge muß ein Schauspieler besitzen. Ein lebhaftes Gefühl, und die Gabe, die Regungen des Herzens durch die Stimme und Gesichtszüge auszudrücken, sind ihm unentbehrlich. Etwas unbilliges scheint es also zu seyn, wenn man die Schauspielerkunst, wozu sich so viele Gaben vereinigen müssen, für etwas niederträchtiges halten will, dieweil man viele andere Lebensarten für rühmlich hält, worinn wir täglich Leute ohne den gemeinen Menschenverstand sich hervorthun sehn.

Dieß Vorurtheil ist in Frankreich noch stärker als in England. In einer Gesellschaft, worinn sich Herr Le Kain befand, erwähnte man von ungefähr, der König von Frankreich habe einem gewissen zur Ruhe gesetzten Schauspieler einen Jahrgehalt angewiesen. Ein anwesender Officier sahe Herrn Le Kain an, und äußerte seine Entrüstung darüber, daß man einem schurkischen Schauspieler so viel, und ihm gar nichts gegeben habe. „He, mein Herr! versetzte der Schauspieler, halten Sies denn für nichts, daß Sie sich unterstehen dürfen, mir so was ins Gesicht zu sagen?“

18. Brief.

Genf.

Während der letzten Woche meines Aufenthalts zu Paris, war ich so beschäftigt, daß ich Ihnen unmöglich schreiben konnte.

Zehntausend kleine Geschäfte, die ich weit besser hätte anordnen, und weit leichter verrichten können, wenn ich sie so, wie sie vorfielen, gleich verrichtet hätte, waren alle vom trägen Teufel der Verzögerung in die

letzte geschäftige Woche zusammengedrängt worden, und wurden also endlich verpfuscht.

Oft habe ich diejenigen, die die glückliche Gabe besitzen, Geschäfte und Zeitvertreib gehörig abzuwechseln, bewundert, aber nie habe ich ihnen darinn vollkommen nachahmen können.

Vergnügen und Arbeit kontrastiren und würzen einander, wie Tag und Nacht, deren beständige Abwechselungen weit angenehmer sind, als ein ununterbrochenes halbes Jahr Tag oder Nacht seyn würde.

Um das Leben aufs angenehmste hinzubringen, sollte man sich weder dem Vergnügen so sehr ergeben, daß man irgend ein nothwendiges Geschäft deshalb verzögerte, noch den Geschäften so sehr, daß man anständige Zeitvertreibe deshalb verachtete. Eine geschickte Vermischung von beyden giebt eine unfehlbarere Arzney gegen Abmattung und Langeweile ab, als eine beständige Diät von lauter Vergnügungen gewähren könnte.

Sobald ich den Herzog von Hamilton geneigt sahe, Paris zu verlassen, machte ich die nöthigen Zurüstungen zu unserm Abzuge, und wenige Tage nachher traten wir unsere Reise an.

Wir langten über **Dijon**, **Chalons**, **Macon**, und ein Land, das reizend anzusehen, aber langweilig zu beschreiben ist, am vierten Tage zu **Lyon** an.

Nach **Paris** ist **Lyon** die prächtigste Stadt in Frankreich; vom Fleiße beseelt, von der Handlung bereichert, vom Reichthum, und durch ihre anmuthige Lage mitten in einem fruchtbaren Lande, und beym Zusammenflusse der **Saone** und der **Rhone**, geziert. Die Zahl ihrer Einwohner schätzt man auf zweyhundert tausend. Das Theater hält man für das schönste in Frankreich, und alle Pariser Ueppigkeiten trift man auch zu Lyon, obgleich nicht in eben so großer Vollkommenheit, an.

Man

Man hat immer geglaubt, Kaufleute und Fabrikanten haben ihre eigenthümliche Sitten, Lebensart und Sprache. Zuverlässig findet man in diesen Stücken zwischen den Einwohnern aller Handels- und Manufacturstädte in Britannien, und denen von Westminster, einen sehr auffallenden Unterschied. Den nämlichen Unterschied konnte ich aber zwischen den Sitten, der Lebensart und dem Umgange der Einwohner von Lyon und denen der Hofleute zu Versailles selber nicht bemerken.

Zwischen beyden schien mir eine bewundernswürdige Aehnlichkeit zu herrschen. Vermuthlich würde aber doch ein Franzose einen Unterschied bemerken, wo ich keinen sehen konnte. Ein Ausländer wird die verschiedenen Accente, womit ein Engländer, ein Schotte und ein Irrländer englisch sprechen, schwerlich gewahr: auch bemerkt er vielleicht keinen Unterschied zwischen den Manieren und dem Betragen der Einwohner von Bristol, und derer von Grosvenor-Squäre, so sehr auch dieß alles einem gebornen Engländer auffällt.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Lyon, setzten wir unsere Reise nach Genf fort; und hier sind wir nun seit drey Wochen geblieben, ohne die geringste Neigung nach einer Veränderung unsers Aufenthalts zu fühlen. Daß ich gerne hier bleibe, ist leicht zu begreifen; daß aber auch der Herzog von Hamilton so gesinnt seyn würde, war nicht so leicht zu erwarten. — Aber zum Glück ist ers. — Ich wüßte keinen Ort auf dem festen Lande, wohin wir, mit einiger Wahrscheinlichkeit, durch die Veränderung etwas zu gewinnen, gehen könnten. Gelegenheiten, etwas zu lernen, giebts hier die Menge; die Zeitvertreibe hingegen sind an der Zahl wenige, und diese von einer gemäßigten Art. Die Stunden fließen sanft dahin; und werden sie nicht immer vom Vergnü-

gen beflügelt, so werden sie dagegen auch nicht durch Ueberdruß langweilig noch durch Reue getrübt.

Ich meines Theils habe mich in meinen Hoffnungen, durch Veränderungen Glück zu erjagen, schon so oft und so jämmerlich getäuscht gefunden, daß ich mich, ohne einen wichtigen Beweggrund, schwerlich entschliessen werde, meine jetzige Zufriedenheit der Hoffnung lebhafterer Vergnügungen in irgend einem andern Orte oder Zustande aufzuopfern.

Ich habe endlich durch meine eigene Erfahrung gelernt, (denn unter zwanzig Menschen wird kaum einer durch fremde Erfahrung klug) daß eine Hauptquelle unsers Verdrusses daher entspringt, daß wir zu muthigen Hoffnungen eines Vergnügens von Gütern nachhängen, die wir noch erwarten, und daß wir gegen die, die wir schon besitzen, zu gleichgültig sind. Wir verachten tausenderley Quellen von Vergnügen, das wir mittlerweile hätten genießen können, und lassen unsere Sehnsucht nach irgend einem eingebildeten noch fernen Vergnügen, das wir vielleicht nie erreichen werden, oder das, wenn wirs ja erreichen, sich vielleicht verändert haben, und uns kein Vergnügen mehr gewähren wird; — diese Sehnsucht lassen wir unsere wirkliche Zufriedenheit stöhren, und unsere Zeit darüber ungenossen verstreichen. Young sagt:

„Den itzigen Augenblick meiden wir, wie eine Ehefrau,
„Und gerade weil er unser ist, genießen wir ihn nie.“

So betrügt der Teufel die Menschen um den Genuß sowohl dieses als des künftigen Lebens; er verleitet uns zuerst, die Freuden dieses Lebens den Freuden des künftigen vorzuziehen; und denn, die künftigen Freuden dieses Lebens den jetzigen vorzuziehen.

Die Anwendung aller dieser Lehren kurz zu fassen: — wir werden gewiß zu Genf bleiben, bis wir des Orts überdrüssiger werden, als wirs voritzt sind.

19. Brief.

Genf.

Genfs Lage ist in mancherley Rücksichten so glücklich, als sichs das Herz eines Menschen nur immer wünschen, oder seine Einbildungskraft ersinnen könnte. Die Rhone strömt hier aus dem herrlichsten See in Europa heraus, und mitten durch die Stadt, die mit fruchtbaren, vom Fleiße gebaueten und vom Reichthum und Geschmacke der Einwohner verschönerten, Gefilden umgeben ist.

Jene lange Reihe Berge, der sogenannte Berg Jura auf der einen Seite, dient, nebst den Alpen, den Savoyischen Eisgebirgen, und dem beschneyeten Gipfel des Mont Blanc auf der andern, die reitzendste und mannigfaltigste Landschaft zu begränzen, die jemals ein Aug entzückte.

Nebst einer so ungemein vortheilhaften Lage, genießen die Genfer Freyheit, durch keine Frechheit vergällt, und Sicherheit, durch keine Kriegesgreuel erkauft.

Die große Menge von Gelehrten, die zu Genf entweder geboren sind, oder sich da niedergelassen haben; die wohlanständigen Sitten, die Wohlhabenheit und die leutselige Gemüthsart der Genfer überhaupt, machen diese Stadt zu einem erwünschten Ruheplatz für philosophischdenkende Leute, die sich mit mäßigem und stillem Genusse begnügen, an keinen andern Ort besonders gebunden sind, keine häuslichen Gründe haben ein anderes Land diesem vorzuziehen, und sich gerne gewissermaßen vom Geräusche der Welt in eine engere und ruhigere Scene zurückziehen wollten, um dort den Ueberrest ihrer Tage

Ducere sollicitæ jucunda oblivia vitæ.

Da das Studiren hier zugleich gut und wohlfeil ist, so sind die gebornen Genfer und Genferinnen ungemein

gut erzogen. Schwerlich kann irgend ein Land in der Welt eine verhältnißmäßig eben so große Anzahl von Leuten (ohne Auswahl aus allen Ständen und Lebensarten genommen) aufweisen, die so sorgfältig und gut erzogen wären, als die Genfer.

Hier findet man nicht selten Handwerksleute, die sich in den Erholungsstunden von ihrer Arbeit an Locke's, Montesquieus, Newton's Werken, und andern ähnlichen Schriften ergötzen.

Wenn ich aber von der Wohlfeilheit einer guten Erziehung rede, so meyne ich nur die Erziehung der Eingebornen und Bürger. Denn Fremde finden zu Genf jetzt alles theuer. Dieß gilt auch von jedem Orte, wo sich viele Engländer einfinden. Denn wo sie auch die Sachen wohlfeil finden, machen sie sie bald theuer.

Die demokratische Staatsverfassung der Genfer, flößt einem jeden Bürger einen hohen Begriff von seiner eigenen Wichtigkeit ein. Er bemerkt, daß niemand in der Republik ihn ungerochen beleidigen, oder auch nur vernachläßigen kann.

Etwas herrliches ists an irgend einer Regierungsart, wenn der Mächtigste im Staate selbst von dem Schwächsten etwas zu besorgen hat. Dieß ist hier der Fall. Der gemeinste Bürger in Genf besitzt gewisse Rechte, die ihm die Aufmerksamkeit und Achtung, selbst der Vornehmsten, sichern. Außerdem flößt ihm eben das Bewußtseyn hiervon, eine gewisse Achtung für sich selber, ein Gefühl ein, das, wenn es in gehörigen Gränzen bleibt, einem Menschen auch die Achtung anderer zuzuziehen pflegt.

Der allgemeine Charakter der menschlichen Natur erlaubt uns nicht, zu erwarten, daß Menschen allezeit aus gemeinnützigen Absichten, und ohne Rücksicht auf ihren eigenen Privatnutzen handeln werden. Die beste Staatsverfassung ist also diejenige, worinn das Interesse

tereſſe der Privatleute aufs innigſte mit dem allgemeinen Beſten verwebt iſt. — Und dieſen Vorzug kann man in einem kleinen Freyſtaate vollkommner, als in einer großen Monarchie, erreichen. — In jenem werden große und rechtſchaffene Männer, durch die unpartheyiſche Ehrerbietung und Liebe ihrer Mitbürger aufgeſucht, und zu den wichtigen Aemtern berufen. — In dieſer hingegen werden die wichtigſten Stellen durch die eigenſinnige Laune des Fürſten, oder ſeiner Maitreſſe, oder jener Hofleute vergeben, die zunächſt um ſeine Perſon ſind, die Abwechſelungen ſeiner Laune belauren, und die günſtigen Augenblicke zu haſchen und für ſich und ihre Anhänger zu benutzen wiſſen. Montesquieu ſagt: ein Gefühl von Ehre bewirke in einer Monarchie eben das, was Vaterlandsliebe in einem Freyſtaate bewirke. Man ſollte ſich aber doch dabey erinnern, daß jenes Gefühl der Ehre, nach der jetzigen Bedeutung des Worts, gemeiniglich nur unter dem Adel zu finden iſt. Dahingegen die Vaterlandsliebe eine allgemeine Triebfeder iſt, und ſich unter alle Mitglieder des Freyſtaats verbreitet.

So viel ich urtheilen kann, regiert ein Geiſt der Unabhängigkeit und Freyheit, von Gefühlen des Wohlſtandes und Liebe zur Ordnung geleitet, auf eine höchſtmerkwürdige Art die Gemüther der Unterthanen dieſes glücklichen Freyſtaats.

Ehe ich ſie kennen lernte, ſtellte ich mir die Genfer als ſchwärmeriſche, ſchwermüthige, ungeſellige Leute vor, wie die Puritaner in England, und die Presbyterianer in Schottland, während der Bürgerkriege und der Regierungen Karls des Zweyten und ſeines Bruders, waren. Nun aber ſehe ich, daß ich mich hierinn ſehr geirret hatte.

Ich getraue mirs zu ſagen, in Europa giebts keine Stadt, deren Einwohner vom Joche des Aberglaubens

oder der Schwärmerey freyer wären, als es die Genfer sind. Lebte Servet jezt, so hätte er nicht die geringste Verfolgung zu besorgen. Ich bin überzeugt, die jezige Genfer Geistlichkeit hat eben so wenig Neigung als Gewalt, irgend jemand seiner Lehrmeynungen wegen zu beunruhigen. Und wenn der Pabst selber diese Stadt zu seinem Aufenthalte wählte, so würde er hier eben so ruhig als im Vatican leben können; oder es müßte denn seine eigene Schuld seyn.

Die Genfer Geistlichen sind überhaupt verständige, gelehrte und billige Männer, die den Herzen ihrer Zuhörer die Lehren des Christenthums mit allen Reizen der Kanzelberedsamkeit einschärfen, und ihre Kraft durch ihren eigenen Lebenswandel beweisen.

Leute von allen Ständen besuchen hier die Predigten und den Gottesdienst pünktlich. Der Sonntag wird, so lange der Gottesdienst währet, mit dem ehrerbietigsten Wohlstande gefeyert. Sobald aber der Gottesdienst vorüber ist, fangen alle die gewöhnlichen Zeitvertreibe an.

Leute von allen Ständen besuchen die öffentlichen Spaziergänge häufig, in ihren Festtagskleidern. — Die verschiedenen Gesellschaften und ihre sogenannten Cercles oder Kreise, versammeln sich in den Häusern und Gärten der Privatleute. — Sie belustigen sich mit Karten= und Kegelspielen, mit Lustfahrten auf dem See, und mit Musik.

Ein Gebrauch herrscht hier durchgehends, und so viel ich weis, nur hier. Die Aeltern errichten für ihre Kinder, in der zarten Jugend derselben, eigene Gesellschaften. Diese bestehen aus zehn, zwölf oder mehrern Kindern Einerley Geschlechts, und ohngefähr Einerley Alters und Standes. Sie versammeln sich wöchentlich einmal in den Häusern der verschiedenen Aeltern, welche die Gesellschaft, der Reihe nach, mit

Thee, Caffee, Zwieback und Früchten bewirthen, und sodann die junge Versammlung ihrem eigenen freyen Umgange überlassen.

Diese Verbindung wird ihre ganze Lebenszeit über sorgfältig beybehalten, welche Veränderungen sich auch übrigens im Vermögen oder den Umständen der Mitglieder ereignen mögen. Gesetzt auch, sie errichteten nachher neue oder vorzüglichere Bekanntschaften, so geben sie doch diese Gesellschaft niemals ganz auf, sondern fahren bis ans Ende ihres Lebens fort, jedes Jahr einige Abende mit ihren Jugend-Kameraden und Freunden hinzubringen.

Die vermögendern unter den Bürgern haben Landhäuser in der Nähe der Stadt, wo sie die eine Hälfte des Jahres zubringen. Alle diese Häuser sind hübsch, und einige darunter sehr ansehnlich. Eine Herrlichkeit besitzen sie in höherm Grade, als der prächtigste Landsitz des größten Herrn in irgend einem andern Theile der Welt sich rühmen kann; ich meyne die Aussicht, die man beynahe aus allen diesen Landhäusern hat. — Die Gärten und Weinberge der Republik; — die Waat; — Genf nebst seinem See; — unzählige Landsitze — Schlösser — und Städtchen rings um den See; — die Savoyischen Thäler, und die höchsten Gebirge der Alpen: — Alles dieß überschaut das Auge auf Einmal.

Diejenigen, denen ihre Vermögensumstände oder Aemter nicht erlauben, den Sommer auf dem Lande hinzubringen, thun oft Lustfahrten auf dem See, und speisen zu Mittag, und bringen den Abend in irgend einem von den benachbarten Dörfern zu, wo sie sich mit Musik und Tanzen ergötzen.

Bisweilen errichten sie Gesellschaften von vierzig bis funfzig Personen, und kaufen oder miethen ein Haus und einen Garten nicht fern von der Stadt, wo sie sich jeden

jeden Nachmittag während des Sommers versammeln, Caffee, Limonade und andere erfrischende Getränke trinken, und sich die Zeit mit Karten, Gesprächen und dem Kegelspiele vertreiben; einem Spiele, das von dem in England üblichen sehr verschieden ist: denn hier wählen sie, anstatt eines sanften ebenen grünen Platzes, oft den rauhesten und unebensten Fleck. Der Spieler schiebt die Kugel nicht, sondern wirft sie so, daß sie am Orte, wo sie zuerst niederfällt, liegen bleibt; und ist dies eine bequeme Lage, so wirft der nächste Spieler seine Kugel gerade auf die Kugel seines Gegners, so daß dieselbe wegspringt, und die seinige dagegen auf dem Flecke, woraus die andere vertrieben worden ist, liegen bleibt. — Einige unter den Bürgern sind erstaunlich geschickt in diesem Spiele, das weit schwerer und interessanter ist, als das Englische Kegelspiel.

Diese Cercles oder Gesellschaften bleiben beysammen, bis die Abenddämmerung und der Trommelschlag von den Wällen, sie in die Stadt rufen. Alsdann werden die Thore geschlossen, und niemand mehr ein= oder ausgelassen: denn der Officier, der die Wache hat, darf sie ohne Erlaubniß der Syndiker nicht öfnen; und diese kann man nur in wichtigen Nothfällen erhalten.

---

20. Brief.

Genf.

Das milde Klima, die erhabenen Schönheiten des Landes, und die angenehmen Sitten der Einwohner, sind aber, meines Erachtens, noch nicht die größten Reize dieses Orts.

Auf Einem Hügel in der Nähe von Genf, wohnen jetzt drey Englische Familien, deren Gesellschaft jedes Land angenehm machen würde.

Herrn

Herrn N —'s Haus ist ein Tempel der Gastfreiheit, der Freundschaft und guter Laune.

Nahe bey ihm wohnt Ihr Bekannter, Herr U —. Er entspricht Ihrer Schilderung vollkommen, ist munter, verständig, verbindlich, und, meines Erachtens, glücklicher als Sie ihn jemals gesehen haben; denn er hat seit der Zeit in der Ehestandslotterie ein großes Loos gewonnen.

Ihre nächsten Nachbarn sind Herrn L — s Familie. Dieser Herr, seine Frau und Kinder, machen zusammen eines der holdesten Gemälde häuslicher Glückseligkeit aus, die ich jemals gesehen habe. Er selber ist ein Mann von feinem Geschmacke, vortreflichem Herzen und zierlichen Sitten.

Diese drey Familien, die mit den Bürgern von Genf, mit ihren eigenen Landesleuten und miteinander selber in der herzlichsten Freundschaft leben, machen den Hügel von Cologny zum reizendsten Lustplatze, den es vielleicht jetzt in der ganzen Welt giebt.

Die Engländer von Stande, die in der Stadt wohnen, kommen oft hieher, und gesellen sich da unter die besten Gesellschaften aus Genf.

Ich habe mir sagen lassen, unsere junge Landesleute haben sich noch nie auf eine so freundschaftliche und gesellige Art mit den Bürgern dieser Republik vertragen, als jetzt: und dieß habe man großentheils den Vermittelungen dieser drey Familien und der großen Popularität eines Englischen Lords zu danken, der sich nebst seiner Gemalin und seinem Sohne verschiedene Jahre lang in diesem Staate aufgehalten hat.

Ich habe bereits erwähnt, daß alle, die in der Stadt wohnen, von ihren Besuchen auf dem Lande bey Sonnen-Untergang zurückkehren müssen, oder sonst gewiß ausgeschlossen werden, — weil die Genfer sowohl wider die auswärtigen als die einheimischen Feinde ih-

rer Freiheit ungemein auf ihrer Hut stehen. Diese Wachsamkeit hat sich, seit dem Versuche, den der Herzog von Savoyen im Jahre 1602 that, sich der Stadt zu bemächtigen, von einem Geschlechte zum andern fortgepflanzt.

Mitten in einer finstern Nacht, und in Friedenszeiten, lies er ein Heer vor die Thore anrücken und Sturmleitern an die Wälle und Mauren anlegen. Die Schildwachen wurden überrascht; verschiedene hundert savoyische Soldaten waren schon in die Stadt eingedrungen; und die übrigen folgten nach, als sie endlich von einer Weibsperson entdeckt wurden, die sogleich Lärm machte.

Die Genfer fuhren aus ihrem Schlafe auf, ergriffen die ersten Waffen, die sie erhaschen konnten, fielen den Feind muthig und nachdrücklich an, erlegten eine Menge in den Straßen, trieben die andern zum Thore hinaus, oder stürzten sie über die Wälle hinab, und ließen den wenigen, die sie gefangen nahmen, den nächsten Morgen, ohne weitern Proceß oder Umstände, die Köpfe abschlagen.

Den Tag, woran diese denkwürdige That geschah, feyren die Genfer noch alle Jahre als ein Dank- und Freudenfest.

Sie heißen ihn den Tag der **Escalade**, oder Sturmleitern. In allen Kirchen hält man öffentlichen Gottesdienst. — Die Prediger erzählen, bey dieser Gelegenheit, nach der Predigt, alle Umstände dieses rührenden Vorfalls; führen den Zuhörern den Dank zu Gemüthe, den sie der göttlichen Vorsehung und der Tapferkeit ihrer Vorfahren schuldig sind, die sie auf eine so merkwürdige Art für bürgerlicher und Religions-Sklaverey errettet haben; sie stellen ihnen die ungemeine Glückseligkeit vor, die sie genießen, und ermahnen sie eifrigst, für ihre Freiheit zu wachen; in ihrer Religion

beständig

beständig zu bleiben, und diese Freiheit und Religion, nebst allen ihren andern Vorzügen, unvermindert auf ihre Nachkommen fortzupflanzen.

Den Abend des Sturmleitern-Tages bringen sie mit Besuchen, Gastmalen, Tänzen und allerley Ergötzungen zu: denn die Genfer erlauben sich selten ein grosses Freudenfest eher, als nachdem sie ihren Gottesdienst abgewartet haben. — Sie folgen hierin der Lehre des Psalmendichters — und freuen sich; aber mit Zittern.

Der Staat unterhält eine Besatzung von sechshundert Mann Mieth-Truppen, die auf die Wache ziehen, und den täglichen Dienst thun: sie vertrauen aber die Sicherheit der Rebuplik nicht diesen allein an. Alle Bürger von Genf sind Soldaten. Jeden Sommer werden sie zwey Monate über, täglich verschiedene Stunden lang, in den Waffen geübt. Während dieser Zeit tragen sie ihre Soldatenmonturen; und zu Ende dieses Zeitraums werden sie von den Syndikern gemustert.

Da sie keinen Sold bekommen, und da die Officiers ihre Mitbürger sind, so kann man leicht begreifen, daß diese Truppen ihre Exercitien und ihre kriegerischen Evolutionen eben nicht so genau machen, als Soldaten, die sonst gar nichts zu thun haben, und unter der ganzen Strenge der Kriegszucht stehen.

Demohnerachtet aber machen sie doch, selbst in den Augen unpartheyischer Zuschauer, eine ansehnliche Figur. Unpartheyische Zuschauer haben sie jedoch nicht viele; ihre meisten Zuschauer sind ihre eigene Blutsfreunde, Weiber und Kinder. Ich getraue mich also zu versichern, daß keine Truppen in der Welt bey einer Musterung mit mehrerm Wohlgefallen betrachtet werden, als die Genfer.

Auch Fremden, die nur einiges Gefühl haben, und sich auf die Verwandtschaft der Truppen mit den Zuschauern besinnen, und die Aengstlichkeit, Zärtlichkeit,

Freude und mannigfaltige Aufwallungen des Herzens bemerken, die auf den Gesichtern der Zuschauer erscheinen: auch solchen Fremden wird es schwer fallen, dabey ganz gleichgültig zu bleiben: — sie werden vielmehr mit allen, rings um sie, sympathisiren, sich natürlicherweise den nämlichen holden Regungen überlassen, und die Genfer Miliz endlich mit den Augen Genfer Bürger betrachten.

Genf ist, wie alle andere Freystaaten, der Partheyen-Wuth ausgesetzt; und seine öffentliche Eintracht wird oft durch politische Streitigkeiten gestört. Ich will mich hier in keine umständliche Nachricht von den besondern Händeln einlassen, die sie jetzt beunruhigen; sondern Ihnen nur überhaupt sagen, daß man den einen Theil der Bürger eines Anschlags beschuldigt, die ganze Regierungsgewalt in die Hände einiger wenigen Familien zu spielen, und eine vollkommene Aristokratie einzuführen. Die andere Parthey widersetzt sich jeder Maaßregel, die hierauf abzuzwecken scheint, und wird von ihren Gegnern aufrührischer Anschläge beschuldigt.

Fremde, die sich eine geraume Zeit hier aufhalten, können schwerlich ganz neutral bleiben. Insbesondere sind die Engländer höchst geneigt, die eine oder die andere Parthey zu ergreifen; und wie die Regierung es bisher noch nicht versucht hat, sie zu bestechen; so pflegen sie sich insgemein zur **Opposition** zu halten.

Eines Nachmittags spatzirte ich mit einem jungen Lord, der den feurigsten Eifer für bürgerliche Freiheit mit einer großen Neigung zur Naturlehre verbindet. Wir kamen an einem Garten vorbey, wo eine von den Gesellschaften, die die Ansprüche des Magistrats unterstützen, sich zu versammeln pflegt. Ich that ihm den Vorschlag, uns zu ihnen zu gesellen. Nein, sagte Mylord, ganz entrüstet. Ich will keinen Augenblick

in

in eine solche Gesellschaft gehen. Ich halte diese Leute für Feinde ihres Vaterlandes; und diesen Ort für einen Heerd, der die Freiheit verzehren dürfte.

Unter den Bürgern selber werden politische Streitigkeiten mit großem Muthe und Eifer geführt. Ein sehr rechtschaffener alter Biedermann, in dessen Hause ich oft viele Gastfreyheit genossen habe, ereiferte sich sehr über gewisse Maaßregeln des Staatsrathes, und behauptete, alle, die dieselben begünstigt hätten, verdienten den Tod; und wenn es auf ihn ankäme, so wollte er sie alle ohne Verzug henken lassen. Sein Bruder, der sich eben in dem Falle befand, unterbrach ihn, und rief mit einem Tone, der um Gnade zu flehen schien: Gütiger Gott! Bruder, sicherlich, Ihr würdet doch Euren Zorn nicht so weit treiben! Ihr würdet sie doch nicht wirklich henken lassen? — „Ja, gewiß! versetzte der Patriot, mit der entschlossensten Miene: und Euch, mein herzgeliebter Bruder, Euch würde ich zum Beweise meiner Unpartheylichkeit zu allererst henken lassen.

21. Brief.

Genf.

Ohnerachtet dieser freye Staat seit langer Zeit einen tiefen Frieden genossen hat, und vermuthlich in langer Zeit noch in keine blutige Kriege verwickelt werden wird, sind doch die Bürger von Genf sehr große Liebhaber vom Kriegsgepränge.

Dieß erhellt aus ihren sogenannten Kriegsfesten, die ihre liebsten Zeitvertreibe sind, und die sie bey jeder Gelegenheit genießen.

Jüngst wohnte ich einem solchen großen Kriegsfeste bey, das der Schützenkönig bey seinem Antritte der königlichen Würde veranlaßte.

Diese

Diese beneidete Würde erlangt man weder durch Erbrecht, noch durch Wahl; man kann sie nur durch Geschicklichkeit und wahres Verdienst erwerben.

Ein Krieg mit Genf, muß, wie der Trojanische Krieg, nothwendig auf eine Belagerung hinauslaufen. Man hält daher Geschicklichkeit im Gebrauche des groben und kleinen Geschützes für etwas höchst wichtiges. Verschiedene Monate über, in jedem Jahre, übt sich eine ansehnliche Zahl der Bürger fast beständig im Schießen, nach einem in gehöriger Entfernung aufgesteckten Ziele.

Jeder Bürger hat das Recht, gegen einen geringen Aufwand, seine Geschicklichkeit hierin zu versuchen: und nach einer gehörigen Anzahl von Proben, wird der geschickteste Schütze zum König erklärt.

Eine solche Krönung hatte es seit zehen Jahren her nicht gegeben, da seine vorige Majestät diese ganze Zeit über im ruhigen Besitze des Throns geblieben war. Allein diesen Sommer fand sichs, daß Herr **Moses Maulevrier** jeden Mitwerber an Geschicklichkeit übertraf: und Er wurde also durch die einhellige Stimme der Richter auf den Thron erhoben.

Vom Kampfplatze ward er durch die Syndiker unter dem Zurufe des Volks nach seinem eigenen Hause geführt. Einige Zeit hernach ward, am Tage seines Festes, auf einer Ebene außerhalb der Stadtthore ein Lager geschlagen.

Hier versammelte sich die ganze Kriegsmacht des Staats, zu Pferd und zu Fuße, und wurde in zwey verschiedene Heere abgetheilt. Diese mußten, Seiner Majestät zu Ehren, einander eine Schlacht liefern; und die sämtlichen Streiter hatten ihre jederseitigen Rollen zum voraus studirt.

Dieses sehr sinnreiche kriegerische Schauspiel war von einem von den Hochehrwürdigen Herren Predigern auf-

aufgesetzt worden, der ein ungemeines Genie zur Kriegskunst besitzen soll.

Damit die Damen und Herren von Stande, die nicht selber mit fechten sollten, die Schlacht desto leichter und sicherer mit ansehen konnten, hatte man für sie in einer bequemen Entfernung vom Schlachtfelde ein grosses Amphitheater mit Sitzen erbauet.

Als alles bereit war, versammelten sich die Syndiker, der Staatsrath, fremde Standespersonen, und die Anverwandten und Günstlinge des Königs, in Seiner Majestät Pallaste; einem kleinen bequemen Hause, das in einem engen Gäßgen im untern Theile der Stadt liegt. Von diesem Pallaste aus zog die Procession in folgender Ordnung einher:

Seine Majestät gieng zwischen den zween ältesten Syndikern voran.

Auf diese folgte der Herzog von Hamilton, zwischen den jüngsten Syndikern.

Nach diesen folgten Lord Stanhope, Fürst Galizin, Herr Clive, Lord Clives Sohn; Herr Greenville, des verstorbenen Ministers Sohn; Herr St. Leger und viele andere Englische Herren, die man zum Feste eingeladen hatte.

Sodann kam der Rath der Fünfundzwanziger; und des Königs besondere Freunde und Anverwandten beschlossen die Procession.

In dieser Ordnung zogen sie durch die Stadt. Vor ihnen her gieng eine Hautboisten-Bande, die, wie Sie leicht erachten können, die kriegerischsten Stücke spielte, auf die sie sich nur immer besinnen konnte.

Als diese Gesellschaft im Felde anlangte, wo die Heere gestellt waren, wurde sie von den Officiers begrüßt. Sie zog hierauf um beyde Heere herum, und der König und sein ganzes Gefolge nahmen alsdann die für sie auf dem Amphitheater bereiteten Sitze ein.

Die Ungeduld der Truppen hatte sich schon einige Zeit her sehr deutlich geäußert. Sobald der König sich gesetzt hatte, ließ ihr Eifer sich nicht länger zügeln. Laut riefen sie ihren Officiers zu, sie sollten sie zur Ehre führen! — Man gab das Zeichen. — Mit dem unerschrockensten Muthe rückten beyde Heere auf einander an. — Sichs bewußt, daß sie unter den Augen ihres Königs, der Syndiker, ihrer Weiber, Kinder, Mütter und Großmütter fochten, verschmäheten sie jeden Gedanken von einem Rückzuge. — Unerschüttert hielten sie das dichteste Feuer aus; lächelten zum Donner des Geschützes, und wieherten, wie Hiobs Roß, zum Trompetenschalle: Hui!

Der sinnreiche Autor der Schlacht hatte dafür gesorgt, sie durch verschiedene lustige Vorfälle desto unterhaltender zu machen.

Das eine von den Heeren stellte einen Hinterhalt hinter einige Bäume, um den Feind zu überraschen. — Dieß gelang ihm auch zum Erstaunen, ohnerachtet der Hinterhalt im Angesichte beyder Heere und aller Zuschauer hingestellt worden war.

Eine Zufuhr von Lebensmitteln näherte sich dem einen Heere, und wurde durch ein Detaschement vom andern angegriffen, und nach einem hitzigen Gefechte ward die eine Hälfte der Wagen von den Feinden erobert: — die andere Hälfte behielten die Truppen, für welche die Zufuhr ursprünglich schien bestimmt gewesen zu seyn.

Eine hölzerne Brücke wurde muthig angegriffen, und eben so muthig vertheidigt; endlich aber von beyden Heeren zu Trümmern zertreten. Denn die Streiter vergaßen in der Hitze des Gefechts, ob die arme Brücke ihr Freund oder Feind sey. Wie sie aber mitten aufs Schlachtfeld gekommen war, habe ich nie begreifen

greifen können; denn auf dem ganzen Felde gab es weder Fluß, Bach noch Graben.

Die Reuterey beyder Heere that Wunderthaten. — Schwer war's zu entscheiden, welcher von den Feldherrn sich am ritterlichsten hielt. Beyder Uniformen waren aufs reichlichste mit Borten besetzt; denn die Prachtgesetze waren diesen Tag suspendirt; damit die Schlacht so herrlich als möglich in die Augen fallen möchte.

Da keiner von diesen tapfern Befehlshabern sich zur Niederlage bequemen wollte, so konnte der Hochehrwürdige Autor der Schlacht ihren Ausgang nicht ganz so entscheidend und rührend machen, als er's gewünscht hätte.

Dieweil aber der Sieg im Gleichgewichte über den beyden Heeren schwebte, langte die Botschaft aus dem Rathhause an, das Essen sey fertig. Die Zeitung verbreitete sich augenblicklich unter die Streiter, und wirkte, eben so wie vormals die Sabinerinnen, da sie zwischen ihren Räubern und Blutsfreunden rannten. — Die Genfer Krieger ließen plötzlich nach; beyde Heere besänftigten sich bey der Betrachtung ihres beyderseits geliebten Gegenstandes; — warfen ihr Gewehr weg, drückten einander die Hände, und waren wieder Freunde.

So lief die Schlacht ab. — Wie Ihnen dabey zu Muthe seyn wird, weis ich nicht: mich aber hat sie so sehr ermüdet, daß ich allen Appetit zum Schmause darüber verloren habe, und diesen also bis auf folgenden Posttag versparen muß.

---

22. Brief.

Genf.

Die nämliche Gesellschaft, die den König aufs Schlachtfeld begleitet hatte, zog mit ihm vom Schlachtfeld nach dem Rathhause, wo eine herrliche Mahlzeit bereit war.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dieß war gerade das Widerspiel von einem Fête Champêtre, oder ländlichem Schmause: denn es wurde im Rathhause und mitten auf den nächsten Straßen gehalten, wo für viele hundert Officiers und Soldaten Tafeln gedeckt, und Mahlzeiten aufgetischt waren.

Der König, die Syndiker, die mehresten Glieder des Staatsrathes, und die sämmtlichen Fremden, speiseten im Saale auf dem Rathhause. Auch waren die andern Zimmer und der äußere Hof mit Gästen angefüllt.

Bey'm Essen war das Gemetzel weit größer als in der Schlacht, und das Traktement, in andern Rücksichten, fast eben so kriegerisch.

Mitten im Saale stand eine Heerpauke; auf welcher man bey jeder Gesundheit einen kriegerischen Wirbel schlug. Dieser wurde sogleich von den Trommeln und Trompeten außerhalb des Saales und dem Geschütze des Bastions beantwortet.

Glück der Republik! ist eine Lieblings-Gesundheit. Als diese vom ersten Syndiker ausgebracht ward, stand die ganze Gesellschaft auf, mit bloßen Degen in der einen, und vollen Weingläsern in der andern Hand. Als sie diese Gesundheit getrunken hatten, schlugen sie ihre Schwerdter an einander; ein Gebrauch, der allezeit in jeder Gesellschaft bey öffentlichen Gastmalen beobachtet wird, so oft man diese Gesundheit ausbringt. — Dieser alte Gebrauch bedeutet, daß jeder bereit sey, für die Republik zu fechten.

Als wir ohngefähr zwo Stunden lang bey Tische gesessen hatten, fiel eine neue Ceremonie vor, die ich mitten in einem Traktemente eben so wenig erwartet hätte. Einhundert Grenadiers marschireten mit bloßen Säbeln sehr feyerlich in die Mitte des Saales;

denn

denn die Tafeln waren in Gestalt eines Hufeisens gestellt, und zwischen ihnen war Raum genug für einhundert Mann.

Sie baten um Erlaubnis, eine Gesundheit auszubringen. Da sie ihnen ertheilt ward, zog jeder von den Grenadiers mit einer sehr taktmäßigen Bewegung, gleich der im Exerciren, ein großes Glas aus der Tasche. Dieß ward sogleich mit Wein gefüllt, und Einer von den Grenadiers trank in ihrer aller Namen „König Mosis des Ersten Gesundheit!„ Sein Beyspiel wurde von seinen Kameraden, und der ganzen Gesellschaft befolgt, und sogleich mit dem Getöse der Trommeln, Trompeten, Pauken und Kanonen beehrt.

Als die Grenadiers diese, und noch eine oder ein paar andere Gesundheiten getrunken hatten, schwenkten sie sich, marschirten eben so feyerlich als sie hereingekommen waren, zum Saale hinaus, und setzten sich wieder an ihre Tafeln auf der Straße.

Bald darauf kam ein Mann in einem phantastischen Aufzuge in den Saal, und theilete unter die Gesellschaft einige gedruckte Bogen aus, die noch naß von der Presse zu seyn schienen.

Dieß war ein Lied auf diese Gelegenheit, voller Munterkeit, Witzes und Verstandes, das den Gensern auf eine launigte Art die Vortheile, so sie besäßen, schilderte, und sie zur Eintracht, zum Fleiße, und zur Vaterlandsliebe ermahnte. — Dies Lied wurde vom Manne, der es gebracht hatte, abgesungen, und manche von den Anwesenden stimmten in den Chor ein.

Als wir vom Rathhause herabkamen, fanden wir die Soldaten, mit ihren Officiers vermengt, noch an den Tafeln in den Straßen sitzen, und von ihren Weibern und Kindern umringt. Sie alle standen bald nachher auf, zertheilten sich in verschiedene Gesellschaften, spatzirten auf die Wälle, in die Felder und Gärten,

ten, wo sie den Ueberrest des Abends mit Musik, Tanzen und großem Vergnügen zubrachten.

Das ganze Schauspiel dieses Tages war nun eben zwar keine sehr richtige Abbildung weder von Kriegs-Manoeuvres, noch von einem zierlichen Hoftraktement; es war aber das lebhafteste Gemälde von Lustbarkeit, Freude und guter herzlich freundschaftlicher Laune, das ich jemals gesehen hatte.

Die Einwohner einer ganzen Stadt, oder, wenn Sie wollen, eines ganzen Staats, so in eine Scene guter Kameradschaft, wie eine einzige Familie, vereint — das ist gewiß kein alltäglicher Anblick.

Gewährt dieser kurze Abriß Ihnen nur halb so viel Vergnügen, als die Scene selber mir gewährt hat; so werden diese zween lange Briefe Ihnen nicht langweilig vorkommen.

---

23. Brief.

Genf.

Unter den Genfer Bürgern selber giebt es Leute, die der kleinen Kriegsmacht der Republik spotten, und behaupten, es sey etwas sehr ungereimtes, wenn ein so schwacher Staat sich einbilden wolle, er könne sich wehren. Den bloßen Einfall, sich gegen Frankreich oder Savoyen wehren zu wollen, halten sie für eine abgeschmackte Grille.

Sie scheinen sich eine Freude daraus zu machen, wenn sie ihre Landesleute mit der Versicherung kränken können, daß im Falle eines Angriffs all ihr Bestreben fruchtlos, und ihre Besatzung nicht im Stande seyn würde, eine zehntägige Belagerung auszuhalten.

Diese Staatsmänner eifern wider den überflüssigen Aufwand, die Festungswerke zu unterhalten, und

rechnen,

rechnen, wie viel Geld dadurch verloren gehe, daß man so viele Fabrikanten und Handwerksleute sich mit unnützen Musketen, anstatt ihrer Handwerkszeuge, beschäftigen lasse.

Wäre ich ein Mitglied dieses Freystaats, so würde ich mich über diese Misvergnügten ärgern, die den Muth ihrer Landesleute niederzuschlagen und ihnen eine Quelle wahrer Freuden zu vergällen suchen.

Ich bin überzeugt, daß die Besatzung, so schwach sie auch ist, vom Eifer der Einwohner unterstützt, und durch jene Portion Kriegszucht, die ihre Lage ihr verstattet, geleitet, sie hinlänglich gegen einen plötzlichen Ueberfall oder augenblicklichen Angriff sichert, und in den Stand setzt, die Stadt gegen die Versuche irgend eines von den benachbarten Staaten so lange zu schützen, bis sie von einigen andern Hülfe erhalten.

Außerdem sind die Wälle höchst anmuthige Spatzirgänge, eine Bequemlichkeit für die Einwohner, und eine Zierde der Stadt.

Die Kriegsübungen und Musterungen der Miliz gewähren den Weibern und Kindern eine unschuldige Augenweide, befördern die Gesundheit und das Vergnügen der Truppen selber, und flößen den Einwohnern überhaupt angenehme Gedanken von ihrer Sicherheit, und eigenen Wichtigkeit, ein.

Ueberhaupt bin ich überzeugt, daß Genfs Festungswerke und Miliz, auf alle diese Arten zusammengenommen, mehr Glück und Vergnügen verschaffen, als man mit allem darauf verwendetem Gelde, auf irgend eine andere Art, erkaufen könnte.

Und dieß, dünkt mich, ist mehr, als man zum Vortheile der mehresten stehenden Heere auf dem festen Lande von Europa sagen kann; deren Menge den Despotismus der Fürsten schützt, deren Unterhaltung den Ländern, die sie ernähren müssen, sehr lästig ist; und

deren Kriegszucht dem Gemüthe keine angenehmen Gefühle, sondern Grauen einflößt.

Die Leute, die diese Heere ausmachen, sind wegen der Tyranney, die man an ihnen ausübt, unglücklich, und machen dagegen ihre Mitbürger durch die Plagen, die sie ihnen hinwiederum verursachen, unglücklich.

Aber, wird man sagen, sie schützen die Nation vor fremden Feinden. — Ach! könnte ein ausländischer Eroberer mehr Elend verursachen, als dergleichen Beschützer? — Wenn der, der sich für meinen Beschützer ausgiebt, mir mein Vermögen und meine Freiheit geraubt hat, so kann ich ihm eben nicht sehr herzlich für die Versicherung danken, daß er mich wider einen jeden andern Räuber schützen wolle.

Das sicherste Pfand, das diese kleine Republik für ihre Freiheit hat, gründet sich auf die gegenseitige Eifersucht ihrer Nachbarn.

Es ist nicht zu besorgen, daß ihr eben das Schicksal begegnen möchte, welches Polen vor so kurzer Zeit noch erlitten hat. — Genf ist so ein Atom von einem Staate, daß es nicht wohl getheilt werden kann.

Doch dient es den Schweizer-Kantonen zu einer Art Vormauer oder Vorwache, insbesondere dem Kanton Bern, der es gewiß nicht gerne in Französische oder Sardinische Hände würde fallen sehen.

Für Frankreich wäre so ein Zuwachs nicht der Mühe werth; und für Sardinien ists vortheilhafter, daß Genf seine jetzige Freyheit und Unabhängigkeit behält, als daß es ihm wieder zufiele, und unter die nämliche Herrschaft wie seine andere Staaten geriethe.

Denn sobald Genf Sardinien zu Theil würde, würden seine reichsten Bürger von dannen weg, und mit ihren Familien und ihrem Vermögen nach der Schweiz, nach Holland oder England, ziehen.

Mit

Mit dem Muthe und der Freiheit der Einwohner würden Handlung und Manufakturen verschwinden, und die jetzt blühende, erleuchtete und glückliche Stadt Genf, gleich andern Städten Piemonts oder Savoyens, ein Sitz der Unterdrückung, des Aberglaubens und der Armuth werden.

In solchen Umständen würde es die Einkünfte des Königs sehr wenig vermehren; dahingegen jetzt die Bauren aus seinen Staaten, jeden Markttag in großer Menge nach Genf kommen, und dort alle Produkte ihrer Feldgüter um baares Geld verkaufen. Eben dieß macht das Land mehr werth, und die Bauren, der sehr hohen Taxen ohnerachtet, viel wohlhabender, als sie in irgend einem andern Theile von Savoyen sind.

Dieser Freystaat trägt also in seinem jetzigen unabhängigen Zustande, dem König von Sardinien mehr ein, als wenn er ihm eigenthümlich zugehörte.

Wenn ein reicher Kaufmann einem armen Lord ein Stück Feldes abkaufte, ein großes Haus da erbauete, und prächtige Gärten anlegte, eine Menge Bedienten hielte, einen großen Theil seiner Einkünfte auf eine reiche Tafel und Gastfreyheit verwendete; und die Consumtion seiner Tafel nebst vielen andern Dingen von des Lords Pachtern kaufte; so würden diese gewiß wohlhabend und in den Stand gesetzt werden, ihrem Gutsherrn einen großen Pacht zu bezahlen. Dieser Lord würde also sich selber schaden, wenn er durch Processe, Schikanen oder Gewaltthätigkeit den Eigner des Hauses und der Gärten wegtreiben wollte.

Der Freystaat Genf ist, in Ansehung des Königs von Sardinien, eben das, was der erwähnte reiche Kaufmann, in Ansehung des armen Lords, wäre.

Mit Vergnügen bemerke ich also, daß die Dauer dieses kleinen Gebäudes der Freiheit, das meine Freunde,

die Bürger von Genf, aufgeführt haben, sich nicht auf die Gerechtigkeit oder Mäßigung der benachbarten Mächte, und nicht auf irgend einen unsichern Grund, sondern auf die starken, dauerhaften Pfeiler ihres jederseitigen Vortheils, gründet.

---

24. Brief.

Genf.

Vor wenig Tagen kam ich von einer Reise nach den Savoyischen Eisgebirgen, dem Walliser-Lande, und andern Gegenden zwischen den Alpen, zurück.

Die erstaunlichen Berichte, die ich von den Eisbergen gehört, hatten meine Neugier sehr rege gemacht; und jene vornehme Miene, die einige, welche diese berühmte Reise gethan hatten, deshalb annahmen, spornete meinen Stolz noch mehr.

Kaum konnte man irgend was sehenswürdiges oder sonderbares erwähnen, so mußte man von diesen Reisenden mit einer Miene frostiger Verachtung hören: — Mein lieber Herr, — das ist nicht uneben — aber, ich versichere Sie, gegen die Savoyischen Eisberge ists nichts.

Endlich beschlos ich, ihnen nicht mehr auf ihr bloßes Wort zu glauben, und fand einige Herren, die eben so dachten. Die Gesellschaft bestund aus dem Herzog von Hamilton, Herrn U —, Herrn G —, Herrn K —, und mir selber.

Des Morgens früh, am dritten des Augusts, reiseten wir aus Genf ab, und frühstückten zu Bonneville, einem Städtgen im Herzogthum Savoyen, am Fuße des Mole, und an den Ufern der Arve.

Der Gipfel des Mole soll, wie man uns sagte, ungefähr 4600 Englische Fuß über dem Genfer See

beym Ausflusse der Rhone erhaben seyn; welcher letztere ungefähr 1200 Fuß über der Oberfläche des Mittelländischen Meers erhaben ist. Dieß will ich auf das Wort meines Kenners glauben, wie sehr er auch auf seine Entdeckung sich brüsten mag.

Von Bonneville reiseten wir weiter nach Glüs, auf einer ziemlich guten, und wegen der sonderbaren und mannigfaltigen Landschaften, die man von dannen erblickt, sehr anmuthigen Straße. Während der Reise nehmen die Gegenstände jeden Augenblick eine neue Gestalt an; denn der Pfad schlängelt sich beständig, um sich nach der Lage der Gebirge zu richten, und eine Oeffnung zwischen den Felsen zu gewinnen, die an einigen Orten auf eine sehr drohende Art herüber hangen. Die Gebirge übersehen und drängen dies Städtgen Glüs so hart, daß, als ich in der Hauptgasse stund, jedes Ende derselben ganz versperrt zu seyn schien; und allenthalben wo irgend ein Haus eingefallen war, schien die Lücke dem Auge, aus einer mäßigen Entfernung, auf die nämliche Art durch ein grünes Gebirge ausgestopft zu seyn.

Als wir aber Glüs verließen, fanden wir eine gute Straße längs dem Ufer der Arve hin, auf beyden Seiten von sehr hohen Bergen begränzt, deren einander gegenüber liegende Wände so genau auf einander passen, daß man glauben sollte, sie seyn durch irgend eine gewaltige Erschütterung der Natur entzwey gerissen worden.

An andern Orten ist die eine Seite dieses Passes ein hoher senkrechter Fels, der so glatt ist, daß er nicht von Natur abgerissen, sondern von unten bis oben durch Menschenhände behauen zu seyn scheint; dieweil die ganze gerade gegenüber liegende Seite mit dem anmuthigsten Grün bekleidet ist.

Fernerhin erweitert sich die Oeffnung zwischen den Gebirgen allmählig, und die Scene stellt herrliche und

mannigfaltige Abwechselungen wilder Landschaften dar.

Ehe man in's Städtgen Sallenche gelangt, muß man über die Arve, die um diese Jahreszeit weit größer als im Winter ist, und durch den zerschmelzenden Schnee der Alpen aufgeschwellt wird.

Dieser Fluß entspringt im Kirchspiele Argentiere, im Siemen-Thale, wird sogleich durch Bergströme aus den benachbarten Gletschern verstärkt, und stürzt sein kaltes trübes Wasser in die Rhone, bald nach dem Ausflusse dieses Stroms aus dem Genfer-See.

Der Kontrast zwischen diesen beyden Flüssen ist sehr auffallend. Die Rhone ist eben so rein und lauter, als die Arve trüb und schlammigt ist. Die Rhone scheint die Verbindung zu scheuen, und enthält sich ihrer häßlichen Gattin so lang als möglich. Zwo Englische Meilen weit unterhalb des Orts ihrer Verbindung, bemerkt man immer noch eine Uneinigkeit zwischen diesem so ungleichen Paare. Allmählig aber nimmt ihr Zwist durch lange Angewohnheit ab, bis sie endlich der Nothwendigkeit und jenen unerbittlichen Gesetzen, die sie zusammenpaareten, nachgeben, sich in vollkommener Eintracht mit einander vermischen und in einem gemeinschaftlichen Strome bis ans Ende ihres Laufes fortfließen.

Wir übernachteten zu Sallenche; und weil wir auf unserer übrigen Reise uns keiner Chaisen bedienen konnten, schickten wir sie nach Genf zurück, und befahlen den Postknechten, an der andern Seite des Sees herumzufahren, und uns im Flecken Martigny, oder Martinach, im Walliser-Lande, abzuholen.

Wir accordirten mit einem Maulthiertreiber zu Sallenche, der uns Maulthiere zur Reise über die Gebirge nach Martigny verschaffte. Von Sallenche nach dem Siemen-Thale ists eine starke Tagreise, nicht wegen der Entlegenheit, sondern wegen der Schwierigkeit

und Krümmungen des Weges, und der steilen Anhöhen, die man den ganzen Weg über sehr mühsam auf- und absteigen muß.

Einige von den Bergen sind mit Fichten, Eichen, Birken und Nußbäumen bewachsen; und diese mit Aepfel- Pflaumen- Kirschen- und andern Fruchtbäumen untermischt; so daß wir einen großen Theil des Vormittags im Schatten ritten.

Außer der erfrischenden Kühle, die uns diese Bäume gewährten, waren sie mir, einer andern Ursache wegen, höchst angenehm. Der Pfad war an einigen Orten so außerordentlich steil, daß ich immer glaubte irgend jemand unter uns würde stürzen; und deshalb mit Vergnügen gedachte, daß diese Bäume uns in dem Falle aufhalten, und nicht weit hinabstürzen lassen würden.

Als wir aber diesen Schutz der Bäume verloren, hatten wir noch viele pfadlose, jähe Berge zurückzulegen. Nun konnten wir uns nur noch auf die Scharfsichtigkeit unserer Maulthiere verlassen. Ich meines Theils wurde sehr bald überzeugt, daß es in allen zweifelhaften Fällen weit sicherer war, ihren als meinen Augen zu trauen. Denn wenn mir eine Wahl unter Schwierigkeiten aufstieß, und das Maulthier und ich verschiedener Meynung waren, und ich halsstarriger als mein Maulthier war, und schlechterdings wollte, daß es mir folgen sollte; mußte ich's allemal bereuen, nach dem Orte zurückkehren, wo unser Zwist angefangen hatte, und dem Pfade folgen, den das Maulthier gleich anfangs gewählt hatte.

Ein Vergnügen ists, die Vorsichtigkeit dieser Thiere auf ihrem Wege, dergleichen gefährliche Felsen hinab, zu beobachten. Bisweilen strecken sie ihre Köpfe über den Rand des Abgrunds, betrachten mit sorgfältiger Behutsamkeit jeden möglichen Weg, auf dem sie hinab gehen können,

können, und entschließen sich endlich gewiß zu dem, der überhaupt der beste ist. Als ich dieß in verschiedenen Fällen bemerkt hatte, legte ich den Zügel meinem Maulthiere auf den Nacken, und lies es seinen eigenen Weg gehen, ohne ihm den geringsten Zwang anzuthun.

Dieß ist ohne Zweifel der beste Weg; und ich empfehle ihn allen meinen Freunden auf ihrer Reise durchs Leben, wenn sie Maulthiere zu Reisegefährten haben.

Während der schwülen Hitze des Tages rasteten wir einige Zeitlang in einem sehr anmuthig gelegenen Dorfe, Namens Serve; von dannen ritten wir den steilesten und rauhesten Weg hinauf, den wir bis dahin gesehen hatten, und kamen an einem Berge vorbey, der, ihrer Aussage nach, eine reiche Kupfer-Ader enthalten soll, die aber von ihren Eignern seit vielen Jahren nicht mehr gebauet werde.

Als wir durch ein kleines Dorf kamen, sah ich viele Bauersleute in eine Kirche gehen. — Es war irgend eines Heiligen Feyertag. — Die armen Leute mußten ihr halbes Vermögen angewendet haben, Goldblätter zu kaufen. — Alles war vergoldet. — Die heilige Jungfrau war in einen neuen goldpapiernen Rock aufgeputzt; — das Kind in ihren Armen war eben so glänzend; die Perüke auf seinem Kopfe allein ausgenommen: denn diese war Schneeweiß, und gewiß an eben dem Morgen noch neu gepudert worden.

Ich konnte mich bey diesem lächerlichen Anblicke des Lächelns kaum enthalten; welchen das Volk mit eben so großer Ehrfurcht betrachtete, als es den Originalen selber hätte erweisen können, wenn sie da gewesen wären.

Als ich meine Augen gegen die Decke aufhob, sah ich etwas noch außerordentlichers: ein Bild Gottes des Vaters, auf einer Wolke sitzend, und wie ein Papst gekleidet, mit der Tiara auf seinem Haupte. Darüber müßte sich nun freylich ein jeder, natürlicherweise, är-

gern; wenn einen die unendliche Ungereimtheit des Einfalls nicht zugleich zum Lachen reizte.

Um sechs Uhr des Abends langten wir im Siemen-Thale an, und fanden eine Herberge in einem kleinen Dorfe, Namens Prieuré. Das Siemen-Thal ist ohngefähr sechs größere Meilen lang, und eine Englische Meile breit. Zwischen den Oeffnungen dieser Gebirge, auf der einen Seite des Thales, stürzen jene ungeheure Schnee- und Eismassen, die sogenannten Gletscher, von Mont Blanc, ihrer eigentlichen Quelle, herab.

Auf der einen Seite des Thales, den Gletschern gegenüber, stehet der Brevenberg, dessen Rücken fünftausend dreyhundert Englische Fuß höher ist als das Thal. Viele Reisende, die neugieriger und unermüdlicher sind, als wir waren, betrachten die Eisberge zuerst vom Gipfel des Brevenberges aus. Da nur ein enges Thal zwischen diesem und den Eisbergen liegt, die er insgesammt, wie jeden andern Gegenstand ringsherum, Mont Blanc allein ausgenommen, übersieht; so muß die Aussicht von dannen sehr vortheilhaft und herrlich seyn.

Wir beschlossen, den Anfang mit Montanvert zu machen, von welchem wir nach den Eisbergen gehen konnten, und verspareten den Brevenberg auf einen andern Tag, falls wir sodann Lust dazu hätten. Als wir uns in unserer Herberge eine Stunde lang erfrischt hatten, thaten Herr K — und ich einen Spatzirgang durchs Thal.

Das Kapitel der Priester und Canonikorum zu Sallenche besitzt die Herrschaft über Chamouni, und zieht Einkünfte von dessen armen Einwohnern, welche die höchsten Alpengebirge mit all ihrem Eis und Schnee nicht für Raubsucht und Erpressungen schützen können.

Das Pfarrhaus ist bey weitem das schönste im ganzen Thale. Als ichs sahe, fragte ich einen jungen Kerl,

Kerl, der bey mir stand, ob der Pfarrer reich sey?

„Ja wohl, Herr, — abscheulich reich, antwortete er: — auch zehrt er uns fast all unser Getraid weg!

Ich fragte ihn sodenn, ob die Einwohner von Chamouni nicht wünschten, seiner los zu werden?

„Ja wohl — seiner — wir müßten aber einen andern bekommen.

Müßten! — das seh ich eben nicht ein! sagte ich: — Bedenkt, wenn ihr keinen Pfarrer hättet, so hättet ihr mehr zu essen.

Der Junge staunte mich an — und antwortete darauf sehr treuherzig — Ach, Herr, hier zu Lande sind die Pfarrer eben so unentbehrlich als Brod.

Wahrlich, dieser Pfarrer prägt seinen Pfarrkindern die Grundlehren der Religion sehr eifrig ein! — Ich sehe, daß eure Seele in sehr guten Händen ist, sagte K —, und gab dem Jungen eine Krone: hier ist aber auch etwas für euren Leib.

In meinem nächsten Briefe will ich mich bemühen, Ihnen einige Nachricht von den Eisbergen zu geben: — Vorjetzt muß ich Ihnen eine gute Nacht wünschen.

25. Brief.

Genf.

Am Morgen ziemlich früh fingen wir an, den Montanvert zu besteigen, von dessen Gipfel man leicht auf den gleichnamigen Eisberg, und ins Eisthal gelangen kann.

Unsere Maulthiere trugen uns vom Wirthshause queer über das Thal, und sogar ziemlich weit den Berg hinan; der endlich so steil wurde, daß wir absteigen und sie zurücksenden mußten. Nur Herr U —, der

zuvor schon hier gewesen, und solcher Wege gewohnt war, ritt ohne Barmherzigkeit sein Maulthier bis auf den Gipfel, furchtlos, über Klippen, über welche eine Ziege oder Gemse sehr behutsam geklettert seyn würde.

Die Gemse, die man nur in diesen Gebirgen antrift, vereinigt in sich die verschiedenen Eigenschaften der Ziege und des Rehes. — Sie soll behender als irgend ein anderes vierfüßiges und eben so starkes Thier seyn.

Als wir vier Stunden lang Bergan geklettert waren, erreichten wir den Gipfel des Montanvert. Der Tag war ungemein heiter, die Gegenstände rings herum herrlich und majestätisch, aber, in gewisser Betrachtung, von dem, was ich erwartet hatte, verschieden.

Das Thal Chamouni war verschwunden: — der Brevenberg schien sich erstaunlich nahe herangeschlichen zu haben: und wäre ich nicht just zuvor über die Ebene gekommen, die die zween Berge trennt und eine Englische Meile breit ist, so würde ich geglaubt haben, ihre Füße berühreten einander, und ihre Entfernung oben rühre blos von der Abnahme der Größe aller Berge gegen ihre Gipfel her. Dem Auge allein nach zu urtheilen, hätte ich glauben sollen, man könnte vom Platze, wo ich stand, den Brevenberg mit Steinen erreichen.

Hinter Montanvert liegt eine Kette von Bergen, die ganz mit Schnee bedeckt sind, und sich in vier verschiedene sehr hohe Klippen endigen, die wie schmale Pyramiden oder Spitzsäulen aussehen. Man heißt sie die Nadeln; und jede hat ihren eigenen Namen. — Mont Blanc, vom Montanvert, dem Brevenberg, den Nadeln, und andern beschneyten Bergen umringt, ragt über sie alle, wie ein Riese über Zwerge, hervor.

Die Höhe, die wir nun erreicht hatten, lag so weit diesen Berg hinan. Ich war also eben so sehr erstaunt als verdrießlich, da ich, nachdem ich dreytausend

Fuß

Fuß hinauf geklettert war, fand, daß Mont Blanc hier noch eben so hoch schien, als da wir noch im Thale waren.

Als wir den Montanvert, von Chamouni oder dem Siemen-Thale aus, erstiegen hatten, und auf der andern Seite wieder ein wenig hinabstiegen, fanden wir uns auf einer Ebene, deren Gestalt man schicklich mit derjenigen verglichen hat, die ein stürmisches Meer haben würde, wenn es plötzlich von einem starken Frost ergriffen und festgehalten würde. Dies heißt man das Eisthal. Es erstreckt sich verschiedene Meilen weit hinter Montanvert, und soll zweytausend dreyhundert Fuß höher liegen, als das Siemen-Thal.

Vom höchsten Gipfel des Montanvert überschaueten wir alle die folgenden Gegenstände, deren einige die Aussicht auf andere eben so sehenswürdige Vorwürfe zu verwehren schienen: — Das Eisthal, die Nadeln, Mont Blanc, nebst den unten liegenden Schnee-Gebirgen, die mit dem Brevenberge und den grünen Bergen, Chamouni gegenüber, einen herrlichen Kontrast ausmachten, und die Sonne in vollem Glanze, die alle diese Gegenstände in ihrem vortheilhaftesten Lichte zeigte. — Dieß alles macht eine eben so erhabene als reizende Scene aus, die meine Schilderungskunst weit übersteigt, und der Beredsamkeit jenes sehr sinnreichen Herrn würdig ist, der diese Gegenstände in einem eigenen Traktate so herrlich geschildert, und in seinen Reden im Parlemente so viele Proben seiner Beredsamkeit gegeben hat.

Dieweil wir diese Scene mit Muße betrachteten, merkten einige unter der Gesellschaft an, daß die Aussicht vom Gipfel einer der Nadeln noch weit herrlicher seyn würde, weil sich der Blick sodenn über Breven, bis jenseits der Stadt Genf und bis an das Gebirg Jura erstrecken, und das Walliser-Land und viele andere Gebirge und Thäler überschauen könnte.

Dieß

Dieß reizte die Ehrbegierde des Herzogs von Hamilton. Er fuhr auf, und rannte nach der Nadel du Dru, der höchsten unter den vier Nadeln. Ohnerachtet er schnell wie eine junge Gemse über das Eis sprang, dauerte es doch ziemlich lange, bis er den Fuß der Nadel erreichen konnte: — so leicht kann man sich in diesen beschneyeten Gegenden, in Ansehung der Entfernungen, täuschen!

Sollte er den Gipfel erreichen, sagte Herr G —, der ihm begierig nachsahe, so wird er betheuren, wir hätten nichts gesehen. — Aber ich will's versuchen, ob ich nicht eben so hoch steigen kann, als Er; — ich sehe nicht gerne Leute über mir. — Und somit rannte er ihm nach.

Bald darauf sahen wir sie beyde den Felsen hinan klettern: — Der Herzog hatte schon eine beträchtliche Höhe erreicht, als er plötzlich von einem ganz unersteiglichen Theile des Felsen aufgehalten wurde; denn seine ungestüme Begierde hatte ihm keine Zeit gelassen, den leichtesten Pfad zu wählen: und so wurde er von Herrn G — noch eingeholt.

Hier hatten sie nun Zeit zu verschnauben, und sich ein wenig abzukühlen. Der eine war entschlossen, sich nicht übertreffen zu lassen; und der andere hielt die That nun schon nicht mehr der Mühe werth, da er doch die Ehre mit einem andern würde theilen müssen. Wie zwo eifersüchtige Mächte, die sich durch einen fruchtlosen Kampf entkräftet haben, kehreten sie also nun ermattet und in ihren Hoffnungen getäuscht, zurück an den Ort, von wannen sie weggerannt waren.

Als wir uns an den Speisen und dem Weine, so unsere Wegweiser von Prieuré mitgebracht, sehr erlabt hatten, giengen wir über einen sanften Abhang vom grünen Theile des Montanvert, ins Eisthal hinüber. Ein Spatzirgang auf diesem Eismeer hat seine

Beschwerlichkeiten. An einigen Orten sind die Anhöhen, die man mit Wogen verglichen hat, vierzig bis funfzig Fuß hoch: da sie aber rauh sind, und das Eis mit Schnee vermengt ist, so kann man hinüber gehen. An andern Orten sind diese Wogen gar nicht groß, und in einigen Gegenden ist die Oberfläche des Thales ganz eben.

Was aber das Gehen über dieses Thal noch schwerer und gefährlicher macht, das sind die Ritzen im Eise, die man allenthalben antrift, wohin man auch geht. Diese Ritzen sind zwey bis sechs Fuß breit, und erstaunlich tief; und reichen von der Oberfläche des Thals, durch eine viel hundert Klaftern dicke Eismasse hinab. Wenn wir einen Stein oder irgend sonst was dichtes hinunter warfen, konnten wir das hohle Getöse seines Falles sehr lange hören. Es ertönete wie Wogen, die sich in einer weiten Entfernung an Klippen zerschellen.

Unsere Wegweiser, die durch Gewohnheit kühn geworden waren, sprangen ohne die geringsten Anzeigen von Furcht über diese Ritzen weg; ohnerachtet sie uns sagten, sie hätten oft während der Zeit, da sie im Thale gingen, neue Risse entstehen sehen. Doch setzten sie auch zu unserer Beruhigung hinzu, vor dem Entstehen neuer Risse gehe allezeit ein lautes anhaltendes Getöse her, und verkündige was bevorstehe.

Man sieht aber wohl, daß diese Warnung, gesetzt auch, sie gienge allezeit vor dem Risse her, doch denen, die mitten im Thale wären, nichts helfen könnte; denn sie könnten weder gewiß wissen, wohin sie fliehen müßten, noch Zeit genug haben, zu entrinnen: und sollte das Eis gerade unter ihren Füßen bersten; so müßten sie unvermeidlich zu Grunde gehen. — Vermuthlich ereignen sich aber dergleichen Vorfälle sehr selten; und eben diese Seltenheit beruhigt weit mehr, als alles Raisonniren hierüber.

Man muthmaßt, der Schnee und das Eis unten schmelzen von der Wärme der Erde, und hinterlassen große Hölen wie Gewölber. Diese natürliche Gewölber tragen, eine lange Zeit über, eine erstaunliche Last von Eis und Schnee; denn vom Boden bis an die Oberfläche dieses Thales ists sehr weit. — Da aber das Eis unten immer weiter wegschmilzt, und der Schnee oben immer anwächst, so müssen die Gewölber endlich einstürzen, und somit die obenerwähnte Geräusche und Risse verursachen. Auch Wasser, das von der Oberfläche in die Klüfte hinabstürzen, oder durch irgend einen andern Weg in diese ungeheure Schneemassen gelangen mag, kann durch seine plötzliche Ausdehnung während seines Gefrierens, neue Risse auf der Oberfläche veranlassen.

Wir hatten viel vom Unheil gehört, das die Schneelauen anrichten. Diese entstehen, wenn der Schnee von den Winden an die höchsten und am meisten hervorragenden Spitzen der Klippen und Berge getrieben wird, wo er verhärtet, und bisweilen so lange hangen bleibt, bis sich eine ungeheure Masse zusammen gehäuft hat. Wenn aber diese Stützen die immer wachsende Last nicht länger tragen können, stürzt die Schneelaue plötzlich, wälzt große Theile des losgedrückten Felsen oder Bergs mit sich, von einer erstaunlichen Höhe und mit einem donnernden Getöse, ins Thal herab, und reißt alle Bäume, Häuser, Thiere und Menschen, die sie eben auf ihrem Wege findet, in den unvermeidlichen Untergang mit. (*)

(*) Ac veluti montis saxum de vertice præceps
Cum ruit avulsum vento, seu turbidus imber
Proluit aut annis solvit sublapsa vetustas:
Fertur in abruptum magno mons improbus actu,
Exultatque solo, silvas, armenta, virosque
Involvens secum. *Virg.*

Die mehresten von denen, die die Eisberge besuchten, haben eine oder mehrere von diesen Schneelauen just herabstürzen sehen, und sind, ihres Theils, immer durch ein Wunderwerk noch entronnen. — Just so, wie die mehresten Leute, die auch nur Eine Seereise, gesetzt auch nur zwischen Dover und Calais, gethan haben, einen Sturm ausgestanden haben, und nur mit der genauesten Noth dem Schiffbruch entronnen sind.

Alles, dessen sich unsere Reisegesellschaft rühmen kann, ist, daß wir während der Nächte, die wir zu Chamouni, oder im Siemen-Thale, zubrachten, oft ein Getöse gleich einem fernen Donner, gehört haben, das, wie man uns sagte, vom Herabstürzen irgend einer solchen Schneelaue, wenige Englische Meilen weit von dannen, herrührte. Und auf unseren Spatzirreisen sahen wir Bäume zerschmettert, und Stücke Grundes aus den Wänden der Berge gerissen, über welche vor zwey oder drey Jahren, ehe wir da vorbey kamen, Schneelauen herabgestürzt seyn sollen. Dieß waren die größten Gefahren, denen wir entronnen sind. — Und das nämliche Glück wünsche ich von Herzen allen Reisenden, was sie selber übrigens auch ihren Freunden bey ihrer Rückkunft zu erzählen belieben mögen.

Das Eisthal ist verschiedene Meilen lang, und nicht über eine Viertheilmeile breit. Es zertheilt sich in verschiedene Zweige, die sich hinter die oben erwähnte Kette von Bergen strecken. Es erscheint wie ein Amphitheater von Eis: und wird von Bergen begränzt, in deren Klüften es Krystall-Säulen geben soll. — Die weißgraue Majestät des Mont Blanc — Ich lief eben Gefahr, mich in Poesie zu versteigen; besann mich aber noch auf das Schicksal des Icarus, und hielts für das rathsamste, es mit meinen wächsernen Flügeln nicht zu wagen. — Erlauben Sie mir also, lieber

folgende

folgende Zeilen zu entlehnen, die Ihnen besser, als irgend ein Flug von mir selber gefallen, und mich vor einem Sturze sichern werden:

So steigen Zemblaos Gebirge, die herrliche Schöpfung des Frostes,
Weiß in die Lüfte empor und funkeln weit über die Küste.
Ungefühlt gleiten von ferne die blassen Sonnen vorüber;
Und Blitze spielen umsonst auf dem unschmelzbaren Eis.
Ein unaufhörlicher Schnee thürmt seine wachsende Haufen
Je länger je höher empor, und füllt die schimmernden Berge;
Stützt den darauf ruhenden Himmel, wie Atlas; und unerschüttert wie er,
Steht jede eisgraue Last, ein tausendjähriger Winter, beysammen.

Als wir ziemlich lange im Thale spatzirt, und uns hinlänglich mit Eis regalirt hatten, entschlossen wir uns endlich, nach unserer Hütte zu Prieuré zurückzukehren. Unsere Wegweiser führten uns einen kürzern und steilern Weg hinab, als den wir herauf gekommen waren, und ohngefähr zwo Stunden nach dem Antritt unserer Hinabreise, fanden wir uns am Fuße des Berges. Dieses schnelle Herabsteigen fühlen die mehresten den Muskeln der Schenkel und Beine empfindlicher, als sogar das Hinaufklettern. Ich, meines Theils, war fast ganz entkräftet; und da wir immer noch ein paar Englische Meilen weit von unserer Herberge entfernt waren, so war ich sehr froh, daß ich unsere folgsame Maulthiere auf uns wartend fand, uns nach unserer Hütte zu tragen: wo wir endlich anlangten, uns in einem kleinen Zimmer versammelten, von wannen wir keine Eisthäler, Kristallhügel und Schneegebirge mehr erblickten, und nichts als niedrige Gegenstände, kaltes Fleisch, grobes Brod und schlechten Wein vor uns

 sahen;

sahen; aber Mittel fanden, uns eine Stunde lang, ehe wir zu Bette giengen, mit Betrachtung der Thaten, die wir den Tag über gethan, und der Wunderdinge, die wir gesehen hatten, zu ergötzen. — Ob dieß, oder der Anblick der Scenen selber, das meiste Vergnügen gewähre, ist eine Frage, die die Casuisten noch nicht entschieden haben.

26. Brief.

Genf.

Es giebt fünf oder sechs verschiedene Eisberge, die insgesamt sich auf die eine Seite des Siemen-Thals endigen, in einem Raume von ungefähr fünf Meilen.

Diese sind ungeheuere Haufen von Schnee und Eis, die in den Zwischenräumen oder Klüften zwischen den Bergen entstehen, welche die Seite des Thals nahe am Mont Blanc begränzen.

Da der Schnee in diesen Klüften vor der Wirkung der Sonne bedeckt ist, so kann die Sommerhitze nur einen gewissen Theil davon schmelzen. Diese Vorräthe von Eis und Schnee entstehen nicht aus dem, was unmittelbar aus der Luft herab in die Zwischenräume fällt; sondern aus dem Schnee, der zur Winterszeit auf die höchsten Gipfel des Mont Blanc fällt. Davon gleiten große Lagen oder Schichten unvermerkt durch ihre eigene Schwere hinab, und da sie in diesen Zwischenräumen keinen Widerstand finden, so formiren sie lange unregelmäßige Wurzeln rings um alle die angränzenden Gebirge her.

Von diesen strecken sich fünfe durch fünf verschiedene Oeffnungen ins Siemen-Thal, und werden Gletscher genannt, auf deren einem wir gewesen waren.

Vorjetzt

Vorjeßt ist ihre Oberfläche Ein bis zweytausend Fuß höher als das Thal.

Ihre Breite hängt von der Weite des Zwischenraums zwischen den Bergen ab, worinn sie entstehen.

Vom Thale her betrachtet, gewähren sie, meines Erachtens, einen weit schönern Anblick, als von ihrem Gipfel.

Die Sonnenstralen wirken mit verschiedenen Graden von Stärke auf ihre verschiedene Theile; je nachdem diese ihnen mehr oder weniger ausgesetzt sind; sie schmelzen also auch das Eis mehr oder weniger, und veranlassen so, mit Beyhülfe einer etwas lebhaften Einbildungskraft, Vorstellungen von Säulen, Bögen und spitzigen Thürmen, die an einigen Orten durchsichtig sind.

Ein solches Gebäude von Eis, das etwan zweytausend Fuß hoch, und sechstausend breit ist, muß, wenn die Sonne voll darauf scheint, wie sie mir leicht zugestehen werden, ein sehr sonderbares Stück von Architectur vorstellen.

Unsere Gesellschaft bestieg nur den Gletscher von Montanvert, der nicht der höchste ist; und begnügte sich, die andern vom Thale her zu betrachten. Neugierigere Reisende aber werden es gewiß der Mühe werth halten, jeden derselben genauer und umständlicher zu betrachten.

Einige Leute sind so große Liebhaber von Gletschern, daß sie sich nicht mit derselben jetzigen Größe begnügen, sondern zuversichtlich behaupten, sie müssen nothwendig jedes Jahr größer werden: und dieß wollen sie so beweisen.

„Das wirkliche Daseyn der Gletscher beweist zur Gnüge, daß irgend einmal während des Winters sich mehr Schnee angehäuft hat, als die Sommerhitze nachher schmelzen konnte. Nun aber muß diese Disproportion nothwendig jedes Jahr größer werden, und folglich müssen

die Gletscher wachsen: weil irgend eine gegebene Quantität Schnees und Eises, die einen Sommer hindurch übrig bleibt, die Kälte der Atmosphäre rings herum vermehren muß; die, vom Schnee der folgenden Winter verstärkt, der schmelzenden Kraft der Sonne, im zweyten Sommer mehr als im ersten, und im dritten noch mehr als im zweyten, widerstehen muß, und so weiter.“

Aus diesen Gründen schließt man, daß die Gletscher immer jedes Jahr, bis ans Ende der Welt, je länger je größer werden müssen. Die Urheber dieser Theorie bedauren also, daß sie selber so früh in die Welt gekommen sind, weil sie, wenn sie neun oder zehntausend Jahre später geboren würden, die Gletscher in einer weit größern Herrlichkeit sehen würden; da Mont Blanc jetzt nur ein Zwerg gegen das ist, was er alsdenn seyn wird.

So vernünftig dieß auch scheinen mag, so hat man doch Einwürfe dagegen gemacht; und dieß thut mir leid: denn wenn eine Theorie so ziemlich consistent, wohlgebauet und hübsch anzusehen ist, so kann einen nichts mehr verdrießen, als wenn man einen ungebeten dienstfertigen Gesellen das ganze Gebäude plötzlich mit einem Federzuge wegkehren sieht, wie Harlequin in einer Pantomime ein Haus durch bloßes Berühren mit seinem Säbel niederstürzt.

Dergleichen Widersprecher sagen, wie die Gletscher an Größe zunehmen, so müssen die Sonnenstralen auch eine größere Oberfläche bekommen, auf die sie wirken; und folglich werden sie auch mehr Schnee zerschmelzen; und dieß muß zuverläßigerweise den behaupteten beständigen Anwachs verhindern.

Aus dieser Schwierigkeit weis aber ihre Gegenparthey sich durch die zuversichtliche Behauptung herauszuwickeln, daß die vom bereits angehäuften Schnee und Eis veranlaßte größere Kälte ihre Auflösung weit

stärker hindere, als der Anwachs der Oberfläche sie befördern könne; und zur Bestärkung ihres Systems erzählen sie uns, daß die ältesten Einwohner vom Siemen-Thale sich noch einer Zeit erinnern, da die Gletscher viel kleiner waren, als sie jetzt sind, und da sie vom Eisthale an Oerter hinter den Bergen durch Wege gehen konnten, die nun von Schneehügeln, welche noch nicht über funfzig Jahr alt sind, versperrt werden.

Ob die Einwohner des Siemen-Thales dieß aus einer löblichen Partheylichkeit für die Gletscher, die sie nun (wegen der Fremden, die sie ins Thal locken) für ihre besten Freunde ansehen mögen, — oder aus Gefälligkeit für diejenigen, so die obenerwähnte Meynung behaupten, — oder aus wirklicher Beobachtung, versichern, — will ich nicht entscheiden. Ich selbst aber habe verschiedene alte Leute im Siemen-Thale dieß als eine Thatsache behaupten gehört.

Da die Widersprecher also ihren vorigen Einwurf aufgeben müssen; so versuchen sie zunächst, zu zeigen, daß die obenerwähnte Theorie zu einer Ungereimtheit führe. Denn, sagen sie, wenn die Gletscher also ins Unendliche fortwüchsen, so würde die Erdkugel selber mit der Zeit ein bloßer Anhang von Mont Blanc werden.

Die Vertheidiger des beständigen Anwachses der Gletscher erwiedern, da diese Beschwerlichkeit sich bisher noch nicht ereignet habe, so bedürfe man keiner andern Widerlegung der gottlosen Lehre gewisser Weltweisen, welche behaupten, die Welt sey von Ewigkeit her gewesen: und was den Wahn beträfe, als ob die Erdkugel selber ein Anhang des Eisbergs werden dürfte, so versichern sie uns, daß die Welt lange vorher ein Ende nehmen wird, ehe dieser Fall sich ereignen könne. Daß also die furchtsamsten und schwächlichsten Leute sich deshalb weiter keine Sorge machen dürfen.

Ich, meines Theils, wünsche zwar den Gletschern und allen Einwohnern des Siemen-Thals, in deren Gesellschaft ich einige Tage vergnügt zugebracht habe, alles Wohlergehen! will mich aber in diesen Streit nicht mengen, sondern dessen Werth oder Unwerth Ihrem eigenen Urtheile anheimstellen.

27. Brief.

Genf.

Am Morgen des Tages unserer Abreise von Prieuré sah ich ein Mädgen von einem sehr sonderbaren Ansehen vor der Thüre eines Hauses sitzen. Als ich sie anredete, gab sie mir keine Antwort: aber ein ältlicher Mann, der ein Soldat in des Königs von Sardinien Diensten gewesen, und mit dem ich vom ersten Augenblicke unserer Ankunft an bekannt geworden war, sagte mir, dieß Mädgen sey ein Ideote, und sey's schon von ihrer Geburt an gewesen.

Er führte mich sodann in zwey andere Häuser, in deren jedem es eine Person im nämlichen traurigen Zustande gab; und er versicherte mich, im ganzen Siemen-Thale sey von einer Familie, die aus fünf bis sechs Kindern bestünde, gemeiniglich eines derselben ein vollkommener Ideote.

Dieß wurde mir von einigen andern Leuten, gegen welche ich es nachher erwähnte, bekräftigt. Man sagte mir zugleich, die Eltern seyen so weit davon entfernt, dieß für ein Unglück zu halten, daß sie es vielmehr für einen Vorboten von Glück für die übrige Familie, und für kein Unglück für den Ideoten selber ansähen, den sie allezeit aufs beste und zärtlichste verpflegten und versorgten.

Ich

Ich fragte meinen Soldaten, ob er auch unter seiner eigenen Familie einen Ideoten habe? — Nein, mein Herr, antwortete er; auch ist es mir Zeitlebens sehr hart gegangen.

Haltet ihr denn diese arme Geschöpfe nicht für sehr unglücklich?

Um Vergebung, mein Herr, — sie sind sehr glücklich. —

Ihr wolltet aber doch selber nicht gerne in diesem Zustande geboren worden seyn?

Sie glauben also, mein Herr, das wäre mir sehr leid gewesen?

Leid! — Ja wohl: — dünkts euch nicht auch so?

Ganz und gar nicht, mein Herr; ich hätte sodenn nie arbeiten dürfen. —

Einem Menschen, der blos um sein Brod Zeitlebens sehr hart hat arbeiten müssen, dünkt Arbeiten das größte Unglück, und beständiges Müssiggehen das größte Glück. Wäre dieser Soldat im Müssiggange auferzogen worden, und hätt er all den Ekel und die Niedergeschlagenheit erfahren, die die müssige Ueppigkeit begleiten; so würde er vermuthlich ganz anders gedacht haben.

Auf dieser Reise bemerkte ich, daß in einigen Dörfern, und eine ziemliche Strecke Landes weit, fast niemand zu sehen war, der jenes Geschwulst am Hals und der Kehle hatte, von dem man glaubt, daß es unter den sämmtlichen Einwohnern der Alpen so allgemein sey. Insbesondere sah ich zu Prieuré niemand mit diesem Uebel behaftet: und als ich mich deshalb erkundigte, sagte man mir, es gebe viele Kirchspiele, worin gar niemand damit beschweret sey; und in andern nicht weit von dannen gelegenen Orten sey es hingegen fast allgemein.

Im

Im Siemen-Thale giebts nur Ein Dörfgen, wo Kröpfe gemein sind. Im Walliser-Lande aber sollen sie häufiger als irgend sonstwo seyn.

Da diese Krankheit endemisch zu seyn scheint, so kann sie nicht, wie man sich eingebildet hat, vom Trinken eines mit Schnee oder Eis geschwängerten Wassers herrühren; denn dies Getränk ist allen Bewohnern der Alpen und anderer Gebirge gemein.

Rührt aber diese Krankheit wirklich vom Wasser her, so müssen wir glauben, es sey nicht nur mit zerschmolzenem Schnee oder Eis, sondern auch mit irgend einem Salze oder einer andern Substanz geschwängert, die die schädliche Eigenschaft hat, die Drüsen des Halses zu verstopfen; auch müssen wir setzen, diese schädliche Substanz sey in keinem andern bewohnten Orte außer den Alpen zu finden.

Als einer von den Einwohnern des Siemen-Thales viele Kirchspiele angezeigt hatte, wo es Kröpfe gäbe, und andere, wo es keine gäbe, sagte er mir zum Beschlusse, ich würde sie unter den Wallisern, nach deren Lande wir eben reisen wollten, sehr häufig finden. — Als ich dem Manne sagte, ich halte seine Landesleute für sehr glücklich, daß sie von einer so verhaßten Krankheit, die ihre arme Nachbarn plagte, ganz frey wären, — antwortete er mir: dagegen sind wir mit Auflagen überhäuft, — und im Walliser-Lande bezahlt man keine.

Der Kerl ist besessen! rief ich aus — Wenn es in eurer Wahl stünde, wolltet ihr denn lieber Kröpfe haben, als Taxen bezahlen?

Herzlich gerne, mein Herr; dieß ist wohl so schlimm, als jenes.

Quid causæ est, merito quin illis Jupiter ambas
Iratus buccas inflet?

Sie

Sie sehen, mein Freund, nicht nur an Höfen und in großen Städten allein sind die Menschen mit ihrem Schicksale unzufrieden. Die Ursachen des Misvergnügens sind in verschiedenen Orten verschieden; aber die Wirkung ist allenthalben einerley.

Am Morgen des sechsten Tages reiseten wir von Prieuré ab: und als wir, nach vielen Umwegen auf einer sehr rauhen Straße, die Gebirge überstiegen hatten, die das Siemen-Thal auf der Seite schließen, die der, durch welche wir hineingekommen waren, gegenüber liegt, stiegen wir allmählig in einen höchst grauenvollen hohlen Grund hinab.

Er ist von hohen, nackten, rauhen Felsen, ohne die geringsten Bäume, und ohne irgend was Grünes umringt. Der Grund ist eben so nackt und rauh, als die Wände; und dieß alles macht zusammen eine höchst abscheuliche Landschaft aus. Dieß fürchterliche Thal ist ziemlich lang, aber sehr schmal. Ich glaube, es würde Salvadors Phantasey ergötzt, und ihn vielleicht gereizt haben, einen Winkel desselben für eine seiner Landschaften zu entwenden, die, wenn er sie noch mit einer oder einem Paar Mordthaten belebt hätte, ein Meisterstück des Entsetzlichen hätte abgeben können.

Als wir hindurch gekommen waren, setzten wir unsere Reise Berg auf und ab, in andere Thäler fort, deren Namen mir entfallen sind. — Lange mußten wir beständig den Mont Noir, einen sehr hohen Berg, hinaufsteigen, der mit Tannen bedeckt ist, deren viele über Einhundert Fuß hoch sind. Den größten Theil dieses Weges, der wenigstens eben so steil, als irgend ein Theil desjenigen ist, auf welchem wir den Montanvert bestiegen, mußte ich zu Fuße gehen.

Endlich kamen wir an den Paß, der das Land des Königs von Sardinien, vom kleinen Freystaate, dem Walliser-Lande, scheidet. Queer über diesen Paß steht eine

eine alte dicke Mauer, und ein Thor, aber ohne Wache. Dieser enge Paß erstreckt sich einige Englische Meilen weit. — Einige wenige längs dem obern Theil der Berge hingestellte Bauren könnten, wenn sie Steine herabwälzten, ein ganzes Heer, das durch diesen Paß ins Land eindringen wollte, zu Grunde richten.

Wenn man durch diesen engen Paß gekommen ist, läuft der Weg neben einem hohen und steilen Berge hin; ist aber immer noch so schmal, daß keine zwo Personen sicher neben einander gehen können; und alle Durchreisende sind ganz in der Gewalt derer, die sich auf die obern Theile der Berge hingestellt haben möchten.

Von der Seite des Bergs her, woran wir vorbey kamen, hätten wir mit den Bewohnern der Seite des gegenüberliegenden Berges sprechen können. Ich bin aber überzeugt, wir hätten drey bis vier Stunden lang zu gehen gehabt, ehe wir zu ihnen hätten gelangen können: weil wir durch einen langen krummen Umweg zuerst auf den Grund der zwischen uns liegenden Kluft hätten hinab, und sodenn einen andern langen und mühsamen Pfad hinauf steigen müssen, welches in keiner kürzern Zeit, als der erwähnten, hätte geschehen können.

Allenthalben, wo es am Gebirge einen etwas fruchtbaren Fleck giebt, und der Abhang weniger jäh als gewöhnlich ist, darf man fast zuverläßig erwarten, ein Baurenhaus zu finden. Die sämmtlichen Häuser sind aus den in der Nähe wachsenden schönen rothen Fichten erbauet. Diese Fichten auf so sehr steilen Bergen auch nur einen kurzen Weg weit zu schleppen, muß eine sehr schwere und gefährliche Arbeit sein. Diese Wohnungen stehen auf hölzernen Pfosten oder Pfeilern, zwey bis drey Fuß über dem Boden. Ueber jedem Pfosten liegt ein großer breiter Stein, um den Ratten den Eingang zu versperren. — In Wahrheit sind diese

Woh-

Wohnungen so in die Luft gebauet, daß sie jedem andern unbeflügelten Thiere sowohl als den Ratten fast ganz unzugänglich scheinen.

Der Weg führete uns endlich auf den Gipfel, welcher flach, und verschiedene Englische Meilen weit mit Fichten bewachsen ist. Als wir diesen zurückgelegt, und auf der andern Seite ein wenig hinabgestiegen waren, öffnete sich Unter-Wallis unsern Blicken. Man kann sich keinen sonderbarern und malerischern Anblick vorstellen: — Es hat eine ovale Gestalt, ist ohngefähr sieben Meilen lang und eine breit, und auf allen Seiten von erstaunlich hohen Gebirgen umringt, deren untere Gegenden mit sehr fetten Weiden bedeckt sind. — Das Thal selber ist im höchsten Grade fruchtbar, vortreflich angebauet, und in Wiesen, Gärten und Weinberge zertheilt. Die Rhone schlängelt sich aufs anmuthigste von einem Ende bis ans andere hinab. Sion, oder Sitten, die Hauptstadt, liegt am obern Ende, die Stadt Martigny, oder Martinach, am untern, und zwischen beyden liegt eine Menge Dörfer und einzelner Häuser durchs ganze Thal. Die Aussicht, die wir nun vor Augen hatten, machte einen auffallenden und angenehmen Kontrast mit den Gegenden, die wir so eben erst verlassen hatten. Der Weg von hier bis Martinach, das nahe am Fuße des Gebirges liegt, beträgt ohngefähr sechs Englische Meilen. Das beständige Hinabsteigen diesen ganzen Weg über, wird von den Zikzak-Wendungen der Straße erleichtert.

Gegen die rauhen Pfade, deren wir nun gewohnt waren, war es gleichsam eine Rast für uns, diesen Berg hinab zu spaziren. — Wir langten munter und erfrischt zu Martinach an.

---

28. Brief.

Genf.

Während unserer Reise über die Gebirge, welche Unter-Wallis umgeben, gerieth ich oft in Versuchung, in eines von den Bauren-Häusern zu gehen, um die Haushaltung eines Volks, das Rousseau so entzückend geschildert hat, mit eigenen Augen anzusehen.

Wäre ich allein, oder nur von Einem Gefährten begleitet gewesen, so hätte ich ihnen reichlich Bescheid gethan, und einmal meine Vernunft den Hausgöttern dieser glücklichen Bergbewohner aufgeopfert: da doch dieß, seinem Berichte nach, die einzige Vergeltung ist, die sie für ihre Bewirthung annehmen wollen. Aber unsere Gesellschaft war viel zu zahlreich, und würde ihrer Gastfreyheit zu viel gekostet haben.

Als wir uns zu Martinach eine Nacht über ausgeruht und erfrischt hatten, sahen wir uns mit einiger Sehnsucht nach den Karriolen um, die uns da abholen sollten. Wir alle sprachen mit Entzücken von den erhabenen Scenen, aus welchen wir herabgekommen waren; doch bedauerte es niemand, daß wir unsere noch übrige Reise auf ebenen Boden thun sollten. Die Karriolen langten den nämlichen Vormittag an, und wir reiseten durch die Oeffnung ab, die nach St Moritz führt.

Jener ungeheure Wall von Gebirgen, der das Walliser-Land auf allen Seiten umringt, öffnet sich hier, so daß die Einwohner des Kantons Bern hier in dieses Land gelangen können. Diese Oeffnung hat das Ansehen eines sehr großen und prächtigen Zuganges, an dessen beyden Seiten eine Reihe hoher Gebirge anstatt der Bäume stehen. Sie ist einige Meilen lang. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und ganz eben:

ver-

vermuthete man aber einen Angriff, so könnte man diesen Paß leicht durch Batterien am Fuße der Gebirge auf jeder Seite beschützen. Ueberdieß schlängelt sich ein ziemlich tiefer Fluß bald auf die eine, und bald auf die andere Seite, aber immer queer über die Ebene, und scheint alle feindliche Einfälle verwehren zu wollen.

Dieser kleine Fleck, das Walliser-Land, das das oben beschriebene Thal und die Berge begreift, die es umringen, und sich auf der einen Seite ganz bis an den See hinerstrecken und drey oder vier Städtgen und viele Dörfer einschließen, dies Land ist ein Gebieth, das unter seinen eigenen Gesetzen und Obrigkeiten stehet, und mit den Schweizer-Kantonen verbündet ist, aber weder von ihnen, noch von irgend einer andern Macht abhängt. Seine Religion ist die Römisch-Katholische; und seine Regierungsform demokratisch. Es scheint von der Natur zur letzten Freystadt jener Göttin bestimmt zu seyn, ohne deren Einfluß alle ihre andere Gaben Kleinigkeiten sind. Sollte die raubsüchtige Hand des Despotismus jemals die Rechte der Menschheit unterdrücken, und die Altäre der Freiheit in jedem andern Lande in Europa zerstören; so könnte ein auserwähltes Volk hier ihren wahren Gottesdienst noch erhalten, und mit den jenseits des Atlantischen Weltmeeres gelegenen Ländern noch ihren Segen genießen.

Mitten in der oben erwähnten Oeffnung, ohngefähr vier Meilen weit von Martinach, zwischen zween hohen Bergen, und am Ufer der Rhone, liegt das Städtgen St. Moritz, das diesen Eingang ins Untere Wallis bewacht.

Als wir bey diesem Städtgen über eine Brücke gekommen waren, die das Walliser-Land vom Kanton Bern scheidet, setzten wir unsere Reise nach Bex fort, einem Dorfe, das wegen seiner anmuthigen Lage, und der in der Nähe liegenden Salzwerke, merkwürdig ist.

Diese besuchten wir nach dem Mittagessen. Wir gingen in die größte Salzgrube, durch einen Gang, der aus dem dichten Felsen gehauen, und so hoch und breit ist, daß ein Mann gemächlich hindurch gehen kann.

Reisende, die so wißbegierig sind, diese düstere Hölen zu besichtigen, werden vorher mit brennenden Lampen oder Fackeln versehen, und in einen groben Kittel gekleidet, der sie für den schleimigten Tropfen verwahren soll, die von der Decke und den Wänden des Ganges herabträufeln.

Als ich am Behältniß der Sole anlangte, das ohngefähr drey Viertheil einer Englischen Meile weit vom Eingange liegt, wurde mir wegen des ekelhaften Geruchs des Ortes übel. Ich kehrete so geschwind als möglich in die frische Luft zurück, und lies meine Mitgefährten ihre Untersuchungen so weit treiben, als ihnen selber beliebte. Sie blieben ziemlich lange nach mir dort. Was für Vergnügen sie da genossen, will ich nicht entscheiden. Aber nie sah ich eine Anzahl Leute in einem trübseligern Aufzug erscheinen. Beym Anblick ihrer beschmutzten Kittel, ihrer Fackeln, ihrer beräucherten kläglichen Gesichter, fiel mir eine Procession verurtheilter, zu den Flammen gehender Ketzer bey einem Avto da Fé zu Lissabon, ein.

Als sich ihre Gesichter und Geister im Gasthofe zu Bex wieder erholt hatten, versicherten sie mich, die Sehenswürdigkeiten, die sie auf ihrer unterirdischen Wanderschaft gesehen hätten, insbesondere nach meinem Weggehen, überträfen alles, was wir seit unserer Abreise von Genf gesehen hätten: und sie alle ermahnten mich, mit angenommenem Ernste, umzukehren, und den wichtigen Besuch, den ich unvollendet gelassen hätte, zu vollenden.

Am nächsten Morgen zertheilte sich unsere Gesellschaft. Dem Herzog von Hamilton und Herrn G — beliebte

beliebte es, über Vevay und Lausanne zurückzukehren. Herr U —, Herr K —, und ich, reiseten auf der andern Seite des Genfer Sees zurück. Sie nahmen die beyden Chaisen mit; und wir ritten zu Pferde, weil unser Weg uns kein Fuhrwerk verstattete.

Wir verließen Bex des Morgens früh, und kamen durch Aigle, oder Aelen, ein blühendes Städtgen, dessen Häuser aus weißem Marmor erbauet sind, den man in der Nähe findet. — Gedanken von Schwermuth und Elend sowohl als von Pracht, hatten sich, ich weis selber nicht wie, in meinem Gemüthe mit dieser Substanz verbunden. — Ob dieß von ihrem häufigen Gebrauche zu Grab- und Denkmälern, — oder davon herrührte, daß ich bemerkt hatte, daß die am verschwenderischsten damit gezierten Häuser, so oft Wohnungen der Langenweile und des Misvergnügens sind, — kann ich nicht sagen. — Was aber auch die Verbindung von Ideen mochte veranlaßt haben; so war das Ansehen der Einwohner von Aelen sehr geschickt, mich von diesem Vorurtheile zu heilen. Denn ohnerachtet die schlechtesten Häuser in diesem armen kleinen Städtgen aus Marmor gebauet sind, so hatte ich doch Zeitlebens niemals wenigern Kummer und mehr Zufriedenheit auf den Gesichtern irgend einer Art Leute gesehen. Ein Anschein von Ruhe und Vergnügen herrscht nicht nur hier, sondern auch in der ganzen Schweiz.

Ein wenig jenseits Aelen fuhren wir in Böten über die Rhone. Bey dieser Furth ist sie breiter als bey ihrem Ausflusse aus dem Genfer See. Sobald wir am andern Ufer anlangten, befanden wir uns wieder im Gebiete der Walliser, das sich auf dieser Seite bis ganz an den See hin erstreckt.

Wir hatten eine höchst angenehme Lustreise bis nach St. Gingo, wo wir zu Mittag speisten und einige Stunden lang blieben, und unsere Pferde erfrischten. Es war ein Sonntag, aber doch ein Jahrmarkt in diesem

Städtgen, auf welchem sich eine solche Menge Leute aus dem Walliserlande, dem Kanton Bern, und aus Savoyen versammelt hatte, daß wir kaum ein Zimmer zum Mittagessen finden konnten.

Die Kleidung der jungen Walliserinnen ist ungemein malerisch. Ein kleiner seidener Hut an die eine Seite des Kopfs geheftet, von welchem ein Bündel von Bändern nachlässig herabhängt, und ein für die Taille sehr vortheilhaftes Leibgen, geben ihnen ein munteres Ansehen, und kleiden, überhaupt genommen, besser, als die Kleidung des gemeinen Volks in irgend einem Lande, das ich noch gesehen habe.

Ein wenig jenseits St. Gingo kamen wir ins Herzogthum Savoyen. Der Weg ist hier aus den hohen Felsen gehauen, die aus dem Genfer See aufsteigen. Man muß ihn mit Behutsamkeit passiren, weil er sehr schmal und mit keinem Geländer versehen ist, das den Reisenden vor einem Sturze über einen sehr hohen Felsen, in den See herab, sicherte, im Fall sein Pferd plötzlich auf die eine Seite spränge.

An einigen Orten wird dieser schmale Weg durch Felsenstücke noch gefährlicher gemacht, die von den obern Theilen des Bergs herabgefallen sind, und den Pfad verdorben und beynahe zerstört haben. An diesen Stellen mußten wir absteigen, und unsere Pferde sehr behutsam über Schutt und Felsentrümmern führen, bis wir die noch unbeschädigten Theile des Weges wieder erreichten.

Der Anblick von Meilleraie erinnerte mich an die bezaubernden Briefe von Rousseaus zwey Liebenden. Dieß Andenken erfüllte mich mit einer rührenden Begeisterung. Ich suchte mit den Augen, und bildete mir ein, ich entdeckte die nämliche Stelle, wo St. Preux mit seinem Sehrohr saß, und die Wohnung seiner geliebten Julie betrachtete. — Ich spürete in meiner

Einbildung seinem Laufe nach, da er von Fels zu Fels einem ihrer Briefe nachrannte, den ein plötzlicher Windstoß seinen Händen entrissen hatte. — Ich beobachtete den Ort, wo die zwey Liebenden an Bord giengen, um nach einem Abendbesuche auf diesen nämlichen Felsen, nach Clarence zurückzukehren; — da St. Preux, von zärtlichen Erinnerungen gefoltert, und für Verzweiflung ganz außer sich, in Versuchung gerieth, seine Geliebte, damals die Gemahlin eines Andern, zu fassen, und sich mit ihr plötzlich mitten in den See zu stürzen.

Jeder Umstand jener pathetischen Geschichte kam mir frisch in's Gemüth. Ich fühlte mich wie auf einem klassischen Boden, und empfand, daß die Beredsamkeit dieses unnachahmlichen Schriftstellers mir die Landschaft, die ich nun übersah, weit interessanter gemacht hatte, als ihre eigene natürliche Reitze sie hätten machen können.

Als wir die romantischen Felsen von Meilleraie vorbey gekommen waren, ritten wir in eine fruchtbare Ebene hinab, die mit dem See beynahe wagerecht liegt, längs welchen der Weg, mit Reihen schöner hoher Bäume besetzt, fast bis ganz an Evian hinläuft, eine anmuthige kleine Stadt, die ihrer mineralischen Wasser wegen berühmt ist. Hier trafen wir viele von unsern Genfern Bekannten beyderley Geschlechts an, die unter dem Vorwande, die Wasser zu trinken, hieher gekommen waren, sich in dieser anmuthigen Einsamkeit zu ergötzen.

Von dannen reiseten wir nach Tonon, einer höchst frommen Stadt, der Menge der Kirchen und Klöster nach zu urtheilen, die sie enthält. Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf sechs oder siebentausend; und unter sieben Personen, die ich sahe, trug allemal eine ein Mönchs- oder Nonnenkleid. Ich wunderte mich nun nicht mehr, daß ich unter den weltlichen Einwohnern jedes Anzeichen der Armuth bemerkte.

 Als

Als wir hier ein Nachtessen und Betten bestellt hatt besuchten wir das Karthäuser-Kloster zu Ripaille, l nicht weit von dannen liegt.

Hier war's, wo ein Herzog von Savoyen, nach einer glücklichen Regierung, ein Einsiedler wurde, und unter den Vätern, nach einiger Berichte, ein frommes und bußfertiges, nach anderer ihrem, ein wollüstiges und politisches Leben führte. Was wir aber gewiß wissen, ist, daß er kurz nachher von der Kirchenversammlung zu Basel zum Papst erwählt wurde, welche Würde er neun Jahre nachher wieder abtreten mußte, nachdem er sich selber sehr anständige Bedingungen gesichert hatte. Hierauf brachte er den Ueberrest seines Lebens mit dem Ruhme einer großen Heiligkeit zu Ripaille hin.

Hätte er sich irgend einen Theil von Europa zu seinem Aufenthalt wählen dürfen; so hätte er keinen anmuthigern finden können, als diesen, den seine eigene Staaten ihm gewähreten.

Die Patres zeigten uns sehr höflich ihren Hayn, ihre Gärten, ihre Zimmer und eine sehr zierliche neue und so eben vollendete Kapelle. Sodenn führten sie uns ins Zimmer, wo ihr Landesfürst gelebt hatte und gestorben ist. Sie sprachen viel von seinem Genie, seiner Gutthätigkeit und seiner Heiligkeit. Wir hörten ihnen mit jedem Merkmale unsers Beyfalls zu, und kehreten alsdenn nach unserer Herberge zurück, wo zwar wir nicht, aber doch gewiß die Flöhe à la Ripaille schmauseten. Nie ist, mit Shakespears Fuhrmann zu reden, ein König in der Christenheit mehr benagt worden, als wir die ganze Nacht über. Des Morgens bezahlten wir, für unsere Bewirthung, so wie sie beschaffen war, eine sehr übermäßige Rechnung, und gerne; — denn wir bedachten, daß wir unsern Wirth und seine Familie unter einem Schwarme weit unerträglicherer Blut-Igel, als Flöhe sind, ließen.

Den

Den nämlichen Vormittag noch langten wir zu Genf an, und beschlossen damit eine Reise, auf welcher sich eine größere Mannigfaltigkeit erhabener und rührender Gegenstände der Betrachtung eines Reisenden darbietet, als man in irgend einem andern Theile der Welt, von der nämlichen Größe, finden kann.

Ich bin ꝛc.

---

29. Brief.

Genf.

Daß Ihre Fragen einige Zeit her ganz allein den Weltweisen von Ferney betreffen, wundert mich gar nicht. Dieser außerordentliche Mann hat Mittel gefunden, mehr Neugier zu erregen, und Europens Aufmerksamkeit länger auf sich zu heften, als irgend ein anderer Mensch, den dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, Monarchen und Helden nicht ausgenommen. — Auch die kleinfügigste Anekdote von ihm scheint das Publikum gewissermaßen zu interessiren.

Seit meinem Aufenthalt in diesem Lande habe ich oft Gelegenheit gehabt, mit ihm umzugehen, und noch öfter, mit denen, die viele Jahre lang vertraulich mit ihm gelebt haben: daß also jede Anmerkung, die ich Ihnen über diesen Gegenstand sende, sich entweder auf meine eigene Beobachtung, oder auf die von den verständigsten und billigsten seiner Bekannten, gründet.

Hier hat er, wie sonst überall, Verehrer und Feinde; und nicht selten beydes in einer und eben derselben Person zugleich.

Der erste Gedanke, der allen, die eine Abschilderung seiner Person versucht haben, aufgestoßen, ist der von einem Gerippe. Soferne man damit eine übermäßige Hagerkeit meynt, ist dieses Gleichniß richtig:

man muß sich aber dabey erinnern, daß dieß Gerippe, dieser bloße Zusammenhang von Haut und Knochen, lebhafter und geistvoller aussieht, als Fleisch und Blut in ihrer blühendsten Jugend insgemein auszusehen pflegen.

Die durchdringendsten Augen, die ich jemals gesehen habe, sind Voltaire's seine, nun in seinem achtzigsten Jahre. Sein ganzer Anblick drückt Genie, Beobachtung und die äußerste Empfindlichkeit aus.

Des Morgens siehet er ängstlich und misvergnügt aus: dieß vergehet aber allmählig, und nach dem Mittagessen scheint er heiter: — doch verläßt eine spöttelnde Miene sein Gesicht niemals ganz, sondern man sieht sie immer, er mag sauer oder süß aussehen, in seinen Gesichtszügen lauren.

Ist das Wetter günstig, so fährt er in seiner Kutsche mit seiner Nichte, oder mit einigen von seinen Gästen spaziren, deren es immer eine hinlängliche Anzahl zu Ferney giebt. Bisweilen spazirt er in seinem Garten; oder wenn ihm das Wetter verwehrt auszugehen, bringt er seine müßige Stunden mit Schachspielen mit dem Pater Adam zu; oder nimmt die Besuche der Fremden an, die in einer ununterbrochenen Folge zu Ferney auf eine Gelegenheit lauren, ihn zu sehen; oder er dictirt und lieset Briefe: denn noch itzt hält er Correspondenten in allen Europäischen Ländern, die ihm jeden merkwürdigen Vorfall melden, und ihm jedes neue litterarische Produkt, sobald es herauskömmt, übersenden.

Bey weitem den größten Theil seiner Zeit bringt er in seiner Bibliothek zu: und er mag selber lesen oder andern zuhören, so hat er immer die Feder in der Hand, etwas aufzuschreiben, oder Anmerkungen zu machen.

Schriftstellerey ist sein Hauptergötzen. Kein Schriftsteller, der für sein tägliches Brod schreibt, kein junger nach Ruhm heishungriger Dichter, schreibt em-

ßiger oder gieriger nach frischem Ruhme, als der reiche und weltberühmte Herr von Ferney.

Er lebt auf eine sehr gastfreye Art, und befleißt sich immer, einen guten Koch zu halten. Gemeiniglich hat er zwey oder drey Besuche aus Paris, die einen Monat oder sechs Wochen lang auf einmal bey ihm bleiben. Reisen sie fort, so werden ihre Stellen bald wieder ersetzt; daß es also zu Ferney eine beständige Abwechselung von Gesellschaft giebt. Diese, nebst Voltaire's eigenen Hausgenossen, und seinen Besuchen aus Genf, machen zusammen eine Gesellschaft von zwölf bis vierzehn Personen aus, die täglich an seiner Tafel speisen, er selber mag dabey erscheinen oder nicht. Denn wenn er sich mit der Ausarbeitung irgend eines neuen Werks beschäftigt, oder unpäßlich, oder nicht wohl aufgeräumt ist, speist er nicht mit der Gesellschaft, sondern begnügt sich, sie einige wenige Minuten entweder vor oder nach dem Mittagessen zu sehen.

Alle, die Empfehlungen von seinen Freunden mitbringen, können sich darauf verlassen, daß er sie aufnehmen werde, er müßte dann wirklich unpäßlich seyn. — Oft zeigt er sich selber den Fremden, die sich fast jeden Nachmittag in seinem Vorzimmer versammlen, wenn sie auch gleich keine Empfehlungen mitbringen. Bisweilen müssen sie aber wieder abreisen, ohne ihre Neugier befriedigt zu haben.

So oft sich dieß ereignet, kann er darauf zählen, daß man ihn einer verdrießlichen Gemüthsart beschuldigen, und tausenderley boshafte Histörgen, zur Rache dafür, ausbreiten, oder vielleicht gar erdichten werde, blos, weil es ihm nicht gelegen ist, sich, wie ein Tanzbär an einer Kirchmeß, zur Schau stellen zu lassen. Man hat sich weit weniger zu verwundern, daß er's bisweilen abschlägt, als daß er's so oft thut. Bey ihm muß diese Gefälligkeit blos von einem Verlangen

zu verpflichten, herrühren: denn **Voltaire** ist schon so lange gewohnt, bewundert zu werden, daß das Anstaunen einiger Reisenden ihn vermuthlich eben nicht mehr sehr ergötzen kann.

Seine Nichte, Madam Dennis, bewirthet und unterhält die Gesellschaft, wenn ihr Oheim nicht erscheinen kann oder mag. Sie ist ein gutartiges Frauenzimmer, das Jedermann freundlich, und ihren Oheim beständig aufmerksam und zärtlich behandelt.

Der Vormittag ist nicht die schicklichste Zeit, **Voltairen** zu besuchen. Er kanns nicht leiden, daß man ihn in seinem Studiren störe. Dieß allein ist schon hinreichend, ihn verdrießlich zu machen. Außerdem pflegt er alsdenn zänkisch zu seyn; es sey nun aus Schwachheit des hohen Alters, oder irgend eines zufälligen Verdrusses wegen. Was auch die Ursache davon seyn mag, so ist er an diesem Theile des Tages weniger ein Optimiste, als an irgend einem andern. — Vermuthlich war es des Morgens, daß er anmerkte: — „Schade sey's, daß die Quinquina in Amerika, und das Fieber in unsern Himmelsstrichen zu Hause sey.„

Diejenigen, welche zum Nachtessen eingeladen werden, haben eine Gelegenheit, ihn in seinem vortheilhaftesten Lichte zu sehen. Alsdenn beeifert er sich, die Gesellschaft zu unterhalten, und scheint eben so gerne als jemals, sogenannte gute Einfälle vorzubringen: — und bringt irgend ein anderer eine muntere Anmerkung oder ein Bontmot vor, so ergötzt's ihn eben so sehr, und erhält seinen lebhaftesten Beyfall. — Der Geist der Fröhlichkeit nimmt in ihm destomehr zu, je mehr er sich ihm überläßt. — Ist er von seinen Freunden umringt, und durch die Gegenwart von Frauenzimmern aufgemuntert, so scheint er des Lebens mit aller Empfindlichkeit der Jugend zu genießen. Sein Genie bricht alsdenn vom Zwange des hohen Alters und der

Schwächlichkeit los, und ergießt sich in einen schönen Strom angenehmer, lebhafter Bemerkungen und feiner Scherze.

Er hat eine vortreffliche Gabe, in seinem Gespräche sich nach seiner Gesellschaft zu schicken. — Das erstemal, als der Herzog von Hamilton ihm seine Aufwartung machte, lenkte er das Gespräch auf das alte Bündniß zwischen den Franzosen und Schotten. — Er erzählte, daß einer von des Herrn Herzogs Vorfahren, die Schottländische Königin Marie, deren Erbe er damals war, an den französischen Hof begleitet habe, sprach von dem heldenmüthigen Charakter seiner Voraltern, der ehemaligen Grafen von Douglas, — vom großen schriftstellerischen Ruhme einiger seiner noch lebenden Landesleute, und erwähnte Hume's und Robertson's Namen mit großem Beyfalle.

Bald nachher wurde er von zween Russischen Herren von Stande besucht, die sich itzt zu Genf befinden. Voltaire sprach mit ihnen viel von ihrer Kaiserin, und vom blühenden Zustande ihres Vaterlandes. — Vormals, sagte er, wurden ihre Landesleute von unwissenden Pfaffen gelenkt; — die Künste waren unbekannt, — und ihre Ländereyen lagen wüste; — nun aber blühen die Künste, und die Ländereyen sind angebauet. — Einer von den jungen Herren versetzte, in Rußland gäbe es auch itzt noch sehr viel unangebauetes Land. — So müssen sie mir doch wenigstens gestehen, versetzte Voltaire, daß ihr Vaterland einige zeither an Lorbeern sehr fruchtbar gewesen ist.

Sein Haß gegen die Geistlichkeit ist bekannt. — Dieser verleitet ihn, in sehr abgenutzte Schmähungen mit Leuten einzustimmen, die keinen Anspruch auf jenen Grad Witzes haben, der allein dergleichen Spötteleyen erträglich machen kann. — Als das Gespräch von ungefähr auf dieses Gleiß gerieth, sagte jemand:

„Sub-

„Subtrahirt Stolz von Pfaffen, so wird nichts übrig bleiben. — Sie halten also, mein Herr, Völlerey für nichts," sagte Voltaire.

Marmontels Dichtkunst gefällt ihm weit besser, als irgend eines von dessen Gedichten. Er sagte darüber: Marmontel könne wie Moses andere ins gelobte Land führen, dürfe es aber selber nicht betreten. (*)

Voltaire's unanständige Anspielungen auf die heilige Schrift, und seine Versuche, einige von den darinn erwähnten verehrungswürdigsten Charaktern zu verspotten, sind weltbekannt.

Ein gewisser, der sehr stammelte, fand Mittel, sich Voltairen zu Ferney vorstellen zu lassen. — Er hatte keine andere Empfehlung aufzuweisen, als das Lob, das er sich selber, sehr verschwenderisch, gab. — Als er weggieng, sagte Voltaire, er glaube, der Mensch sey ein Landstreicher, ein Betrüger — Madam Dennis antwortete, Betrüger stammeln nie. — Stammelte denn Moses nicht? versetzte Voltaire.

Sie haben ohne Zweifel von der Verbitterung gehört, die so lange zwischen Voltairen und Freron, dem Pariser Journalisten, geherrscht hat. Voltaire spatzirte eines Tages mit einem Herrn aus Genf in seinem Garten. Eine Kröte kroch vor ihnen queer über den Weg: — um Voltairen zu schmeicheln, wies der

(*) Die nämliche Anspielung hatte lange vorher schon Cowley gemacht, wiewohl Voltaire es vermuthlich nicht wußte.

„Endlich führte uns Bacon, wie Moses, aus; „durchwanderte die unfruchtbare Wüste, stand schon an „der Gränze des glücklichen gelobten Landes, erblickte es „vom Gipfel seines erhabenen Verstandes selber, und „zeigte es uns."

der Herr auf die Kröte, und sagte: „Da ist ein Fre- ron. — Was kann Ihnen doch das arme Thier gethan haben, das einen solchen Namen verdiente? versetzte der schöne Geist.

Die brittische Nation verglich er mit einem Fasse ihres eignen starken Bieres, dessen oberer Theil Schaum, der unterste Hefen, und der mittlere vortreflich ist.

Als einer von Voltairens Freunden ihm ein gewisses metaphysisches System zum Durchlesen empfohlen hatte, das sich auf eine Reihe von Vernünfteleyen stützte, wodurch der Verfasser seinen eigenen Witz und seine Geschicklichkeit zeigte, aber weder den Verstand der Leser überzeugen, noch irgend etwas anderes als seine eigene Beredsamkeit und Sophisterey beweisen konnte; fragte er einige Zeit hernach den Kunstrichter um seine Meynung von diesem Buche?

Metaphysische Schriftsteller, antwortete Voltaire, sind wie Menuet-Tänzer, die, aufs zierlichste geputzt, sich ein Paar mal verbeugen, aufs niedlichste durchs Zimmer spatziren, alle ihre Reize Schau tragen, sich bewegen, ohne einen Schritt weiter zu kommen, und auf dem nämlichen Flecken, wo sie angefangen hatten, wieder aufhören.

Dieß wird Ihnen hoffentlich vorjetzt genug seyn. In meinem nächsten Briefe will ich Ihnen ferner melden, was ich etwan von diesem sonderbaren Manne weis, das Ihre Aufmerksamkeit verdienen möchte. — Indessen bin ich ꝛc.

---

30. Brief.

Genf.

Als Herr betrachtet, erscheint Voltaire in einem sehr liebenswürdigen Lichte. Er ist gegen seine Pächter und Untergebene leutselig, freundlich und großmüthig; er freuet sich, wenns ihnen wohl gehet, und nimmt sich

mit der Sorgfalt eines Erzvaters ihrer privat- und häuslichen Umstände an. — Er begünstigt Fleis und Manufakturen unter ihnen durch jedes Mittel, das er nur immer erdenken kann; und blos durch seine Fürsorge und Unterstützung ist Ferney aus einem elenden Dorfe, dessen Einwohner in Müssiggang und Armuth versunken waren, ein blühendes und bequemes Städtchen geworden.

Jene Bitterkeit, die man in einigen von **Voltaire's** Werken bemerkt, scheint nur gegen mitwerbende witzige Köpfe und gleichzeitige Schriftsteller aufgebracht zu seyn, die ihm jenen hohen Rang auf dem Parnasse, der seinem Talente gebühret, nicht zugestehen wollen.

Hat er bittere Satyren geschrieben, so sind auch viele wider ihn geschrieben worden. Welcher Theil den andern zuerst angegriffen hat, ist schwer zu entscheiden. Man muß aber gestehen, daß er, wo er nicht als ein Schriftsteller gereizt ist, ein gutherziger Mann zu seyn scheint, und in gewissen Fällen eine wahre Menschenliebe äußert. — Sein ganzes Betragen in Ansehung der Familie des **Calas**: — der Eifer, womit er sich der **Sirvens** annahm: — seine Versorgung des jungen Fräuleins, das vom **Corneille** abstammt, und viele andere Beyspiele, die man anführen könnte, gehören alle hieher.

Einige Leute werden Ihnen sagen, der ganze Lerm, den er eben bey diesen und ähnlichen Gelegenheiten gemacht, habe aus Eitelkeit hergerührt. Meines Erachtens ist aber der, der sich beeifert, unterdrückte Unschuld zu rechtfertigen, die Menschen wider Grausamkeit zu entrüsten und dürftigem Verdienste aufzuhelfen, wirklich gutthätig, so viel er sich auch auf dergleichen Handlungen einbilden mag. — Ein solcher Mann ist unstreitig ein weit nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als der demüthigste Mönch, der

sich in seinem Leben weiter nichts vorsetzt, als seine eigene Seligkeit in einem Winkel zu erringen.

Voltaire's Kritiken über Shakespears Werke, machen ihm keine Ehre: Sie verrathen, daß er den Schriftsteller nicht versteht, dessen Werke er so voreilig tadelt. Shakespears Unregelmäßigkeiten und Vernachläßigung der dramatischen Einheiten, kann auch der dümmste unter den neuern Kunstrichtern sehen. Allein, Voltaire's National-Vorurtheile, und seine unzulängliche Kenntniß der englischen Sprache, verblenden ihn gegen einige der glänzendsten Schönheiten des englischen Dichters; doch pflegen seine, zwar nicht allemal billige noch feine, Anmerkungen gemeiniglich lebhaft zu seyn.

An einem Abend fiel das Gespräch zu Ferney von ungefähr auf Shakespears Genie. Voltaire hielt sich bey der Unschicklichkeit und Ungereimtheit auf, niedrige Charaktere und pöbelmäßige Gespräche in das Trauerspiel einzuführen, und gab viele Fälle an, wobey der englische Barde sich hierinn selbst in seinen rührendsten Stücken vergangen habe. Ein Herr unter der Gesellschaft, der ein großer Verehrer Shakespears ist, merkte zu desselben Entschuldigung an, diese Charaktere seyen zwar niedrig, aber doch natürlich: (dans la Nature waren seine Worte). Um Vergebung, mein Herr, versetzte Voltaire, auch mein Steiß ist natürlich, und doch trag ich Hosen.

Voltaire hatte ehemals ein kleines Theater in seinem eigenen Hause, wo einige von der Gesellschaft, die ihn besuchte, Schauspiele aufführeten, und er selber eine Haupt-Rolle zu spielen pflegte. Allein, allen Berichten nach bestund seine Stärke hierinn nicht; und es hat ihm die Natur zwar die Gaben gegeben, die Denkungsart der Helden zu treffen, aber nicht ihre Rollen zu spielen.

Herr Cramer aus Genf spielte bey dieser Gelegenheit bisweilen mit. — Ich habe diesen Herrn oft auf einem Privat-Theater zu Genf mit verdientem Beyfalle spielen gesehen. Sehr wenige unter denen, die die Schauspielerkunst zum Hauptstudio und Geschäfte ihres Lebens gemacht haben, hätten die Rollen, die er spielte, mit mehr Verstand und treffender spielen können.

Die berühmte Clairon selber hat sich eine Ehre daraus gemacht, Voltaire's häusliches Theater zu betreten, und zugleich sein und ihr eigenes Genie in vollem Glanze zu zeigen.

Diese Schauspiele zu Ferney, zu welchen viele von den Genfern von Zeit zu Zeit eingeladen wurden, vermehrten, allem Vermuthen nach, ihre Lust zu dergleichen Zeitvertreiben, und veranlaßten einen Trupp französischer Schauspieler, jeden Sommer in diese Gegend zu kommen.

Da die Syndiker und der Staatsrath es nicht für rathsam hielten, ihnen ein Theater zu Genf zu verstatten, so bauete diese Gesellschaft eines zu Chatelaine, das auf der französischen Seitei der eingebildeten Gränzlinie zwischen diesem Königreche und dem Gebiethe der Republik, und ohngefähr drey englische Meilen weit von den Wällen der Stadt Genf liegt.

Manchmal besuchen auch Leute aus Savoyen und aus der Schweiz diese Schauspiele; allein die Zuschauer, auf welche sich die Schauspieler vornehmlich verlassen, sind die Einwohner von Genf. Das Schauspiel fängt um drey oder vier Uhr des Nachmittags an, damit die Zuschauer noch vor dem Schließen der Stadtthore nach Hause zurückkehren können.

Ich habe dieses Theater oft besucht. Die Schauspieler sind noch ziemlich gut. Der berühmte Le Kain, der jetzt auf einem Besuche bey Voltairen zu Ferney ist,

ist, spielt selber bisweilen: — Wenn ich aber hingehe, so gehe ich vornehmlich um Voltairen zu sehen, der insgemein zugegen ist, wenn Le Kain spielt, und eines von seinen eigenen Trauerspielen aufgeführt wird.

Er sitzt auf der Bühne, und hinter den Scenen; doch so, daß die mehresten Zuschauer ihn sehen können. Er nimmt sich des Spiels eben so eifrig an, als ob seine eigene Ehre davon abhinge. Begeht einer von den Schauspielern einen Fehler, so scheints ihn sehr zu verdrießen und zu ärgern; und glaubt er, sie spielen ihre Rollen gut, so ermangelt er nie, ihnen mit lauter Stimme und auffallenden Geberden seinen Beyfall zu geben.

In die erdichteten Nöthen im Trauerspiele vertieft er sich mit jedem Anzeichen wahrer Rührung, und weint sogar eben so häufige Thränen, als ein Mädgen, das zum Erstenmale einem Trauerspiele beywohnt.

Bisweilen habe ich während des ganzen Trauerspiels neben ihm gesessen, und mit Erstaunen einen so hohen Grad von Empfindlichkeit in einem Achtzigjährigen Greise beobachtet. Natürlicherweise sollte man glauben, ein so hohes Alter müßte jedes Gefühl ziemlich stumpf gemacht haben; insbesondere die Gefühle, die von den erdichteten Nöthen der Trauerspiele eingeflößt werden, deren er von Jugend auf gewohnt ist.

Daß er selber der Verfasser der aufgeführten Stücke ist, ist noch ein Umstand, der natürlicherweise ihre Wirkung auf ihn hindern sollte. Einige Leute behaupten zwar, eben dieser Umstand sey, weit entfernt seine Empfindlichkeit zu vermindern, vielmehr die eigentliche wahre Ursache davon: und zum Beweise der Meynung berufen sie sich darauf, daß er das Theater nur alsdenn besuche, wenn eines von seinen eigenen Schauspielen aufgeführt werde.

Daß er lieber seine eigene als fremde Trauerspiele aufführen siehet, ist natürlich; was ich aber nicht eben so leicht begreife, ist, wie er durch Nöthen, die er selber erdichtet hat, leichter gerührt und getäuscht werden kann. Und doch scheint es, nur dieser Grad von Täuschung sollte einem Manne Thränen auspressen können. Dieweil diese Thränen flossen, mußte er das Unglück, so er beweinte, für wirklich und wahr halten: er mußte durch die Schauspielkunst so sehr getäuscht seyn, daß er es vergaß, daß er in einem Komödienhause war. Den Augenblick, da er sich besinnt, daß das alles erdichtet ist, müssen seine Sympathie und Thränen aufhören.

Doch möchte ich gerne **Voltairen** einmal bey der Aufführung irgend eines Trauerspiels von Corneille oder Racine sehen, damit ich beobachten könnte, ob er dabey mehr oder weniger Gefühl äußern würde, als er bey seinen eigenen Stücken geäußert hat. Alsdenn erst würden wir die sonderbare Streitfrage entscheiden können, ob seine Sympathie das Stück oder den Verfasser angieng.

Ein Glück wär's, wenn dieser außerordentliche Mann sein Genie auf desselben eigenthümliches Gebieth, auf die Lustörter, die die Musen lieben, und wo er allezeit mit vorzüglichen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden ist, eingeschränkt, und sich niemals aus denselben auf die dornigten Pfade der Polemik verirret hätte! Denn indem er die Tyrannen und Unterdrücker des menschlichen Geschlechts, und jene Betrüger angriff, welche die gutthätige Natur des Christenthums zu den eigennützigsten und schädlichsten Absichten gemisbraucht haben, ists ewig Schade, daß er die Pfeile seines Spotts auf die christliche Religion selbst gerichtet hat.

Durch seine Hartnäckigkeit hierinn, hat er nicht nur fromme Gemüther geärgert, sondern auch Ungläubige

dige verdrießlich gemacht, die ihm Schuld geben, daß er sich selber ausschreibe und einerley Raisonnements in vielen Schriften wiederhole; und die des abgenützten Spottes über die christliche Religion eben so überdrüßig sind, als der langweiligsten Predigt zur Vertheidigung derselben.

Voltaire's Betragen in Krankheiten hat man auf sehr widersprechende Art geschildert. Ich habe viel von seiner Reue und Buße gehört, wenn er sein Ende erwartet. Wären diese Histörgen wahr, so hätten sie bewiesen, daß sein Unglaube eine bloße Affectation, und er selber im Herzen gläubig und ein Christ wäre.

Ich gestehe, ich habe dergleichen Berichte niemals glauben können. Denn ich habe zwar oft eitle junge Leute angetroffen, die sich die Miene von Freydenkern gaben, ohnerachtet sie in der That sogar abergläubisch waren; ich habe aber doch niemals begreifen können, was ein Mann, wie **Voltaire**, oder irgend ein vernünftiger Mann durch eine so ungereimte Affectation gewinnen wollte. Sich stellen, als ob man etwas verachte, das man wirklich verehrt, und das, was man selber für göttlich hält, für etwas menschliches ausgeben wollen, das ist gewiß unter allen Arten von Heucheley die unverzeihlichste.

Ich gab mir einige Mühe, diese Sache zu erforschen; und Leute, die viele Jahre lang vertraulich mit ihm gelebt haben, versicherten mich, daß alle dergleichen Histörgen ungegründet wären. Sie erklärten sich, daß, ob er gleich den Genuß des Lebens nicht gerne verlöhre, und Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit gebrauchte, er sich doch keineswegs vor den Folgen des Todes zu fürchten schiene; daß er niemals, weder in kranken noch gesunden Tagen, einige Reue wegen der ihm Schuld gegebenen Werke gegen die christliche Religion

blicken ließe; — daß er vielmehr so verblendet sey, daß er einige Sorgen äußere, er möchte noch vor Vollendung einiger derselben, woran er eben damals arbeitete, sterben.

Ohnerachtet nun dieß Betragen in gar keinem Betrachte zu rechtfertigen ist, so ist es doch, wenn wir dem Bericht seiner Freunde glauben, mehr consistent, und meines Erachtens weniger ruchlos, als es seyn würde, wenn er sogar gegen die Ueberzeugung seines eigenen Gewissens, wider die unter den Menschen herrschenden Lehrmeynungen, und die göttliche Offenbarung schriebe, blos um sich dadurch den Beyfall einiger wenigen irrenden Ungläubigen zu erwerben.

So sehr er sich auch verirrt haben mag, so traue ich ihm doch eine solche Ungereimtheit nicht zu. Ich bilde mir vielmehr ein, daß er, sobald er von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt wäre, seine Meynung in gesunden und kranken Tagen, einmal wie das andere, öffentlich bis an seinen letzten Athem bekennen würde.

---

31. Brief.

Genf.

Ihrem Verlangen zufolge schreibe ich Ihnen hier meine Gedanken freymüthig über Lord — s Vorsatz, seine zween Söhne nach Genf zu senden und dort erziehen zu lassen.

Der älteste, wenn ich mich recht besinne, ist noch nicht über neun Jahr alt; und sie haben erst erträglich Englisch lesen gelernt. Mylord meynt, wenn sie das Französische vollkommen gelernt haben würden, könnte man sie vermittelst jener Sprache das Lateinische lehren,

und

und nachher zu irgend einem andern schicklichen Studio fortschreiten.

Ich habe Mylords Einwendungen gegen die öffentlichen Schulen in England betrachtet, und nach gehöriger Ueberlegung und Abwägung aller Umstände, bleibe ich immer noch der Meynung, daß kein anderes Land als Großbritannien zur Erziehung eines brittischen Unterthans tauge, der sich vorsetzt, sein Leben in seinem Vaterlande hinzubringen. Der wichtigste Hauptpunkt, dessen man sich bey der Erziehung eines brittischen Jünglings von Stande versichern muß, ist, meines Erachtens, daß man einen Engländer aus ihm mache; und dieß kann nirgends so zuverläßig geschehen, als in England.

Dort wird er jene Gesinnungen, jenen besondern Geschmack, und jene Denkungsart annehmen, die ihm eine vorzügliche Hochachtung für die Englische Staatsverfassung, und einen Geschmack an den in England herrschenden Sitten, Zeitvertreiben und üblichen Lebensarten einflößen werden.

Dort wird er jenen Charakter annehmen, wodurch sich die Engländer von den Eingebornen aller andern Europäischen Länder unterscheiden; und der, wenn man ihn einmal angenommen hat, wie sehr er auch nachher veredelt oder verderbt werden mag, doch nimmermehr ganz ausgelöscht werden kann.

Könnte man auch beweisen, daß dieser Charakter eben nicht der liebenswürdigste sey, so folgte doch daraus noch nicht, daß er nicht der rathsamste sey. Genug, daß er, überhaupt betrachtet, in England am höchsten geschätzt wird. Denn ich halte es für unleugbar, daß einem Menschen an der Hochachtung seiner eigenen Landesleute mehr als an der Hochachtung aller andern Menschen gelegen ist; in der That kann er auch, ohne jene erstere, diese andere sehr selten genießen.

Man meynt, vermittelst einer frühen ausländischen Erziehung könne man junge Leute vor allen lächerlichen Englischen Vorurtheilen verwahren. Das mag wahr seyn; — sie werden aber dagegen andere vielleicht eben so ungereimte, und weit schädlichere Vorurtheile annehmen. Jene erstern können nicht viel schaden; diese andern aber können dergleichen junge Leute nach ihrer Zurückkunft, in ihrem Vaterlande misvergnügt, und ihren Landesleuten auf ihre ganze übrige Lebenszeit verhaßt machen.

Wahr ists, die französischen Sitten hat man fast in jedem Europäischen Lande angenommen: sie herrschen in ganz Deutschland, und an den Nordischen Höfen; sie schleichen sich, obgleich langsamer, in Spanien und Italien ein. Aber nicht in England. — Die Englischen Sitten sind in allen Englischen Provinzen allgemein, sie herrschen in der Hauptstadt, und sind sogar am Hofe unvermischt.

In allen den oben erwähnten Ländern sieht das Volk überhaupt diesen Vorzug, den man ausländischen Sitten giebt, mit Verdruß an; allein man bekümmert sich in denselben nicht um die Meynung des Volks. — In England hingegen ist Popularität ein wirklich wichtiges Gut; und je höher der Stand eines Mannes ist, jemehr wird er ihren Verlust fühlen.

Außerdem sind in England nicht nur gemeine Leute allein wider französische Sitten eingenommen: — sie sind der ganzen Nation verhaßt. Selbst die, die von den gemeinen Vorurtheilen frey sind; — die den Talenten und Verstandeskräften ihrer Nachbaren alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen; — die die französischen Sitten an Franzosen billigen; können es doch nicht leiden, wenn man sie ihren eigenen Landesleuten einimpfen will. Sollte ja diese Art Einimpfung

pfung einen Engländer von Stande irgendwo erträglich dünken, so wär's an einigen von den gemeinsten Leuten, mit denen er einigen Verkehr hat, als an seinem Schneider, Barbier, Kammerdiener oder Koche; — aber nimmermehr an seinem Freunde.

Ich kann mich schwerlich auf einen Fall besinnen, daß ein Engländer von Stande, der, in seiner Kleidung oder Lebensart, französische Sitten oder Moden den Englischen vorgezogen hat, dadurch nicht etwas von der Achtung seiner Landesleute verloren hätte.

Was ich von französischen Sitten gesagt habe, paßt auch überhaupt auf alle ausländische Sitten; die insgesammt, gewissermaßen, französisch sind, und deren besondere Abweichungen von den französischen, die Engländer nicht bemerken.

Die Denkungsart der Genfer ist in vielen Stücken, mit der Denkungsart der Engländer näher verwandt, als mit der in Frankreich herrschenden. Und doch wird man zu London einen Genfer durchgehends für einen Franzosen ansehen.

Ein Englischer Knabe, den man in seiner frühen Jugend nach Genf schickt, und dort sechs bis sieben Jahre lang bleiben läßt, wird, wenn er seine Aeltern nicht bey sich hat, vermuthlich, seine ganze nachherige Lebenszeit über von den Engländern für eine Art eines Franzosen gehalten werden. Und dieß ist eine Beschwerlichkeit, die man aufs sorgfältigste verhüten sollte.

Was die Einwürfe wider öffentliche Schulen betrifft, so treffen sie, in vielen Stücken, die öffentlichen Schulen in einem jeden Lande. Ich gestehe aber freymüthig, daß sie mir niemals hinreichend gedäucht haben, die Vortheile zu überwiegen, die diese Erziehungsart begleiten, besonders so, wie sie in den Englischen öffentlichen Schulen beschaffen ist.

Ich habe bemerkt, daß Knaben, die in einer öffentlichen Schule erzogen wurden, einen gewissern, festern und männlichern Charakter besaßen, als Knaben von gleichem Alter, die zu Hause erzogen wurden.

In einer öffentlichen Schule ist man zwar überhaupt auf die ganze Schule aufmerksam, allein jeder Knabe muß doch in vielen Fällen sich selber entschliessen und handeln. Sein Ansehen unter seinen Schulkameraden hängt blos von seiner eigenen Aufführung ab. Dieß stärkt nach und nach Verstand und Herz, flößt ihm Standhaftigkeit und Entschlossenheit ein, und beugt jener wankelmüthigen Blödsinnigkeit vor, die man an jungen Leuten bemerkt, welche lang gewohnt gewesen sind, sich auf den Rath und Beystand anderer Leute zu verlassen.

Die ursprünglichen Eindrücke, die sich dem Verstande und Herzen einprägen, und den Charakter bilden, verlöschen nicht mehr. — Die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit sind in den verschiedenen Stufen des Lebens verschieden. — Dieß sieht man oft irrigerweise für eine Veränderung des Charakters an, der doch wirklich in der Hauptsache der nämliche bleibt. — Der, der als Knabe zurückhaltend, tückisch, grausam, oder filzig ist, wird in seinem Leben nimmermehr freymüthig, getreu, mitleidig oder großmüthig werden.

In einer öffentlichen Schule hat das jugendliche Gemüth die beste Gelegenheit, jene Gesinnungen anzunehmen, die das Herz zur Freundschaft neigen, und der Eigennützigkeit abhelfen. Dort flößt die Beobachtung sie ein, die unendlich kräftiger wirkt, als alle Lehren und Ermahnungen.

Ein Knabe bemerkt, daß Herzhaftigkeit, Großmuth und Dankbarkeit, sich die Hochachtung und den Beyfall aller seiner Schulkameraden zuziehen. Er nähret diese Eigenschaften in seinem eigenen Herzen, und

bemüht sich um die Freundschaft derer, die sie besitzen. — Er siehet, daß Feigheit, Niederträchtigkeit, Undankbarkeit und Treulosigkeit verabscheuet werden. — Er meidet die Knaben, die einiges Anzeichen dieser verhaßten Eigenschaften an sich blicken lassen. Was von seinen Schulkameraden verachtet oder gelobt wird, das wird er sich bestreben, seinem eigenen Gemüthe einzuprägen, oder aus demselben auszurotten; und zwar mit einem zehntausendmal größerm Eifer, als das, was von seinem Lehrer, Hofmeister oder seinen Aeltern, gelobt oder getadelt wird.

Die Ermahnung dieser letztern haben vermuthlich durch ihre allzuhäufige Wiederholung ihre Kraft verloren: oder er mag sich einbilden, ihre Lehren paßten nur auf vergangene Zeiten, und nun verjährte und altväterische Sitten. — Aber das fühlt er, daß die Gesinnungen seiner Kameraden aufs empfindlichste auf seine Ehre und Reputation wirken.

In allen Europäischen Ländern, England allein ausgenommen, übersieht man vornehmen Knaben in den öffentlichen Schulen so viel, daß der Wetteifer, dieser Hauptsporn zum Fleiße, dadurch sehr gedämpft wird. — Die Knaben mitlern Standes werden durch die Frechheit ihrer vornehmen Kameraden, die sie weder ahnden noch erwiedern dürfen, niedergeschlagen. — Dieß bringt in ihrer beyder Gemüthern die schlimmste Wirkung hervor: jene macht es noch frecher, und diese noch kleinmüthiger.

Die öffentlichen Schulen in England verachten eine so niederträchtige Partheylichkeit, und sind eben deswegen für Knaben sehr vornehmer und reicher Aeltern besonders heilsam. Dergleichen junge Leutgen sind nur gar zu sehr geneigt, sich von ihrer eigenen Wichtigkeit falsche Begriffe zu machen, die man in diesen unpartheyischen Pflanzschulen vollkommen entdecken, und das

wirkliche Verdienst der Knaben auf einer zuverläßigern Wage abwägen wird, als man gemeiniglich im väterlichen Hause zu finden pflegt.

Den jungen Lord werden seine Lehrer, und noch nachdrücklicher seine Schulkameraden, jene heilsamste unter allen Lectionen lehren: — daß er nur für persönliche Eigenschaften Hochachtung und Ehre erwarten darf, weil keine zufällige Vorzüge ihm Hochachtung erwerben oder ihn auch nur vor Verachtung schützen können. — Dort wird er einen vornehmen Dummkopf mit eben so wenig Umständen als eines Schneiders Sohn peitschen, und den reichsten feigen Pinsel von seinen Kameraden eben so wie die ärmste feige Memme herumstoßen sehen. — Er wird finden, daß Fleiß, Genie und Muth die wahren Quellen des Vorzugs und der Ehre, sowohl in, als außer der Schule sind.

Läßt man die starke Triebfeder des Wetteifers ganz ungestört wirken, wie in den vornehmsten Schulen in England; so wirkt sie auf allerley Art, aber immer nützlich. — Findet ein Knabe, daß er seinen Kameraden im Lernen nicht gleich kömmt, so wird er sich bestreben, sie an Muth oder irgend einem andern Vorzuge zu übertreffen. — Hat er sich durch Verabsäumung seiner Schulübung eine schmähliche Strafe zugezogen, so wird er sich bestreben, durch die Standhaftigkeit, womit er sie aushält, sich vor Verachtung zu schützen.

Jene Trägheit und Schläfrigkeit, die man so oft unter unsern jungen Standespersonen findet, rühren nicht von ihrer Erziehung in einer öffentlichen Schule her, welche wirklich diesen Gewohnheiten eifrig vorzubeugen sucht, und ihnen oft vorbeugt, und dem Gemüthe eine nachdrückliche Thätigkeit giebt, die es hernach Zeitlebens behält.

Diese elende Eigenschaften schleichen sich erst nachher ein, wenn die Jünglinge ihre eigene Herren werden,

sich

sich allen Wollüsten überlassen, die ihr Vermögen ihnen verstattet und die Ueppigkeit darbietet, und eben dadurch ihre Gemüther entkräften.

Ueberhaupt bin ich deutlich überzeugt, daß der früheste Zeitraum der Erziehung eines Engländers, worinn das Gemüth die dauerhaftesten Eindrücke bekömmt, in England verfließen müsse.

Sollte jedoch die Meynung der Anverwandten, oder sollten besondere Umstände, diese Erziehung in seinem Vaterlande nicht gestatten, so müßte man vor allen andern Orten Genf erwählen. Oder hat ein junger reicher Engländer, entweder durch sein eignes oder seiner Aeltern Versehen, seine ersten Jugendjahre unbenutzt verstreichen lassen, und mit wenig gelehrten Kenntnissen sein siebenzehntes oder achtzehntes Jahr erreicht; so wüßte ich keinen Ort, wo er eine bessere Gelegenheit hätte das Verabsäumte nachzuholen, als in dieser Stadt. Hier kann er in jedem Zweige der Gelehrsamkeit sich vorzüglich geschickte Männer zu Lehrern aussuchen, unter welchen viele Männer von Genie, und eben so liebenswürdig im Umgange, als in ihren eigenen Professionen vortrefflich sind.

Er wird immer Gelegenheit haben, mit sehr verständigen Leuten umzugehen, deren Gedanken und Gespräche gelehrte Gegenstände betreffen. In dergleichen Gesellschaften wird ein Jüngling fühlen, daß er einige Gelehrsamkeit nöthig hat. Dieß wird ihm allmählig eine Lust zu Kenntnissen einflößen, die er Zeitlebens behalten wird.

Unter die Vorzüge dieses Platzes kann man es auch rechnen, daß man hier wenig Anlaß zur Zerstreuung, und fast keine andern Quellen von Zeitvertreiben findet, als die, die aus den natürlichen Schönheiten des Landes, und einem vertraulichen Verkehr mit einem Volke entste-

entstehen, dessen Umgang einem Jüngling kaum anders als nützlich seyn kann.

N. S. Ein englischer Lord und seine Gemahlin entschlossen sich, ihren Sohn zu Genf zu erziehen; sie brachten ihn hieher, blieben sieben oder acht Jahre lang bey ihm da, und beugten dadurch den oben erwähnten Beschwerlichkeiten wirklich vor.

Die Gastfreyheit, Großmuth und Gutthätigkeit dieser Familie machten sie durchgehends im höchsten Grade beliebt. Ich sah sie abreisen. Kaum konnte ihre Kutsche sich durch die Menge Volks drängen, die sich auf den Straßen versammelt hatte. — Viele von den Armen, die sie durch geheime Almosen unterstützt hatten, konnten den Befehlen ihrer Gutthäter unmöglich länger gehorchen, und bezeugten ihre Dankbarkeit überlaut.

Der junge Herr mußte einmal über das andere zu seinen alten Freunden und Kameraden herauskommen, die sich rings um die Kutsche her drängten, von ihm Abschied zu nehmen, und ihn ihrer Betrübnis über seine Abreise, und ihrer eifrigsten Wünsche für sein Wohlergehen zu versichern. Die Aeltern weinten Freudenthränen, und die ganze Familie nahm die Liebe der mehresten, und die Hochachtung aller Einwohner mit sich.

---

32. Brief.

Genf.

Der Selbstmord ist zu Genf sehr gemein. Ich habe mir sagen lassen, seit Menschen Gedenken sey es immer so gewesen; und man habe Grund, zu vermuthen, daß er sich, nach dem Verhältnisse der Zahl der Einwohner, hier häufiger als in England oder in irgend einem andern europäischen Lande ereigne.

Seit.

Seitdem ich hier bin, hat er sich erstaunlich oft zugetragen. Zwey, die sich erst vor kurzer Zeit noch ereigneten, sind, der besondern Umstände wegen, die sie begleiteten, merkwürdig.

Der erstere rührte von einem plötzlichen und unerklärlichen Anfalle der Verzweiflung her, der den Sohn eines der reichsten und angesehensten Bürger in der Republik befiel. Dieser junge Herr hatte, dem Ansehen nach, alle mögliche Ursache, mit seinem Loose vergnügt zu seyn. Er war ein schöner Mann, in der Blüthe der Jugend, mit einem vortrefflichen Frauenzimmer vermählt, das ihm ein großes Vermögen mitgebracht, und ihn zum Vater eines schönen Kindes gemacht hatte. Mitten unter allen diesen Segensgütern, und von allem umgeben, was einem Menschen das Leben werth und kostbar machen sollte, fand er's unerträglich, und beschloß, ohne die geringste Ursache, die man wüßte, sich zu entleiben.

Als er einige Stunden mit seiner Mutter, einer sehr verehrungswürdigen Dame, und seiner Frau und seinem Kinde zugebracht hatte, gieng er, dem Ansehen nach, ganz vergnügt von ihnen weg in ein anderes Zimmer, hielt einen Flintenlauf vor seine Stirn, stieß den Hahn mit seinen Zehen zurück, und schoß sich, so daß die nichts weniger vermuthende Gesellschaft es hören konnte, das Gehirn aus.

Der zweyte Fall ist der eines Grobschmidts, der den nämlichen fatalen Entschluß faßte, und, weil er kein bequemes Werkzeug bey der Hand hatte, einen alten Flintenlauf mit einem paar Kugeln lud, das eine Ende desselben ins Feuer seiner Schmidesse legte, und einen Strick an die Handhabe des Blasebalgs band, vermittelst dessen er ihn aus einer bequemen Entfernung bewegen konnte. Sodann kniete er nieder, hielt seinen

Kopf

Kopf vor die Mündung des Laufs hin, blies vermittelst des Stricks am Blasebalge das Feuer an, und hielt, mit erstaunlicher Standhaftigkeit und abscheulicher Entschlossenheit, seinen Kopf so lange in dieser Lage, bis das andere Ende des Laufs so heiß wurde, daß es das Pulver entzündete, dessen Abfeuerung ihm augenblicklich die Kugeln durchs Gehirn jagte.

So gewiß ich weiß, daß dieß sich gerade so, wie ichs erzählt habe, ereignet hat, so hätte ichs doch, wegen seiner so außerordentlichen und fast unglaublichen Umstände, nicht erwähnt, wenn es nicht eine zuverläßig bezeugte und den Genfern und allen jeßt zu Genf befindlichen Engländern wohl bekannte Thatsache wäre.

Warum der Selbstmord zu Genf und in Großbritannien, gemeiner als irgend sonst wo ist, dürfte Stoff zu einer merkwürdigen Untersuchung geben. Denn es scheint sehr sonderbar zu seyn, daß grade in den Ländern, wo die Güter des Lebens am besten gesichert sind, Leute am meisten geneigt gefunden werden, sich zu entleiben. Eine so verkehrte Wirkung muß von irgend einer mächtigen und besondern Ursache herrühren.

Ehe ich nach Genf kam, glaubte ich, die vielen Selbstmorde in England rührten größtentheils vom stürmischen und unbeständigen Wetter her, das nicht nur die Luft trübe mache, sondern auch die Gemüther der Eingebornen verdüstere. — Dieser Ursache pflegen Ausländer gemeiniglich noch die Wirkung des Gebrauchs der Kohlen, anstatt des Holzes, zur Feuerung beyzufügen.

Ich begnügte mich mit einer schwankenden Theorie, die auf diese Umstände zusammen, gebauet war: — Allein keiner von beyden kann die nämliche Wirkung zu Genf erklären, wo man keine Kohlen brennt, und eben die Witterung wie in der Schweiz, in Savoyen, und den angränzenden Gegenden Frankreichs hat, wo sich doch Selbstmorde weit seltner ereignen.

Die

Die entfernten Ursachen dieser fatalen Neigung, will ich nicht zuversichtlich angeben. Aber ganz gewiß dünkt es mich, daß keine Vernunftgründe die geringste Kraft haben ihr vorzubeugen, ausgenommen diejenigen, die sich auf die Unsterblichkeit der Seele, und auf die Ueberzeugung von einem andern Leben gründen. — Was können die gemeinen Vorstellungen und Vernunftgründe bey einem Menschen ausrichten, der diese nothwendige und wichtige Lehre nicht glaubt? — Man mag ihm sagen, er habe sich selber das Leben nicht gegeben, er habe daher auch kein Recht sichs zu nehmen; — er sey eine Schildwache auf einem Posten, und müsse bleiben, bis er abgelöst werde; — was bekümmert alles dieß einen Menschen, welcher glaubt, er werde seiner Gewaltthat und Desertion wegen niemals zur Verantwortung gezogen werden?

Versucht man es, so einen Menschen bey seinem Stolze zu fassen, indem man behauptet, es sey ein grösserer Beweis von Muth, die Uebel des Lebens zu ertragen, als vor ihnen die Flucht zu ergreifen; so wird er aus der römischen Geschichte antworten, und fragen: ob denn Cato, Cassius, Marcus Brutus, feige Leute gewesen seyn?

Der große Gesetzgeber der Juden scheint überzeugt gewesen zu seyn, daß weder Gesetze noch Vernunftgründe wider den Selbstmord, einigen Eindruck auf die Gemüther von Leuten machen konnten, die von der Unsterblichkeit der Seele nichts wissen; und, da er es, (gewisser Ursachen wegen, die der Bischoff von Gloucester in seinem Werke von der göttlichen Sendung Mosis entwickelt hat,) nicht für nöthig hielt, sie von der Unsterblichkeit zu unterrichten; so hielt ers also auch für unnöthig, ihnen irgend ein ausdrückliches Gesetz wider den Selbstmord zu geben.

Jene Weltweisen, die sich bestrebt haben, diese so große und wichtige Ueberzeugung von der Unsterblichkeit, den Gemüthern der Menschen zu entreissen, haben also dadurch dem Selbstmord sowohl als andern Verbrechen ein Thor geöffnet. — Denn jeder, der den Selbstmord bekämpft, ohne seine Gründe auf die Lehre von einem künftigen Leben zu stützen, wird sie bald alle miteinander umgestürzt sehen.

Man muß zwar gestehen, daß diese Fragen in vielen Fällen durch Gefühle eines Menschen entschieden werden, die sich auf ganz und gar keine Vernunftgründe beziehen.

Eine so wichtige Sache hat die Natur nicht der trüglichen menschlichen Vernunft ganz allein anheimgestellt, sondern dem menschlichen Herzen eine solche Liebe zum Leben, und einen solchen Abscheu vor dem Tode eingeprägt, daß selbst die größten Unglücksfälle sie selten überwältigen können.

Es giebt aber eine Krankheit, die bisweilen den Leib befällt, und deren giftige Wirkung sich nachher auch durch die Seele verbreitet, und sie mit einer grauenvollen Wolke von Entsetzen verdüstert, die ihr das Leben schlechterdings unerträglich macht. In diesem fürchterlichen Zustande ist jeder frohe Gedanke verbannt, und jede Quelle der Zufriedenheit mit dem Leben vergiftet. — Weder Vermögen, noch Ehre, noch Freunde, noch Familie können alsdenn das geringste Vergnügen mehr gewähren. — Hoffnung, die letzte Stütze der Unglücklichen, stürzt darnieder. — Verzweiflung ergreift den hülflos Leidenden. — Dann helfen keine Vorstellungen mehr! — Religionsgründe selber verlieren ihre Kraft; und das arme Geschöpf umfaßt den Tod als seinen einzigen Freund, der, seines Erachtens, sein Elend endigen, aber nicht vermehren kann.

Ich bin, ꝛc.

N. S.

N. S. Sie brauchen mir nicht eher zu schreiben, als bis Sie weitere Nachricht von mir bekommen; weil wir vermuthlich diesen Ort werden verlassen haben, ehe Ihre Briefe anlangen könnten.

---

33. Brief.

Lausanne.

Da der Herzog **von Hamilton** einige von den deutschen Höfen besuchen will, so haben wir von unsern Freunden zu Genf Abschied genommen, und sind auf unserer vorgenommenen Reise jetzt bis hieher gekommen. In Deutschland vor allen andern Ländern, ists besonders vortheilhaft in Gesellschaft mit einem Herrn von hohem Stande und Titel zu reisen; weil man alsdann allenthalben leichter Zutritt erhält, und keiner Empfehlungsschreiben bedarf.

Ich habe hier meinen Freund B — n angetroffen, dessen Gesellschaft und Umgang unsere Reise verzögert, uns aber die Hauptvortheile des Reisens verschafft hat, wenn man anders Unterricht und Vergnügen dahin rechnen darf. Er befindet sich mit dem Marquis von L — y hier, einem muntern, muthigen jungen Herrn, — und einem von jenen freyen, sorglosen Charaktern, die von ihren vertrauten Freunden so sehr geliebt werden, und sich um die Meynungen aller übrigen Menschen so wenig bekümmern.

Da Sie mich beym Worte halten, und ich Ihnen so sehr ordentlich schreiben soll, so müssen Sie erwarten, daß Sie bisweilen einen Brief erhalten, der aus drey oder vier verschiedenen Orten datirt ist, wenn entweder mein kurzer Aufenthalt an einem Platze mir keine Zeit läßt, oder ich an einem andern nichts besonderes

finde, und folglich auch keinen Stoff zu so langen Briefen, als Sie von mir verlangen.

Der Weg von Genf hieher gehet neben dem See hin, durch ein anmuthiges Land voller Weinberge, die den so beliebten Vin de la Côte tragen. Die sämtlichen unterwegs gelegenen Städtgen, Nyon, Rolle und Morges, sind schön gelegen, hübsch gebauet, und von wohlhabenden und vergnügten Leuten bewohnt.

Lausanne ist die Hauptstadt dieses bezaubernden Landes, welches ehemals dem Herzog von Savoyen zugehörte, nun aber unter der Herrschaft des Kantons Bern stehet.

So sehr dieß auch den vormaligen Besitzer kränken mag; so ists doch für die Einwohner der Waat ein Glück, als welche in jeder Rücksicht wohlhabender und in bessern Umständen sind, als irgend einige von den Unterthanen Seiner Sardinischen Majestät.

Lausanne liegt nahe beym See, und ohngefähr dreyßig Englische Meilen weit von Genf. Da der Adel aus dem Lande, und aus einigen Gegenden der Schweiz, und die Familien verschiedener Officiers, die sich zur Ruhe gesetzt haben, hier wohnen, so findet man in den Gesellschaften zu Lausanne ein freyers und munterers, (vielleicht auch höflicheres) Wesen, als in denen zu Genf: wenigstens wird dieß vom ganzen Adel hier zuversichtlich geglaubt und versichert; der sich den Bürgern von Genf weit vorziehet. Die Genfer hingegen sprechen viel von der Armuth, Leichtsinnigkeit und Unwissenheit dieses nämlichen Adels, und machen sich kein Bedenken, ihm ihre eigene einsichtsvolle Fabrikanten und Manufakturisten in jeder wesentlichen Eigenschaft vorzuziehen.

Vevay.

Die Straße zwischen Lausanne und Vevay (oder Vivis) ist sehr bergigt; die Berge sind aber bis obenhinan angebauet, und mit Weinreben bedeckt. — Dieß

Dieß wäre ihrer Jähe wegen unmöglich gewesen, wenn die Besitzer nicht in bequemen Zwischenräumen starke steinerne Mauern, eine über der andern, gebauet hätten, die den Boden stützen, und von unten an bis oben, kleine Terrassen ausmachen.

Die Weingärtner steigen auf engen Staffeln hinauf, und müssen, ehe sie den Boden, den sie bauen sollen, erreichen, oft höher steigen als ein Ziegeldecker, oder Steinmetz, der den Gipfel eines Kirchthurms ausbessern soll.

Die bergigte Lage dieses Landes setzt dasselbe häufigen Regengüssen und Bächen aus, die, wenn sie sehr ungestüm sind, Weinstöcke, Boden und Mauern in einen gemeinschaftlichen Untergang mit sich herabreissen. Die Einwohner sehen der Verheerung mit gelassener Betrübniß zu, und sind, ohne sich der laut tobenden Wuth der Franzosen zu überlassen, oder in die düstere Verzweiflung der Engländer zu sinken, blos auf die besten Mittel bedacht, den Schaden wieder zu ersetzen. — Sobald sich der Sturm gelegt hat, fangen sie mit bewundernswürdiger Geduld und Standhaftigkeit an, die Mauern wieder aufzubauen, frische Erde auf Hurden bis an den Gipfel des Bergs hinaufzutragen, und allenthalben, wo die alte Erde weggeschwemmt worden ist, neue auszubreiten.

Wo man seine Güter ganz sicher besitzt, und die Früchte seiner eignen Arbeit genießen darf, sind Menschen fähig, solche Bestrebungen anzuwenden, dergleichen man in jenen Ländern nicht kennt, wo der Despotismus alles unsicher macht, und ein Tyrann einärndtet, was Sklaven ausgesäet haben.

Dieser Theil der Waat, wird von den Abkömmlingen jener unglücklichen Leute bewohnt, die durch die abgeschmackteste und grausamste Verfolgung aus den

Piemontischen und Savoyischen Thälern vertrieben wurden.

Ich will eben nicht sagen, die Ungerechtigkeit der Verfolger sey an ihren Kindern noch heimgesucht worden: aber das Leiden und die Standhaftigkeit der Verfolgten, dünkt mich durch die glücklichen Umstände vergütet zu seyn, worinn sich ihre Kindes-Kinder nun befinden.

Vevay ist ein hübsches Städtchen, das drey bis viertausend Einwohner enthält. Es liegt sehr anmuthig, nahe am obern Ende des Genfer-Sees, wo die Rhone hineinfließt. Die Berge hinter dem Städtgen sind zwar sehr hoch, aber nichtsdestoweniger, wie die an der Straße von Lausanne, von unten an bis oben hinaus ganz angebauet.

Ungefähr mitten am Berg hinauf, gerade oberhalb Vevay, liegt ein großes Dorf, das, von unten aus betrachtet, an der Seite des jähen Abgrundes zu hangen scheint, und einen sehr sonderbaren und romantischen Anblick gewährt.

Die Hauptkirche liegt vom Städtgen abgesondert, und auf einem Hügel, der das Städtgen übersiehet. Von der Terrasse, oder dem Kirchhofe aus, hat man eine Aussicht auf die Alpen, die Rhone, den Genfer-See, und die Städtgen und Dörfer an desselben Gestaden. — In dieser Kirche liegt der Leichnam des Generals **Ludlow** begraben. Dieser standhafte Republikaner zog von Lausanne hieher, nach der Ermordung seines Freundes **Lisle**, der, als er eben in die Kirche gehen wollte, von einem Meuchelmörder durchs Herz geschossen wurde. Der Meuchelmörder war ausdrücklich dazu über den See herüber gekommen, entwischte während der Verwirrung, die diese Mordthat verursachte, wieder ins Boot, und ins jenseitige Gebieth des Herzogs von Savoyen, wo er öffentlich geschützt wurde. — Dieß war

ein niederträchtiges Mittel, den Tod eines Monarchen zu rächen, der, es sey nun mit Recht oder Unrecht, doch öffentlich verurtheilt und hingerichtet worden war.

Auf **Ludlows** Grabmale stehet eine lange lateinische Grabschrift, die viele Umstände seines Lebens erzählt, aber den denkwürdigsten unter ihnen allen verschweigt. Er wird in derselben Patriæ libertatis defensor, & potestatis arbitrariæ oppugnator acerrimus, &c. genannt, — aber nichts näheres davon erwähnt, daß er einer von König **Karls** des Ersten Richtern gewesen war, und das Todesurtheil über diesen unglücklichen Monarchen mit unterzeichnet hatte.

So sehr auch die Schweizer überhaupt die Freyheit und ihre Verfechter lieben, so billigten doch **Ludlows** Beschützer und Gönner vermuthlich diesen Theil seiner Geschichte nicht, und ließen ihrer also auch in seiner Grabschrift nicht ausdrücklich erwähnen.

Durch die Schweiz läßt sichs nicht auf der Post reisen. Wir mietheten also zu Genf Pferde bis nach Basel, von wannen wir auf der Post nach Strasburg reisen können, wohin unser Weg uns führt. Von Lausanne reisen wir übermorgen ab.

34. Brief.

Bern.

Bey meiner Rückkunft von Vevay nach Lausanne, traf ich unsern Freund, Herrn H—y, beym Herzog **von Hamilton** im Gasthof an. Der Herzog ist geneigt, noch etwas länger in jener Stadt zu bleiben, verlangte aber, daß ich mit den Kutschen und den sämmtlichen Bedienten, seinen Kammerdiener und einen einzigen Lakeyen ausgenommen, nach Strasburg voraus reisen möchte, worein ich gerne willigte, da er mir versprach, in wenig Tagen dort zu mir zu kommen.

H—y that mir zu gleicher Zeit den sehr angenehmen Vorschlag, mich nach Strasburg zu begleiten, wo er bis zu unserer Abreise von dannen bleiben will, und seine Chaise für den Herzog zurückzulassen.

Am folgenden Tage traten wir unsere Reise an, und wurden von den Herren B—n und O—n bis nach Payerne (oder Peterlingen) begleitet, wo wir einen vergnügten Abend zubrachten. Den nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach Wifflisburg, oder Avenche, der Hauptstadt der Helvetier zu des Tacitus Zeiten, (*) fort.

Kein Land in der Welt kann für Reisende zur Sommerszeit anmuthiger seyn, als die Schweiz: denn außer den bequemen Landstraßen und guten Gasthöfen, bieten sich hier einige der herrlichsten Gegenstände in der Natur, Wälder, Gebirge, Land-Seen, mit fruchtbaren Feldern, Weinbergen, und aufs vollkommenste benutzten und angebauten Scenen vermischt, dem Auge in einer größern Mannigfaltigkeit und nach größern Maaßstäben dar, als in irgend einem andern Lande.

Von Avenche reiseten wir weiter nach Murten, oder Morat, wie die Franzosen es heißen, einem hübschen Städtchen, das auf einer Anhöhe am See gleiches Namens liegt.

Hier wurde das Heer **Karls**, Herzogs von Burgund, das diese Stadt belagerte, von den Schweizern im Jahre 1476 mit großem Blutvergießen in die Flucht geschlagen. An der Straße steht, innerhalb einer Englischen Meile von Murten, ein kleines Gebäude voll Gebeine

(*) In der Gegend dieser Stadt wurden die Helvetier vom Cäcina, einem der Stadthalter des Vitellius, geschlagen: — Multa hominum millia cæsa, multa sub corona venum data. Cumque direptis omnibus, Aventicum gentis caput justo agmine peteretur, &c. *Taciti* Histor. Lib. I. C. 68.

Gebeine der in dieser Schlacht erlegten Burgunder. Da diese sonderbare Sammlung erst viele Jahre nach der Schlacht aufgerichtet wurde, so dürften hier wohl auch manche Gebeine der Ueberwinder nebst denen der Ueberwundenen aufbewahrt seyn, um die Sammlung desto zahlreicher zu machen. (*)

An diesem Beinhause stehen verschiedene Inschriften:

DEO OPTIM. MAX.
CAROLI. INCLITI. ET FORTISSIMI.
BURGUNDIÆ. DUCIS.
EXERCITUS. MURATUM. OBSIDENS.
AB HELVETIIS. CÆSUS.
HOC. SUI. MONUMENTUM. RELIQUIT.
1476.

Auf einer andern Seite stehet folgende:

SACELLUM.
QUO. RELIQUIAS.
EXERCITUS. BURGUNDICI.
AB. HELVETIIS. CÆSI. A. 1476.
PIA. ANTIQUITAS. CONDIDIT.
RENOVARI
VIISQUE PUBLICIS MUNIRI
JUSSERUNT
RERUM NUNC DOMINÆ
RESPUBLICÆ
BERNENSIS ET FRIBURGENSIS.
ANNO 1755.

 Die

(*) Die Zahl der erschlagenen Burgunder war doch bekanntermaßen groß genug, um allenfalls einen noch größern Raum mit ihren Gebeinen anzufüllen. Uebers.

Die Ufer des Murtener Sees sind mit sehr vielen adelichen Sitzen und Dörfern geziert.

Die Kleidung, Sitten und Personen der Einwohner dieses Landes zeigen ein von den Genfern, Savoyarden und Einwohnern der Waat verschiedenes Volk an.

Wir speisten zu Murten zu Mittag, und hielten uns einige Stunden lang in diesem Städtgen auf. Es war eben Jahrmarkt, und ein großer Zulauf von Volk. — Die schweizerischen Bauersleute sind die größten und stärksten, die ich jemals gesehen habe. — Ihre Kleidung ist sehr sonderbar. — Sie tragen kleine runde Hüte, wie die holländischen Schiffsleute. — Ihre Röcke und Westen sind insgesammt aus einer Art groben schwarzen Tuchs oder Zeugs. — Ihre Beinkleider aus grober Leinewand, etwan wie Matrosen-Beinkleider; aber unter den Knieen in Falten zusammengezogen, — und die Strümpfe aus dem nämlichen Stoffe wie die Hosen gemacht.

Die Weibspersonen tragen kurze Kittel, mit sehr vielen überflüssigen Knöpfen. Die ledigen Mädgen bilden sich viel auf die Länge ihres Haares ein, das sie in zwey Zöpfe mit Bändern geflochten abtheilen, und der Länge nach herunterhängen lassen. — Sobald sie aber verheyrathet sind, dürfen sie diese Haarzöpfe nicht länger herabhängen lassen; sondern winden sie in Spirallinien rings um den Kopf, und heften sie auf dem Wirbel mit großen silbernen Haarnadeln. Dieß ist der einzige Unterschied in Ansehung der Kleidung, den die Heyrath veranlaßt.

Verehelichte und Ledige tragen Strohhüte mit schwarzen Bändern geziert. Sofern ist die weibliche Kleidung ziemlich passend; sie haben aber eine seltsame Mode, ihre Röcke so weit oben zu binden, daß kaum einige Taille übrig bleibt. Dieser Abbruch, den die

Röcke der Taille thun, giebt, nebst der erstaunlichen Menge Röcke, die sie tragen, dem untern und hintern Theile des Leibes, eine Größe und ein Gewicht, wozu sie gar kein Recht haben, und verunstaltet das Ansehen des ganzen Leibes nicht wenig.

Die zierliche Taille der Medicäischen Venus, oder der Herzogin von Devonshire, würde unter einer so albernen Last von Kleidern verhunzt oder vernichtet werden. — Da wir erst diesen Nachmittag hier eintrafen, so kann ich Ihnen noch nichts von Bern sagen. In meinem nächsten Briefe sollen Sie mehr erfahren.

Indessen bin ich, ꝛc.

35. Brief.

Bern.

Bern ist eine regelmäßige wohlgebauete Stadt, und hat einigen Anschein von Pracht. Die Häuser sind aus schönen weißen Steinen, und ziemlich gleichförmig gebauet, besonders in der Hauptstraße, wo sie alle von einerley und gleicher Höhe sind. Auf beyden Seiten sind Schwibbogen mit Gängen, die vier Schuh höher als die Straße, und in nassem Wetter sehr bequem sind.

Ein kleiner Arm der Aar ist in diese Straße geleitet, und in derselben Mitte in einen engen Kanal eingeschränkt, der ziemlich abhängig ist, so daß das Wasser sehr schnell fließt, an sich selber kein unangenehmer Anblick und zur Reinigung der Straßen sehr nützlich ist.

Ein anderer Umstand hilft Bern zu einer der reinlichsten Städte in Europa machen. — Man hält Verbrecher zur beständigen Reinigung der Straßen und öffentlichen Spatzirgänge an. Die schwerern Verbrecher

brecher sind an Karren geschmiedet, diejenigen hingegen, die leichtere Verbrechen begangen haben, müssen den leichten Unrath in den Bach kehren, und den schwerern auf die Karren laden, die ihre schuldigere Kameraden fortziehen oder schieben müssen.

Diese Elenden tragen eiserne um ihre Hälse befestigte Halsbänder, mit einem hervorragenden Haken an jedem, woran man sie bey der geringsten Widerspenstigkeit oder Uebelthat fassen kann; und stehen ganz unter dem Gebote der Wache, die sie zur Verrichtung ihrer Arbeit anhalten muß. — Leute von beyderley Geschlecht werden auf Monate, Jahre, oder Zeitlebens, nach Beschaffenheit ihrer Verbrechen, zu dieser Arbeit verdammt.

Man sagt, außerdem daß diese, wie jede andere Art Strafen, von Verbrechen abschrecke, habe man noch den Vortheil davon, daß der Verbrecher dadurch gezwungen werde, das Unrecht, so er der Gesellschaft gethan, durch seine Arbeit zu vergüten.

Ich besorge aber, dieser Vortheil werde durch die schlimmen Wirkungen überwogen, daß man Leute zu sehr gewöhnt, das Elend ihrer Mitgeschöpfe beständig zu sehen. Dieß, dünkt mich, verhärtet nach und nach die Herzen der Zuschauer, und macht sie weniger fähig die Regungen des Erbarmens und Mitleidens zu fühlen. Gefühle, die doch vielleicht vor allen andern die beste Wirkung thun, und die menschliche Natur am besten kleiden. Juvenal sagt:

— — — Mollissima corda
Humano generi dare se natura fatetur,
Quæ lachrymas dedit: hæc nostri pars optima sensûs.

Allenthalben, wo öffentliche Hinrichtungen und Strafen häufig vorfallen, hat man bemerkt, daß das gemeine Volk härter, unempfindlicher und zur Grausamkeit

samkeit geneigter wird, als es an andern Orten ist, wo dergleichen Scenen seltner sind. — Ich erinnere mich, während meines Aufenthalts zu Genf, wo sehr selten jemand hingerichtet wird, wurde ein junger Mensch zum Strange wegen eines Mordes verurtheilt, und verschiedene Tage vor und nach der Hinrichtung konnte man in jeder Gesellschaft eine allgemeine Traurigkeit und Niedergeschlagenheit deutlich merken.

Die öffentlichen Gebäude zu Bern, als das Hospital, das Kornhaus, das Zeughaus, die Hauptwache und die Kirchen, sind prächtig. Ein sehr zierliches Gebäude ist erst vor kurzem noch vollendet worden, mit Bequemlichkeiten für mancherley öffentliche Belustigungen, als Bälle, Concerte und Schauspiele. Auch enthält es Zimmer für Privat-Gesellschaften und Assembleen. Es wurde durch eine freywillige Beysteuer unter dem Adel (oder den Geschlechtern) erbauet; und keine andere Gesellschaften, als die von Patriciern, dürfen sich dort versammlen.

Theatralische Schauspiele werden zu Bern selten verstattet; und auf dieser neuen Schaubühne sind noch keine aufgeführt worden.

Der Platz bey der Hauptkirche war ehemals der einzige öffentliche Spatzirort, und wurde wegen der Aussicht von demselben und seiner sonderbaren Lage sehr bewundert; weil er auf der einen Seite mit den Straßen wagerecht, und auf der andern einige hundert Fuß senkrechter Höhe über sie erhaben ist. Itzt aber hat man hier noch einen andern öffentlichen Spatzirort, in einiger Entfernung außerhalb der Stadt, vor kurzem auf einem hohen Ufer der Aar angelegt, der der herrlichste, dieser oder irgend einer andern Stadt zugehörige Spatzirplatz ist, den ich jemals gesehen habe. Von demselben überschauet man den Fluß, die Stadt Bern, die ganze Gegend rings herum, und erblickt die schweizerischen Eisberge.

Ich habe die Bibliothek besucht, welche, nebst den Büchern, auch einige wenige Antiken, und einige andere Merkwürdigkeiten enthält. Die kleine Figur des Priesters, der Wein zwischen die Hörner eines Ochsen gießt, ist nur deswegen schätzbar, weil sie eine Stelle im Virgil erläutert: und ist von Addison erwähnt worden.

Vor kurzem erhielt diese Bibliothek einen Zuwachs von Englischen prächtig gebundenen Büchern, die ein Englischer Herr zum Geschenke dahin schickte; dem es zwar nicht beliebte, sich zu nennen, der aber seine politische Denkungsart durch die Wahl und Sammlung deutlich genug entdeckt hat. Unter diesen bemerkte ich **Milton's** Werke, besonders seine prosaische Schriften: **Algernon Sidney** über Staatsverfassungen und Regierungsform; **Locke**; **Ludlow's Memoiren**; **Gordon's** Uebersetzung des **Tacitus**; **Addisons** Werke, insbesondere der **Freeholder**; **Marvels** Werke; **Steeles** ꝛc. Es waren die größten und schönsten Ausgaben, und die Sammlung mochte etwan zweyhundert Pfund Sterling werth seyn. — Ein ähnliches Geschenk hat dieser Herr auch der öffentlichen Bibliothek zu Genf gemacht.

Von ohngefähr öffnete ich die Glasgower Ausgabe des Homers, die ich hier sahe, und fand auf einem weißen Blatte eine lateinische Zuschrift an den Corsikanischen General **Paoli**, von **James Boswell** unterzeichnet. Dieses sehr zierliche Buch war vermuthlich von Herrn Boswell seinem Freunde, dem General, zum Geschenke übersendet worden; und als dieses unglückliche Oberhaupt sein Vaterland verlassen mußte, war es dem schweizerischen Officier in französischen Diensten in die Hände gefallen, der den Homer dieser Bibliothek schenkte.

Das Arsenal hätte ich nicht wohl unterlassen können zu besuchen, wenn ich auch dazu geneigt gewesen wäre: weil die Berner sich auf die darinnen enthaltenen Siegeszeichen, und auf die Menge, Güte und Ordnung der Waffen etwas einbilden.

Aber nichts rührte mich so sehr als die Bilder der tapfern Schweizer, die zuerst die Waffen wider die Tyranney ergriffen hatten, und **Wilhelm Tells** seines, der, nach dem Apfel auf seines Söhngens Kopfe zielend, abgebildet ist. Dieß betrachtete ich mit einer Rührung, die mir die Umstände dieser Geschichte, nicht die Arbeit des Künstlers einflößte; denn in demselben Augenblicke hätte ich die vortrefflichste Bildsäule des **Augustus Cäsars**, die jemals verfertigt worden ist, kaum angesehen.

Gewiß, niemand hat ein so unstreitiges Recht auf die Verehrung und den Dank der Nachwelt, als Helden, die ihr Vaterland von der eigensinnigen Frechheit der Tyrannen erlöst haben, und es mögen nun alle und jede Umstände in Tells Geschichte wahr oder erdichtet seyn, so verdienen doch allemal die Männer, (sie seyen gewesen wer sie wollen) die ihre Mitbürger ermuntert und angespornt haben, das Oesterreichische Joch abzuschütteln, daß man sie für wahre Patrioten halte; weil sie unstreitig von jenem Grundtriebe, der einem jeden edelmüthigen Herzen so theuer ist, dem Geiste der Freiheit, dazu angetrieben wurden, diesem Geiste, —

Der mit den edelmüthigen Bauern, im geheimsten Rathe auf Uris Felsen saß,
Und, wie das Schicksal sicher, jenen Pfeil (*) lenkte,
Der die heiligen Rechte der Menschheit bewieß.

Herr Addison meynt, es sey eben kein großes Vergnügen darum, Zeughäuser zu besuchen, um blos eine Wie-

(*) Tells auf den tyrannischen Landvogt.

Wiederholung dieser Kriegsvorräthe zu sehen. Es verlohnt sich aber doch der Mühe, weil dergleichen Besuche uns einigen Begriff von der Macht eines Staats geben, und dabey dienen, die wichtigsten Theile seiner Geschichte dem Gemüthe desto stärker einzuprägen.

Die Waffen, die den Burgundern in den verschiedenen Schlachten, welche die Freiheit der Schweiz behaupteten, abgenommen wurden, sind hier aufgestellt; so wie auch das Bild des Bernischen Feldherrn, der im Jahre 1536 **Carln dem Dritten**, Herzog von Savoyen, die Waat abnahm: — und wenn sie keine neuere Siegeszeichen aufzuweisen haben, so ists gewiß blos deswegen, weil sie zu arm und zu weise sind, nach einer Ausbreitung ihrer Herrschaft zu trachten: — und weil alle ihre Nachbarn endlich überzeugt sind, daß die Lage der Schweiz und die persönliche Tapferkeit ihrer Einwohner, die Schweizer eben so unüberwindlich gemacht haben, als sie, politischer Gründe wegen, von aller Eroberungssucht entfernet sind.

---

36. Brief.

Bern.

Die verschiedenen Kantone der Schweiz sind zwar durch einen gemeinschaftlichen Bund mit einander vereinigt, und insgesamt Freystaaten, aber doch sowohl in Ansehung der Regierungsform als der Religion von einander verschieden.

Da die römischkatholische Religion die Monarchie begünstigt, so sollte man sich natürlicherweise einbilden, daß sie da, wo sie in einem Freystaate herrscht, die Regierungsform nach und nach im höchsten Grade aristokratisch machen würde.

Und

Und doch findet man hier gerade das Widerspiel. Die im höchsten Grade demokratischen Kantone sind der römischkatholischen Religion ergeben; und die vollkommenste Aristokratie unter ihnen allen, herrscht in diesem protestantischen Kanton Bern, der aber auch der mächtigste unter allen ist. An Größe des Landes und an der Zahl seiner Einwohner schätzt man ihn beynahe allen andern zusammengenommen gleich.

Man beschuldigt den Bernischen Adel eines außerordentlichen Stolzes und großer Hofart; er befleißt sich, die Bürger in einer weiten Entfernung von sich zu halten; und kaum wollen seine Gemahlinnen und Fräulein Töchter sich zu einiger Gesellschaft mit kaufmännischen Familien, bey Bällen, Assembleen und dergleichen öffentlichen Gelegenheiten, herablassen, wo eine große Anzahl zur Belustigung unentbehrlich zu seyn scheint. Ein adelicher Ball verliert also an Vergnügen, was er an Würde beybehält, und soll, wie man mir sagt, oft eben so langweilig, als vornehm und steif seyn.

Die ganze Regierungsgewalt und alle Ehrenämter des Staats sind in den Händen des Adels. Da dieser keine Handlung treiben darf, so würde er ohne diese Hülfsquelle natürlicherweise verarmen: allein vermittelst der Menge sehr einträglicher Aemter, die der Adel besitzt, können die Aermsten unter demselben ihre Familien mit Würde unterhalten.

Die Landvogteyen, worin der ganze Kanton und die eroberten Lande eingetheilt sind, gewähren den vornehmsten Bernischen Familien eine einträgliche und ansehnliche Versorgung. Der Landvogt ist in seinem Gebiethe Stadthalter und Richter; und jeder unter ihnen bewohnt ein prächtiges Schloß. Von allen Untergerichten kann man an ihn; so wie von seinem Spruche, an den Rath zu Bern appelliren.

Die

Die Bernischen Edelleute werden zwar zu Richtern geboren, aber nicht alle studiren die Rechte. Man hat es daher für nöthig erachtet, eine gewisse Anzahl von Rechtsgelehrten zu ihren Beysitzern zu ernennen. Im Fall aber der Richter anders spricht, als sie rathen, und, ihrer Vorstellungen ohnerachtet, auf seinem eigenen Urtheile beharrt; muß der Spruch, weil der Adel allezeit den Vorrang vor den Rechtsgelehrten hat, dem Willen des Richters gemäß abgefaßt werden.

Dieß Amt bleibt aber nur sechs Jahre lang in den Händen Eines und desselben Mannes. Man hat mir gesagt, in einigen von diesen Landvogteyen könne der Landvogt seinem Stande gemäß leben, und doch während seiner Statthalterschaft, ohne Erpressungen oder filzige Sparsamkeit, zwey= bis dreytausend Pfund Sterling ersparen. Auch verwehrt es kein Gesetz, ihn nachher zu einer andern Landvogtey zu ernennen.

Da die vollziehende Gewalt der Regierung, nebst allen einträglichen und Ehrenämtern, also in den Händen des Adels sind; so könnte man wähnen, die mittlern und niedrigern Stände des Volks müßten arm und unterdrückt werden. Dieß ist aber hier keinesweges der Fall. Denn die Bürger, worunter ich Handels= und Handwerksleute verstehe, scheinen durchgehends alle Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens zu genießen: und das Bauernvolk ist im ganzen Kanton Bern ungemein wohlhabend.

Den Schweizern ist es gar nicht zuwider, daß ihre Edelleute die Richter= und alle Hauptämter der Regierung sich selber zueignen. Sie sehen den Adel für ihre natürliche Vorgesetzten an, und glauben, daß man denselben mit seinen Geschlechtern in einem gewissen Glanze erhalten müsse: — Aber die Gewalt, unmittelbar Steuren und Taxen aufzulegen, ist eine ganz andere Sache; und diese muß man aufs sorgfältigste und

behutsamste behandeln. — Dieß ist eine Sache, die jederman angehet; und über das Betragen des Adels in diesem Stücke wacht man mit sehr eifersüchtigen Augen. Auch weiß er es; und braucht seine Gewalt mit Mäßigung und Behutsamkeit. Sollte es aber der Adel jemals vergessen wollen, so ist ihm in einer deutschen Inschrift im Zeughause eine vortreffliche Warnung gegeben: denn diese erinnert ihn: „die Frechheit und Raubsucht des Adels seyen es, die die Freiheit der Schweiz zuwegegebracht haben.„

Ein Volk, das immer bewaffnet und die einzige ganze Kriegsmacht des Landes ist, läuft keine Gefahr, mit Taxen unterdrückt und erbittert zu werden.

Einige haben es für eine verderbliche Politik an den Schweizern gehalten, daß sie so viele von ihren Landsleuten in den verschiedenen Europäischen Heeren als Miethtruppen dienen lassen. Andere hingegen halten diese Maßregel an den Schweizer-Kantonen für rathsam, oder ihnen weniger schädlich, als sie irgend einem andern Lande seyn würde.

Die Anhänger dieser Meynung behaupten, jede Gegend der Schweiz, die angebauet werden könne, sey schon im höchsten Grade angebauet; — allein, nachdem man eine hinlängliche Anzahl Leute, um sie in diesem vortrefflich angebaueten Zustande zu erhalten, und jede Manufaktur zu versorgen, im Lande behalten, sey immer noch ein Ueberschuß von Einwohnern übrig, der die Truppen ausmache, die in fremde Kriegsdienste gehen. Sie setzen hinzu, diese Truppen vermietheten sich nur auf eine gewisse bestimmte Anzahl von Jahren, nach deren Verlauf viele derselben mit Geld in ihr Vaterland zurückkehreten: und sie alle könnten, vermöge ausdrücklicher Bedingungen, vom Staate in irgend einem Nothfalle zurückgerufen werden. — Die Schweizer hielten dadurch immer ein zahlreiches und wohlge-

übtes Heer auf den Beinen; das, so weit davon entfernt, dem Staate zur Last zu fallen, ihn wirklich bereichere: — ein Vortheil, den kein anderes Volk jemals besessen habe.

Noch einen andern Beweggrund giebt es zu dieser Maßregel, den man zwar nicht öffentlich gesteht, der aber doch vermuthlich nicht wenig dazu beyträgt. Der Staatsrath besorgt vielleicht, wenn man den jungen Adel zu Hause behielte, wo er eben nicht viel zu thun habe, möchte er Ränke und Zwietracht im Staate stiften, oder vielleicht, aus Müssiggang und Ehrsucht, manchen gefährlichen Aufstand unter den Bauern erregen. Denn ohnerachtet die Gesetze wider Staatsverbrechen scharf sind, und an gemeinen Verbrechern leicht vollzogen werden; so dürfte es doch schwer und gefährlich seyn, einen beym Volke beliebten jungen Herrn zu bestrafen.

Deswegen kann man es für sehr rathsam halten, eine große Anzahl derselben ihre feurige und rastlose Jugendjahre in irgend einem fremden Kriegsdienste erschöpfen zu lassen, die sie sonst zu Hause auf Faktionen und gefährliche Staatsränke verschwenden möchten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Kantone die Officiers gerne fortgehen ließen und die Gemeinen zu Hause behielten; daß sie aber auch diese leztern mitgehen lassen müssen, weil ohne sie die Officiers jene hohen Stufen in fremden Kriegsdiensten, die sie am meisten aus ihrem Vaterlande weglocken, nicht erreichen könnten.

Nachdem sie eine gewisse Zeit über gedient haben, kehren sie fast alle in die Schweiz zurück. Einige, weil sie des lüderlichen Lebens überdrüssig sind; andere, um ein väterliches Erbtheil anzutreten; und viele, mit Jahrgehalten von den Fürsten, denen sie gedienet haben. — Die Jugendhitze ist alsdann vermuthlich vorüber. — Sie fangen an, nach jenen Ehrenämtern in ihrem Vaterlande zu trachten, wozu ihr Stand sie berechtigt,

und die sie nun dem Glanze des Kriegsdienstes vorziehen. Sie verlangen jene Gesetze und Regierung zu unterstützen, die sie ihren Familien so günstig finden; oder sie sehnen sich, den Ueberrest ihres Lebens in Ruhe und Stille auf ihren väterlichen Gütern hinzubringen.

Merkwürdig ists, daß die Schweizerischen Officiers, die aus fremden, besonders aus französischen Diensten zurückkommen, nicht etwan französische Sitten in ihre vaterländische Gebirge einführen, oder ihre Landsleute mit den Tändeleyen und Ueppigkeiten jenes Volks anstecken, sondern alle fremde Sitten und Moden mit ihrer Uniform ablegen, und sogleich die in ihrem Vaterlande herrschende einfältige und haushälterische Lebensart wieder annehmen.

---

37. Brief.

Basel.

Da wir schon bey einer vorigen Gelegenheit eine weitere Reise durch die Schweiz gethan hatten; so beschlossen wir nun, vom geraden Wege nach Strasburg nicht abzuweichen. Diesem Entschluß zufolge, reiseten H — y und ich, als wir Bern verließen, an Solothurn, der Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, vorbey.

Solothurn ist eine anmuthige kleine Stadt an der Aar. Die Häuser sind hübsch und zierlich gebauet; die gemeinsten darunter sehen reinlich aus. Das gemeine Volk scheint wohlhabender und zufriedener zu seyn, als in irgend einem andern katholischen Lande, das ich jemals gesehen habe. Der Gasthof, wo wir einkehreten, siehet so bequem als ein Englischer aus. Der französische Gesandte an die Kantone wohnt in

dieser Stadt. Eine von den Kirchen in Solothurn ist das prächtigste neuere Gebäude in der Schweiz.

Das Zeughaus ist nach Proportion der Zahl der Einwohner des Kantons mit Waffen wohl versehen; und enthält auch Siegeszeichen und andere Denkmale der Tapferkeit ihrer Vorfahren, wie das zu Bern. Mitten im Saale stehen dreyzehn Mannsfiguren, die die dreyzehn Schweizer-Kantone vorstellen, in vollständiger Rüstung.

Das Land zwischen Solothurn und Basel ist zwar sehr bergigt, aber doch schön; vielleicht eben deswegen desto schöner, da es eine desto größere Mannigfaltigkeit von Oberflächen und Aussichten darbietet. H — y und ich hatten desto mehrere Muße diese herrliche Landschaften zu bewundern, da einige Englische Meilen weit von Basel die Achse unserer Chaise brach.

Es war eben die fröhliche Herbstzeit. Das Land wimmelte von Landvolk beyderley Geschlechts und von allen Altern, das insgesammt geschäftig war Trauben zu lesen, und heimzubringen. Unser Spatzirgang diese wenige Meilen über, war anmuthig und ergötzend. In allen Weinländern ist dieß eine Zeit der Freude und Lustbarkeit, und kömmt der übertriebenen Abschilderung, die uns die alten Dichter vom Glücke des Landlebens gegeben haben, am nächsten. Vielleicht ist aber auch ihre Abschilderung wirklich weniger übertrieben, als unsere Sitten und Lebensarten, von denen zu ihren Zeiten, verschieden sind. — Denn dürfte das Landvolk die Früchte seiner eigenen Arbeit genießen, würde sein Leben nicht anmuthiger seyn, als das von irgend einem andern Volke? — Aller Armuth und Unterdrückung ohnerachtet, verbreitet sich eine behagliche Begeisterung, eine bezaubernde Tollheit und vollkommene Vergessenheit aller Sorgen, während der Weinlese, durch ganz Frankreich. — Jedes Dorf ist von Musik, Tänzen

und

und Lustbarkeiten belebt; und sähe man ihre zerlumpten Kleider und ausgemergelten Gesichter nicht mit, so sollte jemand, der die Franzosen zur Zeit der Weinlese sähe, sich einbilden, das Landvolk in Frankreich sey wirklich eben so beneidenswerth, als die ehemaligen Arkadischen Hirten und Schäfer, nach dem Vorgeben der Dichter waren. — Das Landvolk in der Schweiz ist gegen die Freude nicht so sehr empfindlich, oder äußert sie nicht so sehr: und ohnerachtet es mit Gesundheit, Freiheit und Reichthum gesegnet ist, schränkt sich doch ihr Vergnügen auf stille Zufriedenheit und eine Art phlegmatischer guter Laune ein.

Bey unserer Ankunft zu Basel giengen wir geradesweges nach den Drey Königen. Dieser Gasthof hat die anmuthigste Lage, die man sich nur immer einbilden kann. Der Rhein strömet an seinen Mauern hin, und aus den Fenstern eines großen Speisesaals übersieht man diesen herrlichen Strom und die fruchtbaren Auen und Gefilde jenseits desselben.

So eben bin ich aus diesem Speisesaal zurückgekommen, wo es H — y und mir beliebte, zu Abend zu speisen. — Die Tafel war mit zehn bis zwölf Personen besetzt. — Ich saß neben einem ansehnlichen Manne aus Strasburg, mit dem ich während des Abendessens ziemlich viel sprach. Er hatte einen feisten, rosenfarbigten und vollwangigten Herrn aus Amsterdam zum Gefährten, der kein Französisch sprach: allein der Strasburger redete ihn von Zeit zu Zeit auf Holländisch an, worauf der Andere mit Kopfnicken antwortete.

Als das Weggehen der mehresten Personen von der Gesellschaft den kleinen dableibenden Kreis verengert hatte, äußerte ich gegen meinen Strasburger Bekannten einiges Bedauren, daß Herr H — y und ich nicht ein wenig Holländisch sprechen könnten, oder sein Freund kein französisch spräche, damit wir das Ver-

gnügen seines Gesprächs genießen konnten. Dieß wurde dem Holländer sogleich übersetzt, der es sehr gelassen anhörete, und sodann seine Pfeife aus dem Munde nahm und eine Antwort gab, die ich unsern Dollmetscher, nicht ohne Mühe, bewog, uns zu erklären. Sie lautete also: „Wir möchten uns immer des Zufalls wegen, daß wir einander nicht verständen, zufrieden geben: Denn da wir keinen Handelsverkehr oder Umgang mit einander hätten, so könnte uns unser Gespräch ja doch unmöglich etwas nützen.„ H — y machte für dieses Compliment eine tiefe Verbeugung, und sagte, die Wahrheit und Weisheit dieser Bemerkung sey gewiß meiner Beobachtung entwischt, wie er seines Theils bekennen müßte, daß sie auch seiner eignen bisher noch nicht eingefallen sey.

Da sehen Sie nun, mein Freund, ein Reisender, der gute Gesellschaft sucht, findet doch immer etwas zu lernen. — Hätte ich nicht in den Drey Königen zu Basel eingekehrt, so hätte ich Zeitlebens fortsprechen können, ohne jemals den wahren Gebrauch der Sprache zu lernen!

---

38. Brief.

Basel.

Seit dem Gespräche mit meinem sinnreichen Amsterdammer Bekannten, sind nun drey Tage verflossen. Man versichert uns, die Chaise, welche eine neue Achse bekommen hat, werde diesen Nachmittag bereit seyn. Mitlerweile will ich Ihnen einige Anmerkungen über diese Stadt schreiben.

Basel ist größer als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, aber nach Maßgabe seiner Größe nicht so volkreich als Genf. Die Einwohner scheinen sich sehr

vor

vor Dieben zu fürchten; denn die mehresten Fenster sind, wie die an Klöstern oder Kerkern, mit eisernen Stangen oder Gittern verwahrt.

Am untern Ende mancher Fenster beobachtete ich ein kleines hölzernes, gegen die Straße herausragendes Kästgen mit einer runden Glasscheibe, von ohngefähr einem halben Schuh im Durchmesser, in der Mitte. Man sagte mir, dieß diene zur Bequemlichkeit der Bewohner der Zimmer; die, ohne selber gesehen zu werden, gerne am Fenster sitzen, und sich mit Beobachtung der auf der Straße Vorbeygehenden die Zeit vertreiben wollen; — sie seyen größtentheils vom Frauenzimmer besetzt, das man glauben macht, es sey etwas unanständiges, sich am Fenster sehen zu lassen.

Die Einwohner von Basel scheinen zurückhaltende und ernsthafte Leute zu seyn. Ob ihre saturnische Laune ihnen angeboren oder nur affektirt ist, kann ich nicht sagen. Aber die wenigen, mit denen ich sprach, hatten etwas ungemein ernsthaftes und steifes in ihrem Betragen. Wie es zugeht, daß ein unaufhörlich gravitätisches und feyerliches Betragen in den gemeinen Vorfällen und Geschäften des Lebens für ein Anzeichen von Weisheit oder von einem ungemeinen Verstande gehalten wird, habe ich niemals begreifen können. — So viele lächerliche Dinge fallen täglich in dieser Welt vor, daß es Leuten, die mit jenem Grade von Reizbarkeit begabt sind, der das Genie zu begleiten pflegt, sehr schwer fällt, ohnaufhörlich ernsthaft zu bleiben. Diese Schwierigkeit fühlt man sehr deutlich, selbst in den ernsthaften und gelehrten Ständen der Rechtsgelahrtheit, Arzneywissenschaft und Gottesgelahrtheit: und diejenigen, die diese Schwierigkeit am glücklichsten besiegt haben, und niemals von der Feyerlichkeit eingeführter Formalitäten und Ceremonien abweichen, haben

sich eben nicht immer durch wahre Einsichten oder Genie ausgezeichnet; ohnerachtet sie insgemein vom Pöbel am meisten geehrt werden, der sehr oft jenen von einem wirklich schweren Gehirn und trüben Verstande herrührenden Ernst, für Weisheit hält. Dergleichen Irrthümer hat man oft auch im Urtheilen über Bücher, sowohl als über Menschen, begangen. Bücher, die förmlich vorgeben, daß sie unterrichten und bessern wollen, und ihre Arbeit ganz methodisch betreiben, bis der Leser darüber einschlummert, hat man für gründliche und nützliche Werke gehalten; und dagegen andere, die voller originaler Bemerkungen und wirklich lehrreich sind, für seicht angesehen, weil sie in einer familiären Schreibart abgefaßt sind, und ihre Lehren auf eine muntere und unvermerkte Art einflößen.

Werke, die man mit dem ängstlichen Vorsatze, tiefsinnig zu lehren, ausarbeitet, haben so oft das Unglück langweilig zu seyn, daß gewisse Leute tiefsinnig und langweilig für gleichbedeutend gehalten haben: und Leute, die es als eine Regel annehmen, daß eine Art Bücher grundgelehrt sey, weil sie langweilig sind, können natürlicherweise auch wähnen, andere seyen seicht, weil sie unterhaltend sind. Doch, in Ansehung der Bücher, werden dergleichen Urtheile bald berichtigt. Die, so nur ruhmredige und falsche Ansprüche haben, sterben und werden bald vergessen; dagegen wirklich verdienstvolle Werke leben und gedeihen. Allein in Ansehung der Personen trift oft gerade das Widerspiel ein. Wir sehen täglich steife, ruhmredige Dümmlinge hervorgezogen und die Früchte ihrer pomphaften Vorspiegelungen genießen, dieweil viele Männer von Talenten, die sich zu dergleichen Kniffen nicht erniedrigen wollen, unbekannt leben, und vernachlässigt sterben. — Doch ich bitte um Vergebung; ich besinne mich eben, daß ich Ihnen einige Nachricht von Basel geben wollte.

Die

Die hiesige Bibliothek wird hochgeschätzt, — und soll insbesondere einen reichen Schatz von Handschriften enthalten. Man zeigte uns eine von einem Griechischen Neuen Testamente, an welcher H — y und ich, wie Sie sich leicht einbilden können, uns sehr erbaueten. Sie soll über Eintausend Jahre alt seyn.

Im Zeughause zeigt man den Harnisch, worin Karl, Herzog von Burgund, umkam. Der unglückliche Fürst hat alle Zeughäuser in der Schweiz mit Trophäen ausgeziert!

Wir besahen den Saal, wo die berühmte Kirchenversammlung so viele Jahre lang gesessen, und so herzhaft wider den Papst gestimmt hat. Sie begnügte sich aber nicht damit, sein Betragen verdammenswürdig zu finden, sondern sie verdammte ihn selber wirklich, — im Bildnisse. Man glaubte, ein berühmtes Gemälde auf dem Rathhause sey auf ihr Angeben gemalt worden. Es stellt den Teufel vor, der den Papst und verschiedene Geistliche vor ihm her in die Hölle treibt. — Warum sie sich einbilden mochten, daß der Teufel wider seine Heiligkeit so sehr geschäftig seyn sollte, weis ich nicht.

Hier findet man viele Gemälde von **Hans Holbein**, (einem gebornen Baseler, und dem Lieblingsmaler Heinrichs des Achten, dem er anfangs vom **Erasmus** empfohlen war;) insbesondere verschiedene Portraite des Erasmus, und eine Skizze von Sir **Thomas More's** Familie. Wiewohl Portraite überhaupt unter allen die unschmackhafteste Art von Gemälden sind, so sind doch gewiß Portraite so berühmter Personen von einem solchen Meister sehr interessante Stücke.

Das berühmteste unter allen Werken **Holbeins** ist eine Sammlung kleiner Gemälde in verschiedenen Compartimentern, welche das Leiden unsers Erlösers

vorstellen. Die Farben daran sind immer noch erstaunlich lebhaft.

Man führte uns auch in die düstere Gallerie, an deren Wänden Holbeins sogenannter Todtentanz gemalt ist. Die Farben sind seit langer Zeit der Luft ausgesetzt gewesen, und nun ganz erblaßt; welches doch, meines Erachtens, eben kein großer Schade ist: denn die Anlage, der Plan des Stücks, ist so elend, daß auch die herrlichste Ausführung schwerlich verhindern könnte, daß es einem keinen Ekel erweckte.

Ein Gerippe, das den Tod vorstellt, führt Leute von beyden Geschlechtern, von allen Altern und Ständen, vom Kaiser bis zum Bettler, tanzend fort. Sie alle gehen augenscheinlich äußerst ungern an den Reihentanz mit ihrem abscheulichen Mittänzer, der sie aber, ohne sich an Thränen, Flehen, Vorstellungen oder Bestechungen zu kehren, alle miteinander fortschleppt.

Sie werden bemerken, daß jeder Charakter seinen eigenen Tod hat, welches eine ekelhafte Wiederholung der nämlichen Figur veranlaßt: und der Widerwille, den die verschiedenen Leute äußern, die zu diesem verhaßten Menuette gezwungen werden, bricht an Einigen in so schnakische Grimassen aus, daß man sich des Lächelns nicht enthalten kann, welches doch sicherlich die Absicht nicht ist, auf die der Maler zielte: — und sollte er ja darauf gezielt haben, so muß man gestehen, daß unter allen Einfällen, die man jemals erdacht hat, Leute lachen zu machen, der seinige der allerseltsamste ist.

Auf dieses so beschaffene Gemälde, spielt Prior in seiner Ode auf den Tod des Obristen Villers an:

„Kein Vorhersehen schreckt den gebietherischen Tod ab, kein Zufall verleitet ihn; er schießt seinen ebenhölzernen Pfeil, bevölkert des großen Heinrichs Gruft, und führt Holbeins Reihentanz auf.„

In

In dieser Stadt gehen alle Uhren um Eine Stunde zu früh. Wenns in allen umherliegenden Städten und Dörfern erst Ein Uhr ist, schlägt es zu Basel schon Zwey. Diese Seltsamkeit dauert schon drey bis vierhundert Jahre her; und was eben so seltsam als der Gebrauch an sich selber ist; man weis seinen Ursprung nicht. Dieß erhellt deutlich genug aus den ganz verschiedenen Berichten, die man davon giebt.

Die gemeinste Sage ist: Vor ungefähr vierhundert Jahren sey die Stadt einmal in Gefahr gewesen plötzlich von Feinden überrumpelt zu werden; der Feind habe den Angriff, gerade wenn es nach Mitternacht, auf der großen Glocke des Thurms, am einen Ende der Brücke, Ein Uhr schlüge, anfangen wollen; der Uhrmacher, der die Uhr besorgte, habe dieses zu erwartende Angriffszeichen erfahren und die Uhr vorlaufen lassen, so daß es, statt Ein Uhr, Zwey geschlagen habe; der Feind habe darauf geglaubt, er sey eine Stunde zu spät gekommen, und habe also die Unternehmung aufgegeben; und zum ewigen Andenken dieser Errettung haben alle Uhren zu Basel, von derselben Zeit her bis auf den heutigen Tag, anstatt Eins, Zwey und so weiter geschlagen.

Will jemand sich mit diesem Berichte etwa nicht begnügen, so zeigt man ihm, zum Beweise seiner Zuverlässigkeit, einen Kopf, der bey dieser patriotischen Uhr angebracht ist, und auf die Straße hinaussieht, auf welcher der Feind hereindringen wollte. Dieser Kopf streckt jede Minute seine Zunge auf die allerhöhnischste Art heraus, die man nur ersinnen kann. Das war ursprünglich ein Meisterstück mechanischen Witzes, von Seiten des weltberühmten Uhrmachers, der die Stadt errettet hat. Er verfertigte es dem Feinde zum Hohne, den er so künstlich betrogen hatte. Auch ists immer

immer ausgebessert, erneuert, und der Kopf diese ganze vierhundert Jahre her im Stande erhalten worden, seine Zunge jede Minute herauszustrecken; und zwar durch Veranstaltung des Raths, welcher glaubt, ein so witziger Spaß könne nimmermehr zu oft wiederholt werden.

---

39. Brief.

Strasburg.

Nichts kann einen schönern Kontrast mit den Gebirgen in der Schweiz abgeben, als die Elsassischen Ebenen. Von Basel bis Strasburg ists eine ununterbrochene, wohlangebauete Fläche, fast so eben als ein grüner Kegelplatz. Wir sahen auf unserer Herreise sehr vielen Tobak vor den Thüren der Bauern-Häuser hangen; denn dies Kraut wird in diesen Gefilden sehr häufig gebauet.

Wir haben einige Tage sehr vergnügt in dieser Stadt zugebracht. An guter Gesellschaft und Zeitvertreiben kanns einem schwerlich an einem Platze fehlen, worinn eine zahlreiche französische Besatzung liegt. Marschall Contades wohnt itzt als Befehlshaber der Truppen und Statthalter der Provinz hier. Er lebt prächtig. Sowohl die Engländer, die hier durchreisen, als die Officiers der Besatzung haben große Ursache seine Gastfreiheit und Höflichkeit zu rühmen.

Als wir mit verschiedenen Englischen Herren in seinem Hause zu Mittag gespeist hatten, lud er die Gesellschaft in seine Loge in der Komödie ein. Man führte **Voltaires** Enfant prodigue, und, zum Nachspiele, den **Franzosen zu London**, auf. Im letztern, wie Sie wissen, wird unsere Nation ein wenig geneckt. Die Augen der Zuschauer kehrten sich oft auf die Loge

des

des Marschalls, um zu sehen, wie wir den Spaß aufnähmen. Wir klatschten herzlich, und äußerten die beste Laune von der Welt. In der That hatten wir auch keine Ursache uns anders zu bezeugen. Der Spott ist fein und nicht zu beißend: und die Freiheiten, so man sich im Stücke wider die Engländer erlaubt, sind vergütet; denn in eben dem Stücke läßt man den wirklich guten Eigenschaften des Englischen National-Charakters vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Ein alter französischer Officier, der in der nächsten Loge neben uns war, schien verlegen und ärgerlich über das Gelächter, das bey gewissen Stellen unter den Zuschauern ausbrach: er klopfte mich auf die Schulter, versicherte mich, keine Nation werde in Frankreich höher geschätzt als die Englische, und setzte hinzu: „Hanc veniam damus petimusque vicissim.„

Zu wünschen wär's, daß französische Charaktere, so oft sie auf dem Englischen Theater aufgeführt würden, allezeit eben so gelinde und eben so gerecht wären behandelt, und nicht so oft den niedrigen und albernen Vorurtheilen des Pöbels aufgeopfert worden.

Ich habe die mehresten Regimenter einzeln exerciren gesehen, und seit meiner Ankunft allhier ist eine allgemeine Musterung gewesen. Die französischen Truppen sind nun unendlich besser montirt, und in allen Absichten besser versorgt, als sie es während des letztern Krieges waren. Diese Verbesserung ihrer Umstände haben sie, wie man mir gesagt hat, dem Herzog von Choiseul zu danken, der zwar jetzt in Ungnade ist, aber nichtsdestoweniger immer noch viele Freunde unter dem Heere hat.

Außer den französischen Regimentern liegen auch noch zwey deutsche hier in Besatzung. Diese bekommen bey jedem geringen Anlasse Stockschläge, eine

Manns-

Mannszucht, die unter den französischen Truppen niemals gestattet wird. So fleißig sie aber auch mit dergleichen derben Stockschlägen zur Aufmerksamkeit erweckt werden, so konnte ich doch die deutschen Regimenter eben nicht richtiger oder fertiger exerciren sehen, als die französischen: und jeder Vorzug würde doch, meines Erachtens, um den Preis, daß man auch nur Einen Soldaten wie einen Hund behandelte, viel zu theuer erkauft werden.

Vielleicht würde eben die Behandlung, die den rauhen und phlegmatischen Deutschen bessern soll, den feinern und empfindlichern Franzosen schlimmer machen: so wie eben die Strenge, die man zum Abrichten eines Windspiels braucht, einen Wachtelhund schlechterdings unbrauchbar machen würde.

Nach alle dem zweifle ich doch sehr, ob diese abscheuliche Behandlung unter den Heeren irgend einer Nation unumgänglich nothwendig ist. Denn, laßt dergleichen Klopfer sagen was sie wollen, so sind doch sicherlich Menschen keine Hunde.

Was die Franzosen betrifft, so bin ich überzeugt, daß eine solche Strenge ihren Muth niederschlagen, und jenes Feuer und Ungestüm im Angriffe dämpfen würde, wodurch sie sich hervorgethan haben, und welche die französischen Truppen furchtbarer machen, als irgend eine andere von ihren Eigenschaften.

Ich muß gestehen, jener ungezwungene, vertrauliche, leutselige und gutherzige Ton, womit die französischen Officiers überhaupt zu den gemeinen Soldaten zu reden pflegen, hat mir ungemein wohl gefallen. — Man hat mir gesagt, dieß vermindere die Ehrerbietung, welche Soldaten ihren Officiers schuldig sind, und jenen Grad von Unterordnung, den die Kriegszucht erfordert, im geringsten nicht. Man versichert vielmehr, daß die französischen Soldaten, mit jenen

Eigen-

Eigenschaften, die sie mit andern Soldaten gemein haben, noch eine gewisse dankbare Ergebenheit und Liebe verbinden.

In gewissen Kriegsdiensten verfahren die Officiers gegen die gemeinen Soldaten so strenge, so unfreundlich, so unbarmherzig, daß man endlich glauben sollte, sie machten sich eine von den Hauptergötzungen ihres Lebens daraus, das Leben der gemeinen Soldaten so elend als immer möglich zu machen.

Wenn ein gewisser Grad von Sanftmuth in den wichtigen Hauptstücken des Gehorsams und der Subordination nichts schadet; so ists wahrlich doch der Mühe werth gegen die Gefühle so sehr vieler Menschen, die durch unsere jetzige Staatskunst zu Kriegsdiensten gezwungen werden, nicht ganz unempfindlich zu seyn. Um ihre Glückseligkeit sich bey der Regierung der Heere, wovon sie doch bey weitem den größern Theil ausmachen, — um ihre Glückseligkeit, sage ich, sich ganz und gar nicht zu bekümmern, das heißt wahrhaftig seine Nebenmenschen, die zum nämlichen Dienste wie ihre Officiers gebraucht und den nämlichen Gefahren ausgesetzt werden, wie sie, sehr hart behandeln.

Als ich diesen Brief anfieng, wollte ich Ihnen etwas weniges von Strasburg sagen, und statt dessen haben mich französische und deutsche Soldaten von meinem Wege abgeführt. — Digressionen machen, ist eine Unart, die ich oft begehe; und ehe ich sie mir abgewöhnen ließe, wollte ich lieber meine Feder gar wegwerfen.

Der Herzog von Hamilton traf gerade um die Zeit, die er sich vorgesetzt hatte, hier ein.

40. Brief.

Strasburg.

Die Kathedralkirche (oder das Münster) zu Strasburg ist ein sehr schönes Gebäude, und ermangelt niemals die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen.

Unsere Gothischen Vorfahren baueten, sowohl als die Griechen und Römer, für die Nachwelt. Ihre Begriffe von der Baukunst waren zwar von denen der Griechischen Baumeister verschieden, aber doch groß, erhaben, edel; und, weit über die eigennützige kleinfügige Bequemlichkeit des neuern Geschmacks erhaben, der sich insgemein auf ein oder ein paar Menschenalter einschränkt, umfassen die Plane unserer Voraltern, mit ausgebreiteterm Wohlwollen, auch ferne Jahrhunderte. Viele noch jetzt bewohnbare Gothische Gebäude beweisen dieß, und sollten uns Gefühle von Dankbarkeit gegen diejenigen einflößen, die sich so viele Arbeit und Kosten, um auch ihrer spätern Nachwelt zu nutzen, nicht haben dauren lassen.

Die Menge und Größe Gothischer Kirchen in den verschiedenen Europäischen Ländern lassen uns vermuthen, daß es der Geistlichkeit in jenen verflossenen Zeiten gar nicht an gemeinnützigem Eifer gefehlt habe: denn hätten die mächtigen Geistlichen blos aus eigennützigen Absichten gehandelt, so würden sie jenes übermäßige Ansehen, das sie über die Gemüther ihrer Mitbürger erlangt hatten, zu Endzwecken benutzt haben, die ihnen selber unmittelbarere Vortheile gewährt hätten. Anstatt sie zur Erbauung prächtiger Kirchen für das Publikum zu ermuntern, hätten sie es für ein noch größeres Verdienst ausgeben können, wenn man den unmittelbaren Dienern und Gesandten Gottes prächtige

Häuser

Häuser und Palläste bauete. — Wir finden aber sehr wenige geistliche Palläste, in Vergleichung mit jener Menge von Kirchen, die jetzt noch zum öffentlichen Gebrauche dienen. Dieß zeigt hinlänglich, wie ungerecht jene allgemeine Tadler sind, welche behaupten wollen, die Geistlichkeit sey in allen Zeitaltern und Ländern gleich stolz und eigennützig gewesen.

Keine Bauart taugt besser zur Wohnung einer himmlischtiefsinnigen Betrachtung und Andacht, als die Gothische. Sie trägt sehr viel dazu bey, die Seele mit erhabenen, feyerlichen und gottesfürchtigen Empfindungen zu erfüllen: auch hilft das Alter der Gothischen Kirchen noch jene Ehrfurcht vermehren, welche ihre Gestalt und Größe einflößen. Natürlicherweise fühlen wir eine Ehrerbiethung für ein Gebäude, das, unsers Wissens, unsere Vorväter ehrfurchtsvoll besucht haben, und das die Angriffe vieler Jahrhunderte, und von tausend Stürmen, ausgehalten hat. Jener religiöse Tiefsinn, der sich in großen Gothischen Kirchen der Seele zu bemeistern pflegt, wird jedoch durch gewisse spöttische Basreliefs oder flache Schnitzwerke, nicht wenig vermindert, womit die Pfeiler und Cornischen dieses Strasburger Münsters ursprünglich verziert wurden. — Hier sind die Laster der Mönche unter den allegorischen Bildern von Schweinen, Eseln, Affen und Füchsen geschildert, die in Mönchs-Gewändern die feyerlichsten gottesdienstlichen Handlungen verrichten. Und zur Erbauung derer, die etwan so feine Allegorien nicht verstehen möchten, ist an der Kanzel ein Mönch in seinem Ordenskleide, in einer höchst ärgerlichen Lage, mit einer neben ihm liegenden Nonne, eingegraben.

Ueberhaupt halten manche Leute das Strasburger Münster für die ruchloseste, und andere, für die schnakischste Gothische Kirche in der Christenheit. Diese Frage

mögen Sie aber selber nach eigenem Belieben entscheiden. — Ich meines Theils bin nur ein Reisender, dem sie sehr gleichgültig ist.

Von der großen Uhr und ihren mannigfaltigen Triebrädern und Bewegungen sage ich nichts. Zur Zeit da sie ursprünglich verfertigt wurde, hat man sie zwar sehr bewundert; aber die jetzigen Künstler sehen sie ganz gleichgültig an.

Ich war so neugierig, den Münsterthurm hinaufzusteigen, den man für einen der höchsten Thürme in Europa, und 574 (*) Schuhe hoch hält. Die Aussicht von demselben können Sie sich leicht einbilden, wenn ich Ihnen sage, daß man von dannen die Stadt Strasburg, die weitläufigen Ebenen des Elsasses, nebst dem dadurch hinströmenden Rhein, übersieht. Dergleichen weite Aussichten sind nichts seltenes; sie sind allemal anmuthig; sie machen aber das Gemüth nicht erstaunen, und erheben es nicht, wie die wilden unregelmäßigen und erhabenen Scenen in der Schweiz.

Eines Vormittages, da ich mit einigen von unsern Landesleuten durch die Straßen schlenderte, erfuhren wir, daß die Hautboisten-Chöre einiger Regimenter nach einer gewissen Kirche beordert wären, wo der Graf von —, Sohn Ludewigs des Funfzehnten von Madame von Pompadour, der Messe beywohnen würde. — Wir alle giengen sogleich der kriegerischen Musik wegen hin, und fanden eine sehr zahlreiche und ansehnliche Versammlung wartend. Als wir ziemlich lange gewartet hatten, schlug es Zwölf Uhr, worauf die ganze Versammlung weggieng, ohne weder Musik noch Messe gehört zu haben. — Nach Mittag hätte die Frühmesse nicht mehr gelesen werden dürfen, wenn auch gleich der Graf noch gekommen wäre. Ein sehr wichtiges Hinderniß mußte es wohl gewesen seyn, das einen

(*) Eisenschmidt sagt nur 500 Strasburger Schuhe.

einen Franzosen, und zwar einen der so höflich seyn soll, abhielt, bey einer solchen Gelegenheit zu erscheinen. Man hörte aber doch ein tadelndes Gemurmel über diese Ermangelung von Aufmerksamkeit, und lobte den Priester nicht, daß er einem einzigen Manne zu lieb, die Seelen einer ganzen Kirche voll Leute vernachläßigt hatte: denn wer sich einbildet, Seelen können durch Messelesen oder hören selig werden, muß auch gestehen, daß sie durch Mangel daran, verloren gehen können. Herr H — y flisterte mir ins Ohr: „In England würde man dem König selber, von allen seinen ehelichen Kindern begleitet, nicht halb so viel zu gefallen gethan haben, als diese Leute einem H — n=Sohne gethan hätten.

Um mich wegen dieser getäuschten Erwartung zu entschädigen, besuchte ich den nämlichen Nachmittag, mit einem französischen Officier, die Predigt eines berühmten Kanzelredners. Sie handelte: „Vom elenden Zustande derer, die sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen. — Verlangen Sie etwan eine kurze Probe von seiner Rede? — Hier haben Sie eine. — „Ein Galeeren=Sklave, rief der Prediger, ist glücklicher und freyer, als ein Mensch unter der Tyranney seiner Leidenschaften: denn obgleich der Leib eines Sklaven gefesselt ist, so kann doch sein Geist frey seyn. — Der Elende hingegen, den seine Leidenschaften beherrschen, ist sogar mit seinem Geiste, seiner Seele selber, in Banden. — Ist seine Leidenschaft, Wollust? — Sie zu vergnügen, wird er einen getreuen Diener aufopfern! — David thats. — Ist sie Geiz? — Er wird seinen Herrn und Meister verrathen! — Judas thats. — Hat er eine Buhlschaft? — Ihr zu gefallen wird er einen Heiligen morden! — Herodes thats. „

Als wir aus der Kirche kamen, sagte der französische Officier, der eine Weile her tiefsinnig gewesen war: Bey meiner Treu! der Mann predigt mit

vieler Salbung. — Wo wollen Sie nun hin? fragte ich ihn. — Zu Aenngen, versetzte er, um meiner herrschenden Leidenschaft loszuwerden.

Unter den Sehenswürdigkeiten des Münsters hätte ich auch zwoer großen Glocken erwähnen sollen, die man Fremden zeigt. Die eine ist von Erz, und wiegt zehen Tonnen, oder 200 Centner; die andere, von Silber, und soll über zwo Tonnen, oder 40 Centner wägen. — Auch zeigt man ein großes Waldhorn, und erzählt folgendes Histörgen dabey: Vor ungefähr vierhundert Jahren, zettelten die Juden eine Verschwörung an, die Stadt zu verrathen; und mit eben diesem nämlichen Horn, wollten sie dem Feinde das Zeichen zum Angriffe geben.

Ists nicht etwas erstaunliches, daß man einen solchen Schwarm seltsamer Mährgen wider die Juden ausgeheckt und verbreitet hat? —

Doch die Verschwörung wurde entdeckt; viele von den Juden wurden lebendig verbrannt, die übrigen ihrer Gelder und Habseligkeiten beraubt, und sodenn der Stadt verwiesen. Und zum Danke für so eine Errettung, bläset man noch jede Nacht dieß Horn zweymal, auf den Zinnen des Thurms.

Sie können sich leicht vorstellen, daß die Juden jeden Umstand dieser Erzählung leugnen; nur die Ermordung und Plünderung ihrer Landesleute nicht. Sie sagen, das ganze Mährgen sey erdichtet worden, um diese Räubereyen und Mordthaten damit zu bemänteln; und versichern, der Strasburger Kirchthurm (wie man vom Londner Monumente gesagt hat) „erhebe wie ein großer Eisenfresser den Kopf und lüge.„

41. Brief.

41. Brief.

Manheim.

Alle Vortheile, die ich mir von des Herzogs von Hamilton Gesellschaft versprechen mochte, hinderten mich nicht, meine Trennung von meinem Freunde H — y zu bedauren, der am nämlichen Morgen unserer Abreise von Strasburg, nach Lyon abgieng.

Als wir über den Rhein gekommen waren, gelangten wir ins Gebieth des Marggrafen von Baden-Durlach, das längs dem Ufer dieses Stroms hin Elsaß gerade gegenüber liegt.

Zu Rastatt erfuhren wir, daß der Marggraf und seine Familie sich zu Carlsruhe befänden. Rastatt ist die Hauptstadt der Staaten dieses Fürsten; ein kleines und nicht sehr volkreiches Städtgen. — Doch ist der Marggräfliche Pallast groß genug. — Wir verweilten uns nur eine kurze Zeit, ihn zu besehen, und eilten von dannen nach Carlsruhe.

Zu Carlsruhe giebt es einen andern sehr prächtigen und in einem guten Geschmacke gebaueten Pallast. Er war schon vor vielen Jahren angefangen, und ist vor kurzem noch vom jeztregierenden Marggrafen vollendet worden.

Die Stadt Carlsruhe ist nach einem regulären Plane gebauet. Sie bestehet aus einer Hauptstraße, die über eine Englische Meile lang ist. Diese Straße liegt in einer beträchtlichen Entfernung der Fronte des Schlosses gegenüber und parallel. Alle die andern Straßen laufen in verschiedenen Winkeln von der Hauptstraße aus, so daß, durch welche derselben man auch in die Stadt kömmt, man aus derselben die Fronte des Schlosses erblickt. Die Länge dieser Nebengassen

ist dort bestimmt; denn keine darf auf den weiten Platz, der vor dem Schlosse unbebauet bleiben soll, einigen Eingriff thun.

Die Hauptstraße kann so weit man will verlängert werden, und von derselben aus kann man so viele Nebengassen bauen, als man beliebt, die dieser Anlage zufolge insgesammt eine Aussicht aufs Schloß haben werden.

Die Häuser dieser Stadt sind alle eben so einförmig als die Straßen, und von gleicher Größe und Höhe; so daß man meynen sollte, keiner von den Einwohnern sey viel reicher oder ärmer als der andere. Zwar sind einige wenige neue Häuser, die zierlicher als die andern aussehen, und einigen von den Hofbeamten zugehören, neben der einen Seite des Schlosses gebauet; sie stehen aber, eigentlich zu reden, nicht in der Stadt.

Als wir, wie gewöhnlich, hatten melden lassen, daß wir wünschten die Ehre zu haben dem Marggrafen unsere Aufwartung zu machen; kam ein Hofbeamter zum Herzog von Hamilton, und holte uns ins Schloß ab.

Hier speisten der regierende Fürst und seine Gemahlin, und drey von ihren Prinzen, — wovon der älteste mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt vermählt ist, die nebst einer von ihren Schwestern zugegen war. Auch speisten die verwittwete Marggräfin von Bayreuth, Tochter des Herzogs von Braunschweig, zwey Generale in kaiserlichen Diensten, und andere Damen und Herren mit, und alle zusammen machten eine Tischgesellschaft von mehr als dreyßig Personen aus.

Die Mahlzeit war herrlich. — Der Marggraf erwieß sich gegen den Herzog von Hamilton höchst verbindlich und höflich — und gegen alle andere sehr leutselig.

Die Marggräfin von Bayreuth ist eine muntere lebhafte Fürstin, von einem sehr angenehmen Charakter.

Nach

Nach dem Mittagsmahl besahe der Herzog die verschiedenen Zimmer des Schlosses, und spatzirte sodann mit dem Marggrafen in den Gärten, bis an den Abend.

Die nämliche Gesellschaft befand sich auch beym Nachtessen: während welches man Tafelmusik hatte; und der Tag verfloß auf eine angenehmere und ungezwungnere Art, als ich unter einer solchen Anzahl von Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen hätte vermuthen können.

Der Marggraf von Badendurlach ist ein Herr von vierzig bis funfzig Jahren, und ein gelehrter, weiser und gutthätiger Fürst. Lange ehe ich ihn gesehen, hätte ich seine Menschenliebe und Vorsorge für das Wohl seiner Unterthanen sehr rühmen gehört. Dieß machte, daß ich ihn mit einer herzlichen Ehrerbiethung betrachtete, die sein Stand allein mir nicht hätte einflößen können.

Er spricht ziemlich fließend Englisch, und ist mit unsern besten Schriften wohl bekannt. Da er wollte, daß sein Prinz die nämliche vortheilhafte Bekanntschaft sollte genießen können, nahm er Herrn Cramer, einen jungen Schottländer von einem vortrefflichen Charakter, in seine Dienste, der sich seit verschiedenen Jahren als Lehrer und Gesellschafter des jungen Prinzen an diesem Hofe aufgehalten hat.

Die deutschen Fürsten sind genaue Beobachter von Formalitäten. Man trifft hier eben den Hofstaat und eben die Hofbeamten wie am Hofe des mächtigsten Monarchen in Europa an. — Der Unterschied findet sich mehr in den Besoldungen, als in den Talenten, die dergleichen Hofämter erfordern. Ein Zahlmeister der Kriegsmacht hat in England mehr Einkommen als ein Oberhofmarschall, Oberkammerherr, ein Paar Staatsminister, mit noch einem Halbdutzend andern Oberhofbeamten an einem deutschen Hofe, zusammengenommen.

Der Marggraf zu Baden hat eine Leibwache, die im Schlosse Dienste thut, eine Leibwache zu Fuß, die vor dem Schlosse paradirt; imgleichen eine Leibwache zu Pferd und Husaren, die alle miteinander vollkommene, wohlgekleidet und exercirt sind; — eine Art Prachts, die dieser Fürst bloß dem in seinem Lande seit langer Zeit eingeführten Gebrauche zu Gefallen, angenommen zu haben scheint.

Außer den wenigen Truppen, die zu diesem Dienst im Schlosse nöthig sind, hält er keine andere auf den Beinen, ohnerachtet seine Einkünfte beträchtlicher, und seine Finanzen in einer weit bessern Ordnung sind, als die gewisser deutschen Fürsten, die beständig kleine stehende Heere unterhalten. Er hat zu viel Verstand, als daß er nicht einsehen sollte, daß das größte Heer, so er nur immer möglicherweise unterhalten könnte, seine zwischen Frankreich und Oesterreich gelegene Staaten nicht schützen könnte; und vermuthlich verstatten ihm sein Verstand und Herz den Gedanken nicht, durchs Vermiethen seiner Truppen an auswärtige Mächte, seine Koffers zu füllen.

Wäre er dazu geneigt, so könnte er außer allem Zweifel seine Unterthanen zu Soldaten verkaufen, oder auf irgend eine andere ihm beliebige Art behandeln: denn er hat, sowohl als die andern unmittelbaren deutschen Reichsfürsten, eine unumschränkte Gewalt über sein Volk. Thut man diese Frage, gerade zu, an einen Deutschen, so wird er mit Nein antworten; und von gewissen Rechten reden, welche die Unterthanen genießen, und daß sie an den Reichshofrath, oder an den Reichstag appelliren, und Hülfe suchen können. Allein, nach all seinem Scharfsinne und allen seinen Distinctionen, wird man doch finden, daß die Schranken, die den Landmann vor der Gewalt des Fürsten schützen sollen, so schwach sind, daß es kaum der Mühe verlohnt, sie aufrecht zu erhalten, und daß die einzige Sicherheit, die

der

der Bauer für seine Person oder sein Eigenthum hat, sich auf die Mäßigung, den Verstand und die Gerechtigkeit seines Fürsten gründen muß.

Ein Glück wäre es für die Menschen, wenn so eine unumschränkte Gewalt allezeit in so billigen Händen wäre, wie des Marggrafen von Baden seine sind, der sie nur zum Besten seiner ihn zärtlich verehrenden Unterthanen anwendet!

Dieser Fürst bestrebt sich, auf jede ersinnliche Art, Indûstrie und Manufakturen unter seinem Volke einzuführen. — Hier giebts eine beträchtliche Anzahl Engländischer Handwerksleute, die Birminghamer Arbeit verfertigen, und dieß Gewerbe die Eingebornen lehren. Auch hat er viele Uhrmacher aus Genf hieher gezogen, ihnen alle Ermunterungen und Privilegien aller Art ertheilt, und sie dadurch bewogen, sich hier niederzulassen: und er verabsäumt keine Gelegenheit, die Wohlfahrt und Wohlhabenheit seiner Unterthanen zu befördern. Ein solcher Fürst ist gewiß ein Segen für ein Land, und das Volk ist glücklich, das unter seiner Regierung lebt. Aber noch weit glücklicher sind die, die unter einer Staatsverfassung leben, die sie auch, ohne die Tugenden und zum Troße der Laster ihrer Fürsten, schützen kann.

Als wir Carlsruhe verließen, befahl der Marggraf uns auf einer erst kürzlich vollendeten Straße, durch einen schönen, verschiedene Meilen langen Wald, fahren zu lassen. Als wir diesen Wald zurückgelegt hatten, kamen wir auf der gemeinen Poststraße ins Gebieth des Bischoffs von Speyer, an der Stadt Speyer vorbey, ins Churfürstenthum Pfalz, und trafen in eben derselben Nacht noch zu Manheim ein.

Alle die hier erwähnten Länder machen Eine reiche fruchtbare Ebene aus; sie enthält wenige oder keine adeliche Sitze, die der Landschaft eine Mannigfaltigkeit

 gäben;

gäben; nichts als den Pallast des Fürsten, und die Hütten der Bauren. Der Adel lebt am Hofe in Diensten; und die Kauf- und Handwerksleute wohnen in den Städten.

---

42. Brief.

Manheim.

Dieß hält man insgemein für eine der schönsten Städte in Deutschland. Die Straßen sind alle mit einander Schnurgerade, und durchkreuzen einander in rechten Winkeln. Dieß gefällt Anfangs allemal; wird aber eher langweilig, als eine nicht so ganz regelmäßig gebauete Stadt. Ist man einen halben Vormittag in der Stadt herumgegangen; so sehen sich die Augen vergebens nach Mannigfaltigkeit um: die nämlichen Gegenstände scheinen einem gleichsam nachzulaufen, wie wenn man die ganze Zeit über am Borde eines Schiffs gewesen wäre.

Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf vier und zwanzig tausend, worunter die fünftausend Mann starke Besatzung mit begriffen ist. Diese Stadt hat drey prächtige Thore, die mit sehr schöner flacher Bildhauerarbeit verzieret sind. Der Herzog und ich spatzirten in einer Stunde gemächlich auf den Wällen ringsherum. Die Festungswerke sind gut angelegt und wohl unterhalten; und die Stadt ist außerdem auch ihrer Lage wegen fest, da sie fast ganz vom Neckar und Rhein umgeben ist, und in einer Ebene liegt, die von keiner Anhöhe bestrichen wird. Doch würde es vielleicht besser seyn, wenn diese Stadt ganz offen, und gar nicht befestigt wäre. Ein Versuch, sie zu vertheidigen, könnte die Zerstörung der Bürgerhäuser und des Churfürstlichen Pallastes nach sich ziehen. Ein Pallast stehet nicht

nicht bequem in einer Festung, weil eine Drohung des Feindes, ihn zu bombardiren, die Besatzung zur Uebergabe bewegen möchte.

Der Churfürstliche Pallast ist ein höchst prächtiges Gebäude, und liegt am Zusammenflusse des Neckars und des Rheins. — Das Naturalien-Kabinet und die Bilder-Gallerie werden sehr gerühmt. Sie zu besehen, war ein Vergnügen; aber sie beschreiben zu wollen, möchte, wie ich sorge, etwas langweilig seyn.

Der Churfürst selber ist ein Herr von Geschmack, und Liebhaber von Pracht; Züge in seinem Charakter, die vermuthlich ihm und den hier Durchreisenden mehr Vergnügen gewähren, als seinen Unterthanen.

Ich begleitete den Herzog zu einem von den Hofbeamten, dessen Geschäft es ist, Fremde bey Hofe vorzustellen. Dieser Herr besitzt eine ganz erstaunliche Kenntniß aller Geheimnisse des Hofceremoniels. Er unterhielt den Herzog sehr gelehrt über diesen Gegenstand. — Nie habe ich diesen so sehr gähnen gesehen. — Als unser Besuch vorüber war, behauptete er, er habe zwo Stunden lang gedauert. — Da er aber seine Uhr nachsah, fand sichs, daß er sich nur um eine Stunde und vierzig Minuten geirret hatte.

Am folgenden Tage wurden wir dem Churfürsten und der Churfürstin vorgestellt. Er war in die Uniform seiner Garde gekleidet, scheint ohngefähr funfzig Jahre alt, und hat ein verständiges männliches Ansehen, das, wie man mir sagt, der wahre Zeiger seines Charakters ist.

Der Erbprinz ist ein junger vernünftiger und einsichtsvoller Herr. Ich wunderte mich, da er von den Partheyen-Händeln und Abentheuern sprach, die sich einige Jahre her in England zugetragen haben, und von welchen er wohl unterrichtet war. — Viele Leute in Deutschland lassen sich die Englische Zeitungen und

kleine politische Schriften ordentlich übersenden. Die Freymüthigkeit und Bitterkeit, womit man die höchsten Standespersonen darin behandelt, wundern und belustigen sie; und aus dergleichen Aufsätzen machen sie sich oft sehr irrige und seltsame Begriffe vom Zustande der Englischen Nation.

Da der Churfürst bald eine Reise nach Italien thun will, so ist eine große Menge Beamten hieher gekommen, ihrem Landesherrn vor seiner Abreise nach jenem Lande noch ihre Aufwartung zu machen. Er wird von seinen Beamten sehr verehrt, und geht sehr leutselig mit ihnen um. Insgemein werden täglich dreißig Couverte an seiner Tafel für sie und die am Hofe zu Manheim etwan befindlichen Fremden gedeckt.

Eines Tags kam beym Mittagessen eine Art Possenreissers ins Zimmer. Er gieng um die Tafel herum, und sprach mit jedermann, die Prinzessin selber nicht ausgenommen, sehr vertraulich. Seine Anmerkungen wurden von allen die er anredete, mit einem lauten Gelächter des Beyfalls aufgenommen. Da er deutsch sprach, so konnte ich von seinem Witze nicht urtheilen, sondern gaffte mit der verlegenen Miene eines Menschen umher, der eine ganze Gesellschaft über einen Spaß, den er nicht errathen kann, sich halb zu Tode lachen sieht. Ein alter Officier, der neben mir saß, erbarmte sich über meine Verlegenheit und verdollmetschte einige von den witzigsten Einfällen, zu meiner besondern Erbauung, ins Französische.

Da dieser gutherzige Officier der französischen Sprache eben nicht sehr mächtig zu seyn schien; so mochte wohl der ganze Geist des Spaßes während der Verdollmetschung verfliegen: — ich wenigstens konnte, da der Proceß vorüber war, nicht die geringste Spur mehr davon merken. — Da ihm aber doch diese Verdollmetschungen

gen augenscheinlich viel Mühe kosteten; so hielt ich mich verbunden, über seine Arbeit vergnügt zu scheinen. — Und somit belustigte ich mich gesellschaftlich, und bestrebte mich, so herzlich als irgend jemand an der Tafel mit zu lachen.

Mein Dollmetscher sagte mir nachher: dieß Genie sey ein geborner Tyroler; er rede das Deutsche mit einem so besondern Accente, daß alles, was er sage, allemal die ganze Tischgesellschaft überlaut lachen mache: und, c'est pourquoi, setzte er hinzu, il est en possession d'entrer toujours avec le desert. (*)

Dieß ist das einzige meines Wissens noch übrige Beyspiel von einem Hofnarren, oder privilegirten Spaßmacher; einem Amte, das ehemals an allen Europäischen Höfen eingeführt war.

43. Brief.

Manheim.

Vor wenig Tagen thaten wir eine kurze Spatzirreise nach Heidelberg, das ungefähr vier Meilen weit von Manheim, in einem Thale an den Ufern des Neckars liegt, und von höchst anmuthigen und vollkommen angebaueten Bergen umgeben ist.

Nirgends

(*) Die Schwänke eines solchen Lustigmachers aus seiner tyrolischen Mundart sogleich in irgend einen, Engländern verständlichen französischen Dialekt übersetzen zu wollen, war eine ganz hoffnungslose Unternehmung, die jedem Franzosen, wenn er auch gleich das Deutsche so wohl als ein geborner Deutscher oder Tyroler selber verstanden hätte, unmöglich hätte gelingen können. Uebers.

Nirgends kann man fröhlichere Scenen reicher Fruchtbarkeit sehen, als längs der schönen Kette von Bergen hin, die bey dieser Stadt anfängt. Die Gipfel dieser Berge sind mit Bäumen bekränzt, und ihre Wände und untern Theile mit Reben bepflanzt.

Das Churfürstliche Schloß liegt auf einer Höhe, die die Stadt bestreicht, und das Thal unten überschauet: allein das Schloß selber wird zum Unglücke von einem noch höhern, zu nahe gelegenen Berge bestrichen, von welchem dieß herrliche Gebäude zu der Zeit beschossen wurde, da die ganze Pfalz, zufolge jenes vom Türenne zu wörtlich vollzogenen grausamen Befehls **Ludewigs des Vierzehenten**, geplündert und mit Feuer verheert wurde.

Die Umstände dieser grauenvollen Scene sind von Vater auf Kinder und Kindes-Kinder forterzählt worden; und noch jetzt spricht das Volk dieses Landes mit Entsetzen davon, und verabscheuet die Franzosen bis auf den heutigen Tag.

Als wir im Schlosse waren, ermangelten wir nicht das weltberühmte Heidelberger Faß zu besehen; es war aber ganz leer, und gewährte also eben keinen unterhaltenden und interessanten Anblick.

Die Pfälzer sind theils Protestanten und theils Katholiken, die hier in Eintracht beysammen wohnen. Die große Kirche zu Heidelberg ist in zwey abgesonderte Theile abgetheilt, in deren einem die Protestanten, und im andern die Katholiken ihren öffentlichen Gottesdienst halten. — Ein sonderbarer Beweis von der jetzigen Mäßigung und Kaltblütigkeit der Menschen über einen Gegenstand, der sie zu ihrer Vorfahren Zeiten so heftig entflammte!

Wir blieben nur Einen Tag zu Heidelberg, und kehreten am Abend nach Manheim zurück. Der Le-

bens-

benswandel und die Sitten der Einwohner dieser Stadt scheinen eben so einförmig und steif zu seyn, als ihre Straßen und Häuser. Kein Getöse, kein Zulauf von Volk, kein Gewühl. Um Mittag ist hier alles so still und ruhig, als die Straßen zu London um Mitternacht. Dieß bringt einen auf die Gedanken, als ob die Bürger unter eben der Zucht und dem Zwange wie die Truppen stånden.

Diese letztern habe ich jeden Morgen auf dem Paradeplatz exerciren gesehen. Ich wunderte mich nicht wenig, da ich gewahr wurde, daß nicht nur die Bewegung der Musketen und die Stellung der Leiber, sondern auch die Gebete der Soldaten, unter der Aufsicht des Spanischen Rohrs des Majors standen. Folgendes ist ein Theil der Kriegsübungen, die jeden Tag vor dem Abmarsche der Truppen auf ihre verschiedene Wachen, hier zu sehen sind.

Der Major schwenkt sein Spanisches Rohr; — der Trommelschläger thut einen Schlag, und jeder Mann unter dem Gewehre greift an seinen Hut; — man rührt die Trommel zum zweytenmale; — die Soldaten nehmen die Hüte ab, und sollen beten; — beym dritten Schlage beschließen sie ihr Gebet und setzen ihre Hüte auf. — Erfrecht sich einer, nur eine Minute länger zu beten, als ihm die Trommel vorschreibt, so straft man ihn auf der Stelle dafür ab, und lehrt ihn, einandermal weniger andächtig seyn.

Das ließ sich doch der sinnreiche Erfinder der Trommeln wohl nimmermehr träumen, daß sie jemals Masstäbe von menschlichen Gebeten abgeben würden! — Aber die neuern Verbesserungen in der Kriegskunst sind wirklich etwas ganz erstaunliches! — Und nun brauchen wir nicht alle Hoffnung aufzugeben, daß wir noch ein ganzes Regiment durch fernere Aufnahme der

Kriegs-

Kriegszucht so abgerichtet sehen werden, daß es aufs Kommandowort eben so einförmig mit einander ißt, trinkt und — andere leibliche Verrichtungen thut, als es jetzund schon im Gewehre exercirt.

44. Brief.

Manheim.

Da wir zu Genf Befehl hinterlassen hatten, alle unsere Briefe von einem gewissen Datum, nach Manheim, und die nachher einlaufenden, nach Frankfurt am Mayn zu senden: so hatte ich das Vergnügen die Ihrigen verwichene Nacht zu erhalten.

Ich ärgere mich eben so sehr, als Sie sich ärgern können, über diejenigen, die sich bestreben die Ruhe der Familien durch boshafte Lästerschriften zu stören; — und begreife Lord — s Eifer über einen so unverdienten Angriff sehr wohl. — Und doch würde mirs herzlich leid thun, wenn ich diesen Uebeln durch irgend eine Einschränkung der Freyheit der Presse müßte abhelfen sehen: weil ich jeden Tag je länger je mehr überzeugt werde, daß ihre uneingeschränkten Produkte, die schmähsüchtigen Zeitungen selber nicht ausgenommen, nebst vielen Unverschämtheiten und Lästerungen, in jedem Winkel Großbritanniens eine solche Hochachtung für die brittische Staatsverfassung, ein so lebhaftes Gefühl für die Rechte des Unterthans, und einen solchen Grad allgemeinnütziger Kenntnisse verbreitet haben, als noch niemals unter irgend einer andern Nation so durchgehends verbreitet gewesen sind. Ein solches Gesetz, wie Ihr Freund vorschlägt, könnte ohne Zweifel einzelne Personen vor ungerechten, öffentlich gedruckten Angriffen schützen; es würde ihnen aber auch zugleich ein Haupt-

mittel

mittel benehmen, ihre Unschuld darzuthun, und wenn man ihnen wichtigern und wesentlichern Schaden zufügte, das erlittene Unrecht öffentlich bekannt zu machen. Ein solches Gesetz würde das Recht einschränken, das jeder Britte hat, sich an seine Landesleute zu wenden, wenn er sich durch Verkehrung der Rechte, oder die übermüthige Frechheit der Gewaltigen verletzt oder unterdrückt fühlt.

Man könnte Beyspiele anführen, daß sehr rechtschaffene Männer von hohen und mächtigen Beamten und Ministern aufs grausamste und niederträchtigste verfolgt worden sind. Solchen Männern bliebe kein anderes Hülfsmittel übrig, als daß sie an den Verstand und die Billigkeit des Publikums appellirten; und dieß Hülfsmittel gebrauchten sie mit glücklichem Erfolge. Ein jeder wird sich aus eigener Beobachtung auf viele Arten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen besinnen können, welche reiche, oder heimtückische, oder mächtige Leute, den Gesetzen zu Troß, oder vielleicht gar mit Beyhülfe der Gesetze, an Armen, Unargwöhnischen und Hülflosen verüben können. — Viele, die ihr Gewissen stillen, und den Gesetzen ausweichen können, zittern vor dem Gedanken, daß ihre Ungerechtigkeiten in öffentlichem Drucke erscheinen werden; und nichts zügelt, nichts kann den Uebermuth der Macht nachdrücklicher zügeln, als die Freiheit, das Recht, Privatbeschwerden vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen. Denn so wird die Sache einzelner Personen eine allgemeine Sache; und der öffentliche Abscheu, den ihre erlittene Ungerechtigkeiten erregen, macht zugleich eine von den empfindlichsten Strafen, die dem Unterdrücker wiederfahren können, und eine der stärksten Schutzwehren zur Vertheidigung hülfloser Unschuld aus.

Durch dieses Mittel wird auch unter der ganzen Nation am geschwindesten und nachdrücklichsten Lerm gemacht, wenn irgend ein großer Staatsfehler vorfällt, oder man einigen Anschlag wider die Staatsverfassung bemerkt; und viele Uebel werden dadurch entdeckt und verhindert, die ohne diese uneingeschränkte Freiheit der Presse so lange hätten unbemerkt bleiben können, bis man ihnen nicht mehr abhelfen könnte. Und obgleich diese Freiheit manchen albernen Rath und unzähliche boshafte Tadler ausheckt, so verschafft sie doch auch einigen ganz andern Censoren Gehör, welche Ministern heilsame und nützliche Erinnerungen geben, die ohne die Freiheit eines anonymen Drucks verloren gehen würden.

Die kurzzeitigen und einseitigen Unordnungen, die aus der öffentlichen Freiheit entstehen, sind von gewissen Leuten sehr übertrieben und so vorgestellt worden, als ob sie alle aus einer freyen Staatsverfassung herrührende Vortheile überwögen. Hätten aber dergleichen Leute Gelegenheiten gehabt, die Beschaffenheit der unter unumschränkten Regierungsarten entstehenden Uebel zu beobachten, so würden sie ihren Irrthum bald selber eingesehen haben.

Das größte Unheil, das jene Frechheit, welche bürgerliche Freiheit begleitet, stiften kann, ist, daß einige Leute wegen der ärgerlichen Thorheit und Abgeschmacktheit einiger wahrer oder vorgeblicher Anhänger der Freiheit, einen unbesonnenen Widerwillen gegen die Freiheit selber fassen möchten; so wie etwan jemanden die Gesellschaft seines besten Freundes weniger angenehm werden möchte, wenn er denselben beständig von einem immer anschnarchenden, und ohne Anlaß mürrischen und bellenden Hunde begleitet fände.

Um uns aber von der Thorheit eines solchen Betragens zu überzeugen, dürfen wir uns nur erinnern,

daß

daß der Strom der Frechheit vielleicht niemals höher gestiegen ist, als er vor einigen Jahren in England stieg. — Und welche mächtige Uebel führte er denn mit sich? — Viele verehrungswürdige Personen wurden in öffentlichem Drucke grob gelästert: — gewisse verwegene Schmierer entwischten ihrer verdienten Strafe: — viele Fenster wurden eingeschmissen, und die Karossen einiger Parlements-Glieder vom Pöbel mit Koth beworfen. — Was sind aber alle diese kleinen Unordnungen gegen die vom Despotismus bewirkte düstere Ordnung? worin man in allen seinen Handlungen die ängstlichste Behutsamkeit beobachten muß; wo man nicht einmal über die gemeinsten Vorfälle seine Gedanken freymüthig äußern darf; wo man besorgen muß, man nähre Spionen der Regierung unter seinem eigenen Hausgesinde; wo man seinen eigenen Blutsfreunden und vertrautesten Gesellschaftern nicht trauen darf, und immer den Bedrückungen der Gewaltigen, der Beamten, und der Frechheit ihrer Günstlinge, ausgesetzt ist? — Keine Unordnung kann meines Erachtens fürchterlicher seyn, als die strenge, disciplinirte Regelmäßigkeit und so hochgerühmte Polizey despotischer Regierungen, wo jedes Herz von Furcht beklemmt ist; wo die Menschen ihre natürlichen Charaktere nicht äußern dürfen, wo der freye Geist vor dem sclavischen Beamten kriechen muß; wo das Genie seine Ergießungen dämpfen, oder, wie die Egyptischen Götzendiener, sie den Kälbern der Macht aufopfern muß; und wo die allezeit gefesselte menschliche Seele vor jeder großmüthigen und edeln That zurückebebt.

45. Brief.

Maynz.

Vor fünf oder sechs Tagen reiseten wir aus Manheim ab. In diesem Theile Deutschlands ists sehr bequem zu reisen: denn die Straßen sind vollkommen gut, und das Land eine beständige Ebene. Von Basel an, bis nahe an Maynz hin, geht die Poststraße nicht im geringsten Bergan; ein sehr großer Strich Landes für eine vollkommene Ebene!

An der großen Menge Mönche und Priester von allerley Farben und Ständen, die einem in der Nähe dieser Stadt begegnen, merkten wir, daß wir in ein geistliches Gebieth kamen: und die feisten Körper und rosenfarbigten Gesichter dieser Väter bewiesen zur Genüge, daß sie nicht umsonst im fruchtbaren gelobten Rheingau wohnten.

So gute Christen sie auch seyn mochten, so sahen doch ihrer viele darnach aus, als ob sie bey Gelegenheit jenem alten heydnischen Gotte Bacchus dieneten, ohne, wie die Soldaten auf dem Paradeplatz zu Manheim, in ihrem Dienste eingeschränkt zu werden. — Insbesondere schien einer von ihnen so eben von der Verehrung desselben aufgestanden zu seyn. — Er wankte auf die sorgloseste Art einher, die man nur erdenken kann, ohne sich an irgend einen geraden Weg zu binden, oder zu bekümmern, ob er rechts oder links gienge. Während des Gehens murmelte er etwas bey sich selber. — Betet er etwan sein Paternoster? sagte ich. — Ich bilde mir eher ein, versetzte der Herzog, er bete aus dem Horaz:

— — Quo me, Bacche, rapis tui
Plenum? Quæ nemora, aut quos agor in specus
Velox mente nova? —

Auf

Auf beyden Seiten des Rheins fängt der Boden hier an uneben und bergigt zu werden, und Anhöhen zu bilden, die sehr anmuthig und sonnigt sind. Hier wächst der beste Rheinwein, und auch ein sehr kleiner Strich dieser fruchtbaren Weinhügel ist ziemlich theuer. Eine Kette volkreicher Dörfer reicht von Maynz an, über Bacharach, bis ganz an Coblenz hin, wo die Mosel sich in den Rhein ergießt.

Bacharach soll seinen Namen von einem Altare des Bacchus, (Bacchi ara) erhalten haben, den die Römer, wie man muthmaßt, zum Danke für die Menge und Güte des in dieser Gegend wachsenden Weins, errichtet haben sollen. Kurz ehe wir zu Maynz anlangten, kamen wir an der Favorita, einem schönen Churfürstlich-Maynzischen Pallaste, vorbey, der dem Einflusse des Mayns in den Rhein gegenüber liegt.

Maynz hat eine schöne Lage, ist aber unregelmäßig gebauet; und übrigens sehr reichlich mit Kirchen versehen. Die Domkirche ist ein dunkles Gebäude. Sie enthält einen sogenannten Schatz, der aus einer Menge schlecht gefaßter Juwelen, einigen Reliquien und einem sehr reichen Vorrathe von Priesterkleidern bestehet.

In dieser Hauptstadt liegen einige Truppen; mich dünkt aber, ihre Officiers haben jenes muntere, dreiste Ansehen nicht, das Kriegsofficiers gemeiniglich zu haben pflegen. Sie scheinen sichs bewußt zu seyn, daß die Klerisey ihre Herren sind, und sind deshalb vielleicht ein wenig verlegen.

Die Straßen wimmeln von Geistlichen; worunter einige in prächtigen Karossen fahren, und eine große Menge Bedienten haben. Auch bemerkte ich viele feine, artige, galante Abbés; die, wie man deutlich sehen konnte, hier die angesehensten Leute sind, und den Ton angeben.

So augenscheinlich es aber ist, daß die Geistlichkeit in diesem Churfürstenthum sich selber sehr wohl versorgt hat; so muß man ihr doch von Rechtswegen nachrühmen, daß auch das Volk wohlhabend zu seyn scheint. Das Landvolk scheint hier viel vermöglicher und reicher zu seyn, als das in Frankreich, und sogar als das in der Churpfalz.

Ich habe einiges Verlangen einen geistlichen Hof zu sehen, und möchte gerne diesen Maynzischen besuchen: — allein der Herzog von Hamilton, der überhaupt eben kein außerordentlicher Liebhaber von Höfen ist, sagt, ein geistlicher Hof müsse noch trauriger und langweiliger als irgend ein anderer seyn: und ich befürchte, er werde sich nicht überreden lassen, an diesem zu erscheinen. In diesem Falle werden wir Morgen frühe, ohne weitere Umstände, von hier abreisen.

46. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Seit zwey Wochen sind wir hier gewesen. — Um sich vom Genie und den Sitten einer Nation einen richtigen Begriff zu machen, muß man eine geraume Zeit über mit den Einwohnern einen vertraulichen Umgang pflegen: um sich aber von der Beschaffenheit ihrer Regierung einen ziemlich richtigen Begriff zu machen, dazu reicht schon ein kleinerer Grad von Beobachtung hin. Die gefrierenden Wirkungen despotischer Unterdrückung, oder der erwärmende Einfluß der Freiheit und Handlung, fallen auch dem unachtsamsten Reisenden von selbst in die Augen.

Die Straßen der Stadt Frankfurt sind geräumig und wohl gepflastert, die Häuser prächtig, reinlich und bequem, die Kaufmannsläden reichlich angefüllt.

Der Aufzug, die Menge, die Miene, die Sitten der Einwohner überhaupt, zeigen, ohne daß man irgend einer weitern Nachricht bedürfte, zur Genüge, daß kein kleiner Despot in ihren Mauern herrscht, der sie arm machte, um seine Pracht zu unterhalten, und der durch seinen Eigensinn jede Handlung ihres Lebens, und jede Bewegung ihrer Leiber, unter dem Zwange hielte.

Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut, sehen aber besser aus, als backsteinerne Häuser auszusehen pflegen, welches vornehmlich daher rührt, daß sie mit einer Art röthlichen Gipses übertüncht sind, der seit kurzem hier eingeführt worden ist, und, wie man glaubt, die Gebäude dauerhafter machen wird. Die Vordertheile vieler von den schönsten Häusern sind auch mit Basreliefs von weißem Gipse, zur Nachahmung des Marmors, geziert. Diese weißen Verzierungen stechen auf dem rothen Grunde zu stark ab, und gefallen einem Auge nicht, das das Einfache liebt. Allein die Deutschen sind überhaupt Liebhaber von glänzenden Verzierungen an ihren Kleidern, Möbeln und Häusern. — Frankfurt ist eine kaiserliche freye Reichsstadt, die ein eignes kleines Gebieth hat, und von ihrem eignen Magistrate regirt wird.

Alle Religionen werden hier unter gewissen Bedingungen geduldet: aber die Lutherische ist die herrschende Religion; welcher der Magistrat zugethan ist.

Die Hauptkirche besitzen die Katholiken: die aber die Hostie nicht in öffentlicher Procession durch die Strassen tragen dürfen. Alle ihre Religionsübungen müssen entweder in dieser Kirche oder in Privat-Häusern geschehen. (*) In der Haupt- oder Domkirche ist eine Kapelle,

(*) Bekanntermaßen haben die Katholiken doch zu Frankfurt die meisten und vornehmsten Kirchen.

Kapelle, wohin der Kaiser sogleich nach seiner Wahl geführt, und wo er vom Churfürsten von Maynz gekrönt wird.

Die Juden haben eine Synagoge hier, wo sie ihren Gottesdienst verrichten; den Reformirten hingegen hat man im Frankfurter Gebiete niemals einen gottesdienstlichen Versammlungsort verstatten wollen. Sie besuchen daher den Gottesdienst zu Bockenheim, einem Orte in der Grafschaft Hanau, wo sie eine Kirche gebauet haben.

Dieß heißt sie ziemlich unfreundlich behandeln: und beym ersten Anblicke sollte man sich wundern, daß Martin Luther gegen seinen alten Feind, Lord Peter, (den Papst) und sogar gegen den Judas Ischariot selber gefälliger ist, als gegen seinen Mitreformator, Hans Calvin.

Ob man aber gleich Frankfurt für eine schöne Stadt hält, und das Ganze einen herrlichen Anblick gewährt; so enthält es doch keine Gebäude, die eine vorzügliche Aufmerksamkeit erregten. Man erwartet aber, daß alle Reisenden das Rathhaus besuchen, und das Zimmer besehen, worinn der Kaiser erwählt wird. Und man würde es für eine große Nachläßigkeit halten, wenn sie nicht die berühmte goldene Bulle, die dort aufs sorgfältigste verwahrt wird, besähen. Diese Besichtigung kostet einen Ducaten, ein ziemlich hoher Preis für einen Blick auf eine alte Handschrift, die kaum Einer unter Hunderten lesen kann, und die noch wenigere Leute verstehen können.

Ein Engländer, der für sein Geld mehr Zeitvertreib erwartet hatte, beschwerte sich hierüber, als über eine Uebertheuerung, laut: und antwortete einem Deutschen, den er von den theuren Preisen aller Dinge in England sprechen hörte: — „Und doch ist in England nichts

so

so theuer, als Euer goldener Bulle zu Frankfurt. (*)

Hier giebts einen Gebrauch, den ich seiner Seltsamkeit wegen erwähnen will, wiewohl ich mich umsonst nach seinem Ursprunge erkundigt habe. Jeden Tag erscheinen zwey Frauenspersonen am Mittage auf den Zinnen des vornehmsten Kirchthurms, und blasen einige sehr feyerliche Lieder auf Posaunen. Zu dieser Musik singen vier oder fünf Männer, die die Frauen zu diesem Ende allemal begleiten, geistliche Lieder ab.

Die Frankfurter haben eine sehr große Lust am Singen geistlicher Lieder. Hier giebts eine ansehnliche Zahl Männer und Knaben, deren ganzes Geschäft darin besteht. (**) Manchen Familien singen sie wöchentlich zwey oder drey mal des Vormittags vor, ehe der Hausherr und seine Frau noch aufgestanden sind.

Stirbt eine wohlhabende Person, so versammelt sich ein Chor dieser süßen Sänger auf der Straße vor dem Hause, und singt dem Verstorbenen täglich eine Stunde, bis er beerdigt wird. Der nämliche Chor begleitet die Leichenprocession auch singend.

Leichenbegängnisse werden hier ungemein feyerlich begangen. — Ein Mann in einem langen schwarzen Mantel trägt, am Ende einer langen Stange, der Procession ein Crucifix vor: — eine große Menge gemietheter Leidträger, in eben der Kleidung, und jeder mit einer Citrone in der Hand, folgen ihm Paarweise: — Sodenn kommen die Sänger; alsdenn die Leiche auf einer Todtenbahre; und zuletzt die Anverwandten des Verstorbenen in Trauerkutschen.

(*) Il n'y a rien en Angleterre si cher que vôtre *taureau d'or* à Francfort.

(**) Er meynt vermuthlich die Kurrentschüler.

Das Crucifix wird auf diese Art bey allen Leichen-Processionen vorangetragen, der Verstorbene mag nun ein Katholike, ein Lutheraner oder ein Calviniste gewesen seyn. Daß dieser Gebrauch von den beyden letztern befolgt wird, wunderte mich sehr. Von den Calvinisten insbesondere hätte ich mir eingebildet, sie würden, was sie auch mit den Citronen machten, doch das Crucifix nimmermehr verdauen können.

Hier giebt es eine sehr beträchtliche Anzahl Calvinisten. Insgemein hält man sie für die gewerbsamsten: und unstreitig sind sie die reichsten unter den Einwohnern. Dieß mag vielleicht von einem Umstande herrühren, den einige unter ihnen für eine Bedrückung halten; — daß sie von allem Antheile an der Regierung der Stadt ausgeschlossen sind. — Viele von den reformirten Familien stammen von französischen Protestanten her, die auf die Widerrufung des Edikts von Nantes ihr Vaterland verlassen haben.

In der Gegend um Frankfurt giebts einige Dörfer, die ganz von französischen Flüchtlingen bewohnt werden, die um die nämliche Zeit aus ihrem Vaterlande entwichen sind, und sich hier beysammen niedergelassen haben. Ihre Nachkommen sprechen im gemeinen Leben Französisch, und behalten viele von ihren Gebräuchen bis auf den heutigen Tag bey.

Zwo oder drey itzt zu Frankfurt wohnende Familien stammen aus England her. Ihre Vorfahren entwichen anfangs, während der Verfolgungen unter der Regierung der Königin Marie, nach Holland, und da sie nachher durch die Grausamkeit des Herzogs von Alva auch aus jenem Lande vertrieben wurden, fanden sie endlich in dieser kaiserlichen freyen Reichsstadt eine sichere Zuflucht für sich und ihre Nachkommen.

Die Menge der Juden zu Frankfurt ist erstaunlich groß, wenn man eine traurige Beschwerlichkeit erwägt,

erwägt, der sie hier unterworfen sind, da sie alle beysammen in Einer an einem Ende verbaueten Gasse wohnen müssen. — Am andern Ende befindet sich ein grosses Thor, das zu einer gewissen Stunde des Nachts ordentlich verschlossen wird, worauf kein Jude mehr auf den Straßen erscheinen darf; sondern die ganze Heerde, wie eine Heerde Viehes, bis an den Morgen zusammengedrängt und eingesperrt bleiben muß. Da diese Gasse enge, der einer jeden Familie verstattete Raum klein ist, und die Kinder Israels sich niemals durch ihre Reinlichkeit, wohl aber allezeit durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichnet haben, so können Sie sich leicht vorstellen, daß die Judengasse eben nicht der reinlichste Theil der Stadt ist. Mich dünkt, in Egypten selber hätten sie kaum schlechter wohnen können.

Sie haben zu wiederholten malen der Regierung zu Frankfurt große Geldsummen für die Erlaubniß angeboten, noch eine Straße zu ihrer Beherbergung zu kaufen oder zu bauen: aber alle ihre Anerbiethungen sind bisher ausgeschlagen worden.

Ereignet sich in irgend einem Theile der Stadt eine Feuersbrunst, so müssen die Juden zu Frankfurt Wasser herbeyschaffen; dagegen verstattet ihnen aber auch der Magistrat, sich aus ihren eigenen Mitteln Richter zur Entscheidung ihrer eigenen Streitigkeiten unter einander selber zu erwählen; im Fall sich aber irgend eine von den beyden Partheyen desselben Spruche nicht unterwerfen will, kann sie an den Magistrat appelliren.

Ohne Zweifel müssen sie aus dem Handel, den sie hier treiben, große Vortheile ziehen, die sie für so große Beschwerlichkeiten schadlos halten. Den Tag über dürfen sie in der ganzen Stadt herumgehen: und diese Freiheit benutzen sie sehr emßig und geschickt. Sie fallen einen in der Straße an; passen vor den Thüren der Wohnungen auf, schleichen sich sogar in die Zimmer ein, und

und erbiethen sich, einen mit allem, was man etwan brauchen möchte, zu versehen. Und kömmt man am Eingange ihrer Gasse vorbey, so bitten sie eben so laut und ungestüm, als so viele Bootsleute der Themse, um eure Kundschaft.

Ich bin zwey mal in ihrer Synagoge gewesen. Ihr Gottesdienst ist eben nicht prächtig; scheint aber sehr eifrig und andächtig zu seyn. Ich sahe einen von ihren Hauptgebräuchen an zwey Kindern verrichten, und konnte mich unmöglich des Mitleidens für die armen Kinder erwehren, die auf eine so grausame Art in eine Gemeinschaft und unter ein Volk aufgenommen werden, das vor Alters schon das Unglück hatte, von den Heiden verachtet zu werden, und noch jetzt von allen frommen Christen verabscheuet wird.

---

47. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Sie werden sich wundern, daß wir so lang an einem Orte bleiben, wo es keinen Hof, und wenige von jenen Zeitvertreiben giebt, welche Reisende anzulocken und aufzuhalten pflegen. Die Wahrheit zu sagen, dem Herzog von Hamilton scheint dieser Platz wohl zu behagen: und ich meines Theils, habe hier Bekanntschaften mit einigen sehr rechtschaffenen Leuten gemacht, deren Freundschaft ich bey jeder Gelegenheit geflissentlich beybehalten will.

Die Gesellschaft theilt sich hier in Adel- und Bürgerstand ein. Jener besteht aus einigen adelichen Familien aus mancherley Gegenden Deutschlands, die Frankfurt zu ihrem Wohnplatze erwählt haben, und einigen wenigen ursprünglich aus Frankfurt herstammenden

den bürgerlichen, jetzt aber geadelten Familien. Die Bürger, die sich in Gesellschaften mit Fremden einlassen, haben sich durch Handlung bereichert, die einige derselben noch jetzt betreiben.

Der Adel hält wöchentlich eine öffentliche Assemblee, in welcher die Gesellschaft Thee oder Caffee trinkt, sich unterredet, oder von sechs bis zehen Uhr Karten spielt. In den andern Nächten versammelt sich die nämliche Gesellschaft wechselsweise in ihren jederseitigen Häusern, und bringt den Abend auf die nämliche Art zu. Zu diesen Gesellschaften wird keine von den bürgerlichen Familien eingeladen. Diese haben aber eben dergleichen Assembleen untereinander, und bewirthen oft ihre Freunde und die Fremden, die sie kennen, sehr gastfrey an ihren Tafeln. Der hohe Adel, der zu Frankfurt wohnt, und die Adelichen von allen Stufen und jeder Nation, die ihr Weg durch Frankfurt führt, nehmen dergleichen Einladungen, mit den bürgerlichen Familien zu speisen, mit Vergnügen an: aber keine deutsche Damen von Stande geruhen, sich so weit herabzulassen. Dieweil ihre Väter, Männer und Brüder, an einer Bürgerstafel bewirthet werden, wollen sie lieber für sich allein zu Hause essen; und daran handeln sie auch klug, fals sie eine sparsame Kost einem herrlichen Gastmahle vorziehen.

Auf den Unterschied der Stände hält man in Deutschland mit aller der pünktlichen Sorgfalt, die eine so wichtige Sache verdient. Hier giebts ein öffentliches, durch Unterzeichnung unterhaltenes Concert. Man sollte sich vielleicht einbilden, die Subscribenten würden sich, so wie sie ankämen setzen, und die, die zuerst kämen, sich ihre Sitze wählen dürfen. — Aber nein! — Die zwey vordersten Reihen von Sitzen müssen den Damen von Stande vorbehalten bleiben; und Bürgersfrauen und Töchter, sie mögen kommen so bald, und bezahlen so

viel

viel sie wollen, müssen mit den hintern Sitzen vorlieb nehmen. — Und doch nach alledem ist dieß hier noch nicht so arg, als in einer Versammlung von Standespersonen, wo die Gemeinden nicht einmal in der Gallerie sitzen dürfen, so theuer sie auch ihre Sitze im Parlement gekauft haben mögen. (*)

Seit unsrer Ankunft hier, ist das Theater auf den Winter von einer Gesellschaft deutscher Schauspieler eröffnet worden. Ich besuchte es die erste Nacht. Es wurde mit einer Art allegorischen Prologs eröffnet, der zu einem Komplimente an die Frankfurter Regierung bestimmt war. Er wurde von der Gerechtigkeit, Weisheit und Wohlhabenheit gespielt, die insgesammt, mit den gewöhnlichen Attributen, persönlich auftraten. Die leztere wurde sehr schicklich von einer großen, feisten, hochschwangern Frau vorgestellt. Was aber die beyden erstern betrifft, so hoffe ich, den guten ehrlichen Frankfurtern zu lieb, daß sie sich im Stadtrathe besser als auf dem Theater auszeichnen. Dieser Prolog wurde mit einer langen Rede beschlossen, die der feisteste Apollo hielt, der, ich getraue mir's zu sagen, jemals oben im Himmel oder hienieden auf Erden erschienen ist.

Darauf fing das Schauspiel an. — Es war eine deutsche Uebersetzung des Englischen Trauerspiels, Georg Barnwell, mit beträchtlichen Veränderungen. Barnwell wird darin als ein rascher, ausschweifender junger Mann aufgeführt; der aber nicht, wie im Englischen Trauerspiele, seinen Oheim ermordet, oder irgend ein anderes grobes Verbrechen begeht: auch läßt der deutsche Uebersetzer ihn nicht henken, sondern zum Beschlusse des Schauspiels nur heyrathen.

Die

(*) Eine Anspielung auf das neuliche Verfahren im Hause der Lords gegen die Mitglieder des Unterhauses.

Die mehresten Schauspiele, die man auf der deutschen Bühne aufführt, sind Uebersetzungen aus dem Englischen oder Französischen: Denn Deutschland, das so viele theologische, juristische, medicinische, chemische und philosophische Schriftsteller hervorgebracht hat, hat wenige Dichter, und diese erst seit einer kurzen Zeit, hervorgebracht.

Jam nova progenies cœlo demittitur alto;
und die deutsche Muse wird nun in ganz Europa bewundert. Leute von Genie empfinden und rühmen ihre Schönheiten, die ihnen selbst in Uebersetzungen noch auffallen; ein starker Beweis ihrer ursprünglichen Kraft. Doch muß es der deutschen Dichtkunst überhaupt, und insbesondere der Dramatischen, sehr zum Nachtheil gereichen, daß die französische Sprache an allen Höfen herrscht, und man an denselben lieber französische als deutsche Schauspiele aufführen läßt.

Die einheimische Muttersprache wird wie ein gemeiner und Provinzialdialekt behandelt; und die französische dagegen als die einzige Standespersonen anständige Sprache gelernt. — Kinder der vornehmsten Familien lehrt man französisch, ehe sie ihre Muttersprache lernen, und befleißt sich sie von dieser abzuhalten, damit sie ja ihren französischen Accent nicht verderben möge. Ich habe Leute gefunden, die sichs für eine Ehre schätzten, daß sie sich in der Sprache ihres Vaterlandes nicht ausdrücken konnten, und die sich darin wirklich für unwissender ausgaben, als sie es in der That waren.

Viele zuverläßige Kenner der deutschen Sprache haben mich versichert, sie sey nervigt, reich, höchst nachdrücklich, und aller Reize der Dichtkunst fähig. Die Wahrheit dieser Behauptung erhellet aus den Werken mancher neuerer Schriftsteller, die sich bestrebt haben dieß unnatürliche Vorurtheil ihrer Landesleute zu dämpfen,

pfen, und der Sprache ihrer Vorväter das ihr gebührende Ansehen wieder zu geben. — Was können aber alle Bestrebungen des Verstandes, des Geschmacks, des Genies, wider die Mode und das Ansehen der Höfe ausrichten? — (*)

Unter die hiesigen Winterlustbarkeiten kann man auch die Schlittenfahrten zählen, die man nur in frostigem Wetter, und wenn ein tiefer Schnee liegt, anstellen kann. Vor kurzem hatte ich eine Gelegenheit eine sehr prächtige Schlittenfahrt mit anzusehen, die einige junge Herren einer gleichen Anzahl junger Frauenzimmer zu Ehren anstellten.

Ein solcher Schlitten ist eine Maschine in Gestalt eines Pferdes, Löwen, Schwans, Greifen, Einhorns oder irgend einer andern seltsamen Form, ohne Räder; unten aber einem gemeinen Schlitten ähnlich, womit man auf dem Schnee fährt. Einige derselben sind vergoldet, oder je nach dem Einfalle des Eigners, auf eine andere Art verziert. — Auf einer Seite steht eine Stange empor, an welcher eine Flagge gebunden ist, die über den Köpfen der Fahrenden wehet. Das im Pelze eingehüllte Frauenzimmer sitzt vorne, und der Herr steht hinter ihr auf einem Brette, das zu diesem Ende angebracht ist.

Der Schlitten wird von zwey Pferden gezogen, die entweder von einem Postillon geführt, oder von dem Herrn gelenkt werden. — Die Pferde sind prächtig geziert, und an den Schabraken, womit sie bedeckt sind, hangen Schellen.

Die Gesellschaft bey dieser Schlittenfahrt bestand aus ohngefähr dreißig Schlitten, deren jeder von zwey oder drey Bedienten, zu Pferde, mit Fackeln, begleitet wurde: denn diese Schlittenfahrt fing zugleich mit der

Nacht

(*) Sehr viel können sie ausrichten: das haben unsere besten und correctesten Schriftsteller bewiesen.

Nacht an. — Ein Schlitten fuhr voran; — die andern folgten in einer Linie in einer bequemen Entfernung nach; und so fuhren sie zwo bis drey Stunden lang durch die Hauptstraßen und Plätze von Frankfurt herum. — Die Pferde laufen einen muntern Schritt oder Trab; die Bewegung des Schlittens ist sanft und angenehm; die Schellen, Flaggen und Fackeln, geben dem Aufzuge ein lebhaftes und prächtiges Ansehen, das sowohl die Schlittenfahrenden als die Zuschauer sehr zu ergötzen schien.

Wenige Tage nach diesem Gepränge, da wir uns eben bereiteten in einem Schlitten nach Hanau zu fahren, langte Herr S —, Lord S —s Bruder, im Gasthofe an. Ohneradhtet er zwey Tage und Nächte über, ohne in ein Bett gekommen zu seyn, gereiset war, war er doch so wenig müde, daß er sogleich mit fuhr. Hanau liegt einige Meilen weit von Frankfurt. Wir hatten hier einen vollkommenen Beweis von der leichten und sanften Bewegung der Schlittenfahrt, die im frostigen Wetter, und auf hinlänglich beschneietem Boden, gewiß die angenehmste Art zu reisen ist, die man nur ersinnen kann.

Hanau ist die Residenz des Erbprinzen von Hessen-Cassel. Als wir in der Stadt eintrafen, begegneten wir der Prinzessin, die eine Schwester des Königs von Dännemark ist. Auch sie fuhr nebst einigen Hofdamen in Schlitten spatziren.

Außer den Hanauischen Truppen liegen jeßt auch zwey Regimenter Hannoveraner hier. Der Erbprinz steht mit seinem Vater nicht im besten Vernehmen. Doch hier lebt er unabhängig, im Besitze der Einkünfte dieses Landes, das ihm von den Königen von Großbritannien, von Dännemark, und von Preußen gesichert ist; allein dieser kleine Hof und der von Hessen-Cassel haben keinen Verkehr mit einander.

Nach dem Mittagessen kehreten wir nach Frankfurt zurück. Der Herzog bewog Herrn S — länger zu Frankfurt zu bleiben, als dieser sichs Anfangs vorgesezt hatte. Er ist ein verständiger junger, muthiger und ehrbegieriger Mann. Sein Großvater, der alte Graf von D —, bestrebt sich, ihn zu bereden, in den geistlichen Stand zu treten, und verspricht ihm eine Pfründe von zwey tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, welche die Familie zu vergeben hat. Dieß, werden Sie bekennen, ist eine Versuchung, welcher wenige jüngere Brüder widerstehen könnten. Allein die Natur scheint diesen jungen Herrn für einen andern Stand bestimmt zu haben. Ich glaube, er wolle lieber eine Schwadron Dragoner kommandiren, als sich zum Erzbisthum von Canterbury befördern lassen.

---

48. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Einige unter dem hier wohnenden Adel ergreifen jede Gelegenheit den wesentlichen Unterschied anzuzeigen, der zwischen ihren Familien und den bürgerlichen ist, und die Vorzüge, die man jenen vor diesen geben müßte, die zwar durch Handlung oder irgend ein anderes eben so niedriges Gewerbe große Reichthümer erworben haben, die sie in den Stand setzen, mit einer ihrem Stande nicht geziemenden Pracht zu leben, denen aber doch, wenn man den Aeußerungen ihrer adelichen Nachbaren glauben wollte, immer noch etwas pöbelmäßiges in ihrer Denkungs- und Lebensart ankleben soll, wovon Leute frey sind, deren Geblüt durch viele Ahnen unbefleckt, und nicht mit jenem Schlamme vermischt,

geflossen

geflossen ist, der durch die Adern gemeiner Bürgersleute schleicht.

Der Herzog von Hamilton scheint die Naturgeschichte nicht mit jenem sorgfältigen Fleiße studirt zu haben, der ihn in den Stand setzte, diesen Unterschied zu bemerken. Er mischt sich eben so gern und vergnügt unter die Gesellschaften der Bürger, als unter die des Adels, speist mit der einen, trinkt mit der andern Caffee, ganz unpartheyisch, und findet auf solche Weise unter beyden, Mittel sich die Zeit noch ganz gut zu vertreiben.

Die zwo Familien, mit welchen wir am vertraulichsten umgehen, sind die des Herrn von Barkhausen, und des Herrn P. Gögel. Jener ist eine von den vornehmsten Magistrats-Personen, ein gelehrter und rechtschaffener Mann. Seine Gemahlin stammt aus einer adelichen Familie im Herzogthum Braunschweig her, und ist eine ungemein verständige und vortreffliche Dame, mit der Englischen und Französischen Litteratur sehr wohl bekannt; spricht das Französische so gut als eine geborne Französin, kann zwar das Englische nicht eben so leicht sprechen, versteht es aber gut, und lieset einige unserer besten Schriftsteller mit Vergnügen.

Herr Gögel ist die mehresten Europäischen Länder durchgereiset, und ist ein gleich großer Kenner von Menschen und Büchern. Er hat sich durch Handlung ein großes Vermögen erworben, und lebt auf eine sehr angenehme und gastfreye Art.

In diesen beyden Häusern treffen wir bey Gelegenheit die besten Gesellschaften unter den beyderley Ständen an diesem Platze an: und in einem oder dem andern pflegen wir, wenn es nicht öffentliche Assemblee ist, gemeiniglich den Nachmittag hinzubringen. —

Den Vormittag bringen wir nun, da der Schnee seit kurzem weggeschmolzen ist, mit Lustreisen in der sehr anmuthigen Gegend dieser Stadt zu.

Als der Herzog von Hamilton und ich eines Tags längs dem Ufer des Mayns, in der Gegend des im Churmaynzischen Gebiethe gelegenen Platzes Höchst, ritten, erblickten wir ein Gebäude, das wenigstens eine fürstliche oder bischöffliche Residenz zu seyn schien. Wir wunderten uns, daß wir noch nichts davon hatten sagen hören: denn es sah prächtiger aus, als irgend eines von den neuern Gebäuden, die wir seit unserer Ankunft in Deutschland gesehen hatten. Wir ritten hinan, giengen hinein, und fanden, daß die Zimmer in demselben, zwar eben nicht im besten Geschmacke angelegt waren, sonst aber an Pracht dem äußerlichen Ansehen gemäß schienen.

Die Arbeitsleute, die an der Vollendung dieser Zimmer arbeiteten, meldeten uns, dieser Pallast gehöre einem Tabakshändler zu Frankfurt zu, der dort noch einen Tabaksladen hielte, und mit der Verfertigung und dem Verkaufen von Schnupftabak erstaunliche Reichthümer erworben habe.

Nahe am Hauptgebäude stehet ein anderes großes Gebäude, das zu einer Tabaksfabrike bestimmt ist, und viele Zimmer für die Arbeitsleute, und gewölbte Keller enthält, worin die verschiedenen Gattungen Schnupftabaks feuchte erhalten werden sollen, bis man sie entweder zum inländischen Verkaufe nach Frankfurt, oder vermittelst des Mayns nach auswärtigen Märkten versendet.

Der Eigner meldete uns, die beyden Gebäude enthielten just dreyhundert Zimmer, und die mehresten derselben gehörten zum Wohnhause. Wir wollten dem

Manne nicht mit Fragen zur Last fallen, und erkundigten uns also auch nicht, wozu er eine so erstaunliche Menge von Zimmern gebrauchen wolle, die eher zu Casernen für zwey bis drey tausend Mann Soldaten, als zu irgend einem andern Gebrauche gebauet zu seyn schienen.

Nach unserer Zurückkunft in die Stadt erfuhren wir, dieser Mann, der kein geborner Frankfurter ist, ob er gleich lange zu Frankfurt gewohnt hat, habe den Magistrat um Erlaubniß ersucht, einen gewissen Fleck Landes zu kaufen, auf welchem er ein Wohnhaus rc. bauen wolle, welches niemand, als Bürger, ohne Erlaubnis des Magistrats thun dürfen. Da ihm aber sein Gesuch abgeschlagen wurde, kaufte er einen kleinen Fleck Landes im Maynzischen Gebiethe, hart am Frankfurter, und am Ufer des Mayns: und aus großem Verdrusse über die Verweigerung seines Gesuchs vom Magistrate, bauete er ein viel größeres und weitläufigeres Gebäude, als er bedurfte, oder sich Anfangs vorgesetzt hatte, im zuversichtlichsten Wahne, je größer sein Gebäude wäre, je mehr würde den Magistrat sein Betragen gegen ihn gereuen.

Auf diesen Tempel der Rache hatte der Tabakshändler schon funfzig tausend Pfund Sterling verbauet, und doch scheint sein Zorn über den Magistrat sich noch nicht gelegt zu haben. — Denn er verschwendet sein Geld noch immer mit einer Verbitterung wider diese unglücklichen Leute, die einem Christen sehr übel geziemt. Die Frankfurter bekennen zwar die Unbesonnenheit ihres Magistrats hierin, loben aber demohnerachtet die Weisheit seines Widersachers nicht, und versichern, in seinem Gehirne müsse es einige eben so leere Zimmer, als in seinem ungeheuren Gebäude, geben.

Ein andermal ritten der Herzog und ich nach Bergen, einem Dorfe, das durch den daselbst vom Prinz Ferdinand im Jahre 1759 gethanen Angriff auf das französische Heer berühmt geworden ist.

Wir wurden von den Herren von Lessener dahin begleitet, zween Herren, die nun ihre Kriegsdienste aufgegeben, und sich zu Frankfurt niedergelassen haben. Sie hatten beyde der Schlacht beygewohnt; der eine als Hauptmann in Hannöverischen, und der andere als Hauptmann in Französischen Diensten.

Sie werden sich erinnern, daß die Franzosen sich während des Winters jenes denkwürdigen Jahres, mit mehr Politik als Recht, dieser neutralen Stadt bemächtigt, und ihr Hauptquartier darinnen aufgeschlagen hatten. Dadurch hatten sie sich wichtige Vortheile verschafft, und sich des Mayns und des obern Rheinstroms versichert, vermittelst welcher sie Vorräthe aus Strasburg, und allen zwischen Strasburg und Frankfurt liegenden Städten, an sich zogen.

Prinz Ferdinand nahm sich vor, sie aus diesem vortheilhaften Posten zu vertreiben, ehe sie sich noch mehr verstärkten. Er zog also plötzlich sein in der Gegend von Münster kantonnirendes Heer zusammen, und erreichte nach einem dreytägigen forcirten Marsche das französische Heer, das damals vom Herzog von Broglio kommandirt wurde, der den Anschlag des Prinzen erfahren, und sich in eine sehr gute Verfassung dagegen gesetzt hatte.

Am Vormittage des dreyzehnten Aprils fing der Prinz seinen Angriff auf den rechten Flügel des französischen Heeres an, der das Dorf Bergen besetzt hatte. — Dieser Angriff wurde drey mal nacheinander mit großer Lebhaftigkeit wiederholt. Der Prinz von

von Isenburg kam mit ohngefähr funfzehenhundert Mann vom alliirten Heere in dieser Schlacht, die bis an den Abend fortdauerte, um. Prinz Ferdinand beschloß hierauf, seine Truppen zurückzuziehen, machte aber Anstalten, die den Feind überredeten, er wolle den nächsten Morgen einen allgemeinen Angriff thun: — und so zog er sich während der Nacht zurück, ohne von den Franzosen auf dem Rückzuge beunruhigt zu werden.

Ich habe sehr verdienstvolle Officiers behaupten gehört, nichts könne weiser entworfen und ausgeführt werden, als dieser Anschlag; und doch ists der einzige wichtige, der diesem großen Feldherrn während des ganzen Krieges mislungen ist.

Dieß Unglück stürzte das verbundene Heer in große Schwierigkeiten: und das Vordringen der Franzosen nebst dem beständigen Rückzuge der Alliirten verbreitete einen solchen Schrecken durchs ganze Churfürstenthum Hannover, daß viele Leute ihre kostbarsten Sachen nach Stade schickten, von wannen sie dieselbe im Nothfalle nach England einschiffen konnten. — Doch die Sachen der Alliirten wurden bald darauf durch den entscheidenden Sieg bey Minden wieder hergestellt, der Prinz Ferdinands Kriegsruhm höher trieb, als er noch jemals gewesen war: wiewohl sehr scharfsichtige Officiers, welche beyden Schlachten beygewohnt haben, noch immer überzeugt sind, daß seine Talente sich zu Bergen, wo er zurückgetrieben wurde, wenigstens eben so sehr, als in der glorreichen Schlacht bey Minden, hervorgethan haben, durch welche Hannover und Braunschweig beschützt, und die Franzosen beynahe aus ganz Westphalen vertrieben wurden.

49. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Vor wenig Tagen kam ich von Darmstadt zurück, wohin ich den Herzog von Hamilton auf einem Besuche, den er jenem Hofe abstattete, begleitet habe.

Da der regierende Landgraf von Hessen-Darmstadt sich damals nicht dort befand, so wieß man unsern ersten Besuch an die Prinzessin Maximiliane, seine Tante. — Sie ladete uns den nämlichen Abend zum Kartenspiele und Nachtessen bey ihr ein. — Die Tafelgesellschaft bestand aus ohngefähr zehen Personen. — Die Prinzessin war munter, leutselig und gesprächig. — Der Herzog bekannte, niemals habe er in seinem Leben einen Abend so sehr vergnügt bey einer bejahrten Dame zugebracht.

Am nächsten Morgen giengen wir auf die Parade, die hier ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit ist. Der Landgraf hat eine ganz schwärmerische Lust zu Kriegs-Manövres und Evolutionen. — Seine Soldaten abzurichten und zu üben, ist sein größtes Vergnügen, und fast sein einziges Geschäft. Um dieß Vergnügen in jedem Wetter und jeder Jahreszeit genießen zu können, hat er einen Saal aufführen lassen, der groß genug ist, funfzehenhundert Mann zu fassen, und sie alle zugleich darinn exerciren zu lassen.

Dieser ungeheure Saal ist mit sechszehen Oefen versehen, vermittelst welcher man ihn just in den Graden von Wärme, die der Constitution seiner Durchlaucht gemäß sind, erhalten kann. — Am Morgen, da wir dort waren, zog nur die gewöhnliche Wache von dreyhundert Mann auf, die, als sie exercirt hatten, und eine Stunde lang in diesem geräumigen Gymnasium hin

hin und her marschirt waren, in Partheyen abgetheilt, und auf ihre jederseitige Posten abgeschickt wurden.

Die darmstädtischen Soldaten sind groß, ziemlich wohl montirt, und vor allen Dingen ungemein gut gepudert. Sie exerciren so geschickt, als man von Leuten erwarten kann, die sich eben damit unter den Augen ihres Fürsten beständig beschäftigen, der ein vortrefflicher Kenner und strenger Richter dieses Theils der Kriegskunst ist.

Darmstadt ist nicht ordentlich befestigt, sondern blos mit einer sehr hohen steinernen Mauer umgeben, die keinen Feind abhalten soll noch kann, sondern blos das Desertiren der Besatzung verhindern soll, welche dazu sehr geneigt ist, weil diese armen Leute zu jenen kriegerischen Zeitvertreiben, die das höchste Vergnügen ihres Fürsten ausmachen, gar keine Lust haben.

Rings um die Mauer stehen, in einer kleinen Entfernung von einander, Schildwachen, die äußerst wachsam seyn müssen. Die eine giebt ihrem Nachbar zur rechten das Wort: „Alles gut;„ dieser ruft es sogleich der nächsten Schildwache zu; und so geht es rings herum, bis der erste Soldat das Wort von seinem nächsten Nachbar zur linken wieder bekömmt, das er, wie vorher, dem zur rechten zuruft; so daß das Wort die ganze Nacht über unaufhörlich herumgeht.

Jeder andere Theil des Besatzungsdienstes wird eben so genau verrichtet, und jede Nachlässigkeit eben so strenge bestraft, als ob ein Feind vor den Thoren wäre.

In drey Nächten dürfen die Truppen selten mehr als zwey Nächte zu Bette gehen; dieß, nebst der nöthigen Aufmerksamkeit, ihre Monturen und Ge-

wehre beständig rein zu halten, ist ein sehr harter Dienst, besonders jetzt, da es sehr kalt, und der Boden mit Schnee bedeckt ist.

Vorjetzt liegt ein kleines Korps Reuterey zu Darmstadt. Sie tragen lederne Koller, und sind prächtig montirt. — Diese sind des Fürsten Leibgarde zu Pferde. — So klein ihre Anzahl ist, so habe ich doch Zeitlebens noch nie so viele außerordentlich große Leute beysammen gesehen; denn keiner unter ihnen ist weniger als sechs Englische Schuhe, drey Zoll hoch, und verschiedene derselben sind noch um ein ansehnliches höher.

Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hielt vormals eine größere Anzahl Truppen auf den Beinen. Jetzt aber beläuft sich sein ganzes Heer nur auf fünftausend Mann. Wie aber selbst das weiseste Betragen der Fürsten selten ungetadelt bleibt; so giebt es Leute, die ihn tadeln, daß er auch nur diese Zahl Truppen hält. Sie sagen, die Finanzen des Fürsten seyen in großer Unordnung, und können den Unterhalt dieses Heeres nicht erzwingen, das man, so klein es auch an sich ist, doch gegen die Größe seiner Staaten für groß halten muß. Auch halten sie sich beym Schaden auf, den der Feldbau und die Manufakturen dadurch leiden müssen, daß diesen nothwendigen Arbeiten und Gewerben die stärksten Leute entzogen, und genöthigt werden, ihre Kräfte auf eine unnütze Parade zu verschwenden. Denn diese strengen Tadler behaupten zuversichtlich, ein Heer von fünftausend Mann könne dem Lande zwar sehr lästig fallen, es aber gar nicht schützen: die Zahl sey für einen Zeitvertreib beyweitem zu groß, und für irgend einen wirklichen Dienst und Nutzen beyweitem zu klein.

Am

Am nämlichen Tage speisten wir mit der Prinzessin Maximiliane zu Mittag; und am Nachmittage stellte man uns der Familie des Prinz George, Bruders des regierenden Landgrafen, vor. Er befand sich eben damals unpäßlich: allein seine Gemahlin nahm den Herzog aufs höflichste auf.

Ihre zween jüngsten Söhne und drey Töchter waren beym Nachtessen. Jene sind noch sehr jung; diese sind schön, vortrefflich erzogen, und machen dem großen Fleiße, den ihre Mutter auf ihre Erziehung gewendet hat, viele Ehre.

Am nächsten Morgen wurden wir vom Freyherrn von Riedesel zum Frühstück in einem angenehmen Landsitze, den er in der Gegend von Darmstadt hat, eingeladen. — Der Herzog fuhr mit ihm in einem sehr sonderbaren Fuhrwerke dahin. Der Baron saß auf einem niedrigen Sitze zunächst hinter den Pferden, und kutschirte; und der Herzog saß auf einem höhern Sitze hinter ihm. Jeder von diesen Sitzen faßt nur eine Person: allein hinter beyden befand sich noch ein hölzerner Sitz in Gestalt eines kleinen Pferdes, auf welchem zwey Bediente standen. Die hier zu Lande gewöhnlichen Post-Chaisen können bequem sechs Personen fassen: und auch die vornehmsten Leute pflegen insgemein zwey oder drey Diener bey sich in der Chaise zu haben. In oeconomischer Hinsicht sind diese Fuhrwerke wohl ausgesonnen, und auch bey frostigem Wetter nicht unbequem: denn hier sorgen Reisende sehr dafür, daß sie sich mit Pelzen wider die Kälte wohl verwahren. Wenn es aber stark regnet, so müssen wenigstens zwey von der Gesellschaft bis auf die Haut naß werden: denn die deutschen Chaisen sind oben niemals ganz bedeckt.

Ich fuhr mit dem Grafen Cullemberg in seiner Kutsche. Wir brachten den Vormittag sehr vergnügt in diesem Hause zu, das dem Ansehen nach anmuthig gelegen ist: wiewohl man im jetzigen beschneieten Kleide von der natürlichen Farbe der Landschaft eben so wenig urtheilen kann, als von der Farbe einer Schauspielerin, die sich so eben für's Theater geschminkt hat.

Wir speisten mit Prinz Georgen zu Mittag, der sich von seiner Unpäßlichkeit wieder sofern erholt hatte, daß er mit speisen konnte. Er ist ein ansehnlicher Herr, hat ein soldatisches Ansehen, und all das Ungezwungene und Freymüthige des Soldaten-Charakters an sich.

Sein zweyter Sohn, der einige Wochen her abwesend gewesen war, traf ein, da wir eben an der Tafel saßen. Er ist ein schöner junger Herr von ohngefähr achtzehen Jahren. Ein Vergnügen war's, die Freude zu beobachten, die dieser kleine Zufall über die Gesichter seiner Aeltern und der ganzen Familie verbreitete, die eine Gruppe ausmachten, welche des Pinsels eines Creuse würdig gewesen wäre.

Bilden Sie sich aber nicht ein, ich sey für diese Familie eingenommen, blos weil es eine fürstliche Familie ist. — Eine Scene häuslicher Freuden ist allemal angenehm, wir mögen sie in einem Pallaste oder in einer Hütte finden: und die nämlichen Anzeichen von Fröhlichkeit würden mich in einer Bauern-Familie zwar weniger in Verwunderung gesetzt, aber eben so sehr vergnügt haben.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moore, John

Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland in Briefen entworfen

Bd.: 1

Leipzig (1779)

It.sing. 1513 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11008441-1
VD18 1546038X-001